

Jahresbericht 2019

Montafoner Museen | Heimatschutzverein Montafon | Montafon Archiv



montafoner MUSEEN



Jahresbericht 2019

Montafoner Museen | Heimatschutzverein Montafon | Montafon Archiv

Michael Kasper (Hg.)

© Schruns 2019
ISBN: 978-3-902225-85-6

Titelmotiv:
Ausstellungsstück in der Sonderausstellung „Mythos Idylle Maisäb“ im *vorarlberg museum* (Foto: Kirstin Tidtling)

Herausgeber:
Heimatschutzverein Montafon
MMag. Dr. Michael Kasper
Kirchplatz 15, A-6780 Schruns
info@montafoner-museen.at
www.montafoner-museen.at

Gestaltung, Satz, Bildbearbeitung: Grafik-Design Frei, Götzis
Druck und Bindung: Vorarlberger Verlagsanstalt, Dornbirn

Gedruckt mit Unterstützung durch das Land Vorarlberg

Inhalt



Jahresbericht

Jahresbericht 2019 (<i>Michael Kasper</i>)	6
grenzen bewegen – Das Montafon 1918/19 (<i>Michael Kasper</i>)	11
Hans Trippolt. 1919–2012. Krieg und Gefangenschaft eines leidenschaftlichen Malers und seine späte Liebe zum Montafon (<i>Bruno Winkler</i>)	15
septimo 2019: „Die Fremden kommen...!“ Siebte Ausgabe des kulturellen Montafoner Erntemonats (<i>Sandra Kraft</i>)	17
Vorarlberger Alpinismusgeschichte: Bericht über das öffentliche Symposium anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums der Alpenvereinssektion Vorarlberg (<i>Andreas Brugger</i>)	23
Mythos Idylle Maisäß. Künstlerresidenzen auf Montafoner Maisäßen (2016–2018) (<i>Andreas Rudigier</i>)	25
Veranstaltungen 2019 (<i>Sandra Kraft</i>)	28

Historisches

Die St. Gallenkircher Viehmärkte um die Mitte des 18. Jahrhunderts (<i>Manfred Tschakner</i>)	36
Freiheitskämpfer? Revolutionär? Landesverteidiger? Landammann Johann Josef Batlogg im Wandel der Jahrhunderte (<i>Teresa Galehr</i>)	37
Zum Gedenken an den Orgelbauer Joseph Bergöntzle (<i>Bruno Oberhammer</i>)	45
Franz Joseph Rudigier – Bischof, Politiker, Seliger? (<i>Michael Fliri</i>)	47
150 Jahre Kirche Gaschurn (<i>Sophie Röder</i>)	56
Bericht zum 150-jährigen Jubiläum des Alpenvereins Vorarlberg 2019 (<i>Hansjörg Klotz</i>)	59
Sigmund Freud in Vorarlberg (<i>Christfried Tögel, Michael Kasper</i>)	66
Ein Jahrhundert Skiclub Gaschurn: Eine Rückschau auf 100 ereignisreiche Vereinsjahre (<i>Andreas Brugger, Josef Manahl</i>)	69
Hemingway und die Frauen (<i>Ulrike Längle</i>)	73
„Vor den Tribunalen des Dritten Reiches“ Ein Bericht zum Thema Verfolgung und Widerstand in der NS-Zeit von Pater Johannes Vogt (<i>Michael Kasper</i>)	83
RESPEKT. Ein Rückblick (<i>Helene Rüdisser</i>)	85

Landschaft

Kennzeichnung zur Montafoner Baukultur 2019 (<i>Valentina Bolter</i>)	88
Förderaktion „Kulturlandschaftsfonds Montafon“ – Jahresbericht 2019 (<i>Leo Walser</i>)	90
Verordnungen nach dem Raumplanungsgesetz über die Ausweisung von Maisäßgebieten als erhaltenswerte Kulturlandschaften (<i>Leo Walser</i>)	91
Sanierungs- und Erhaltungskonzept 1994 für das Maisäßgebiet Plazadels/Wachters Dieja im Gauertal – Umsetzungsbilanz nach 25 Jahren (<i>Leo Walser</i>)	93
Berglandwirtschaft im Rellstal – Forschungsbericht (<i>Sophie Röder</i>)	97
Handbuch „Werkzeugkoffer Maisäßsanierung“ als idealer Leitfaden für Maisäß-Sanierungen (<i>Valentina Bolter</i>)	99

Sprache

Reden wie einem der Schnabel gewachsen (<i>Guntram Plangg</i>)	102
Spaziergang durch die Montafoner Sprachgeschichte (<i>Franz Rüdisser</i>)	107

Inhalt

Volkskunde

Johannis- oder Sonnwendfeuer? Geschichte des Feuerbrauchtums rund um den Sommerbeginn im Montafon (<i>Michael Kasper</i>)	112
Feiertag(s)-Geschichte(n) (<i>Sophie Röder</i>)	119
Textilwerk Montafon (<i>Elisabeth Walch</i>)	120

Sammlung

Sammlung und Geschichten (<i>Elisabeth Walch</i>)	124
Die Depots der Montafoner Museen (<i>Elisabeth Walch</i>)	130
Die beiden Rüstungsheiligen aus der Skulpturensammlung des Schrunser Museums. Einordnung und Anmerkungen zur Konservierung (<i>Arno Gehrler, Angela Kaufmann</i>)	131
Martin von Tours – Der Heilige vor Landschaftskulisse (<i>Klaus Pfeifer</i>)	134

Archiv

Von der Montafoner Tourismusgeschichte zur Postgeschichte von St. Anton im Montafon. Archivbericht 2019 (<i>Andreas Brugger</i>)	140
Aus den Gästebüchern des Hotels Madrisa (<i>Michael Kasper</i>)	142
Die „Archivwerkstatt“ transkribiert zum zweiten Mal heimatkundliche Texte von Anton Fritz (<i>Andrea Brugger, Andreas Brugger, Christine Dügler, Christa u. Hans Stilgenbauer</i>)	143

Anhang

Heimatschutzverein Montafon	160
Bildnachweis	160
Jahresabschluss 2019 (<i>Judith Ganahl</i>)	161
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	162
Autorinnen und Autoren	163
Publikationen	164
Förderer und Sponsoren	166

Jahresbericht

Jahresbericht 2019

Im Jahr 2019 standen neben dem Veranstaltungsformat *septimo* vor allem interne Aktivitäten rund um die Unterbringung von Teilen der Sammlung in einem neuen Depot sowie der Kulturgüterschutz auf dem Programm. So fand auf Vermittlung von Bgm. Martin Netzer die Abschlusswoche des Kulturgüterschutz-Lehrgangs der Donau-Universität Krems im Montafoner Heimatmuseum in Schruns statt. Ergebnisse dieser Woche waren eine einschlägige Räumungsübung, an der sich dankenswerterweise zahlreiche Montafoner Feuerwehren beteiligten, sowie ein provisorischer Notfallplan für die Evakuierung von Teilen der Sammlung der Montafoner Museen.



Generalversammlung am 30. April in der Wintersportsammlung Tschagguns



Notfallübung zum Kulturgüterschutz am 9. Mai im Montafoner Heimatmuseum

Kurz darauf wurde dann mit der Übersiedlung eines ersten Teils der Sammlung in ein neues Depot begonnen. Damit konnten die Lagerungsbedingungen für zahlreiche Objekte, die bis dahin dezentral untergebracht gewesen waren, deutlich verbessert werden. Auch konnte in diesem Zusammenhang im Heimatmuseum selbst Platz geschaffen werden. Den zahlreichen Helfenden des Vereins sowie den Mitarbeitern der Gemeinden Schruns und Tschagguns und des Standes Montafon sei an dieser Stelle ausdrücklich für ihr Engagement und ihre Mithilfe dabei gedankt.

Übersicht Besucherzahlen 2011-2019:

	Bartholomäberg	Gaschurn	Schruns	Silbertal	Externe Veranstaltungen	Gesamt
2011	1.613	2.700	6.103	1.041	5.916	17.373
2012	1.001	2.803	5.855	524	6.322	16.505
2013	1.240	2.751	6.520	1.359	6.958	18.828
2014	1.244	2.568	7.228	1.566	4.445	17.051
2015	1.139	2.446	8.356	1.360	7.367	20.668
2016	1.634	2.669	5.382	1.695	3.945	16.702
2017	1.274	2.549	10.197	1.538	4.644	20.202
2018	1.116	2.150	6.292	1.146	5.365	16.069
2019	1.016	2.553	5.751	1.202	5.167	16.581

Statistik

Die Besucherzahlen konnten trotz der geringeren Anzahl an Sonderausstellungen und dank des Kulturfestivals *septimo* auf einem stabilen Niveau gehalten werden. Dies zeigt sich am konstant hohen Anteil der Besucher bei externen Veranstaltungen. Es wird wiederum deutlich, dass nur aufgrund des vielfältigen und auf unterschiedlichste Zielgruppen ausgerichteten Programmangebots, das von einem engagierten Team erarbeitet und umgesetzt wird, erfolgreich Museums- und Kulturarbeit geleistet werden kann.

In den sozialen Netzwerken konnte die Zahl der *Fans* auf der Plattform *Facebook* auf über 2.000 gesteigert werden, auf *Instagram* und *twitter* verfolgen inzwischen je rund 600 Abonnenten die Meldungen der Montafoner Museen. Im Sommer 2019 wurde überdies damit begonnen auf der Website www.montafoner-museen.at im Bereich „Neuigkeiten“ in Form von Blog-Beiträgen über Montafon-spezifische Themen zu berichten. Auf unserem Youtube-Kanal werden Veranstaltungen als Videos dokumentiert.



Ausstellungen

Aufgrund der zahlreichen internen Projekte wurde die Zahl der Sonderausstellungen im Jahr 2019 etwas reduziert. Im Frühjahr konnte in Kooperation mit dem Kunstforum Montafon die Ausstellung „Aus analogen Archiven“ gezeigt werden. Die künstlerische Herangehensweise läutete damit sozusagen den Archiv- und Depotschwerpunkt des Jahres 2019 ein. Im Juni wurde dann im Montafoner Heimatmuseum Schruns die Ausstellung „grenzen bewegen. Das Montafon 1918/19“ eröffnet. Die Ausstellung bestand aus zwei Teilen: Den Kern bildete die Ausstellung „Epochengrenze 1918? 100 Jahre selbständiges Land Vorarlberg“, die vom Vorarlberger Landesarchiv in Zusammenarbeit mit dem Vorarlberger Landtag entwickelt worden war. Für das Montafoner Heimatmuseum wurden nunmehr regionale Aspekte der Geschichte des Montafons in den Jahren 1918/19 ergänzt.



Ausstellungseröffnung „grenzen bewegen“ am 11. Juni in Schruns

Zum Auftakt von *septimo* konnte anlässlich des 80. Gedenkens an den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im Heimatmuseum die Ausstellung „Krieg und Gefangenschaft 39-49, Arbeiten auf Papier. Hans Trippolt 1919-2012“ eröffnet werden. Nahezu sein ganzes künstlerisches Leben lang malte Hans Trippolt ideale, harmonische Landschaften und Naturmotive und machte sich damit in ganz Vorarlberg einen Namen. Auch das Montafon hat er immer wieder in seinen Bildern festgehalten. Eine Phase seines Lebens verlief jedoch alles andere als harmonisch. Wie unzählige andere junge Menschen seiner Generation stand ein ganzes Lebensjahrzehnt des geborenen Kärntners im Zeichen von Krieg und Gefangenschaft. Man darf vermuten, dass diese dramatischen, mitunter traumatischen Jahre bestimmend waren für Hans Trippolts lebenslange Sehnsucht nach dem Schönen und Stimmigen, das in seiner Malerei zum Ausdruck kommt. Allerdings gibt es nur wenige Bilder, die aus dieser Zeit selbst stammen oder das damals Erlebte thematisieren. Einige davon waren nun in der Ausstellung in Schruns zu sehen. Anlässlich des 100. Geburtstags von Hans Trippolt erinnerten überdies eine Ausstellung im Bregenzer Siechenhaus und ein von seinem Sohn Johann Trippolt und Andreas Rudigier herausgegebenes Buch an den bemerkenswerten Künstler und außergewöhnlichen Menschen. Parallel zur Ausstellung im

Montafoner Heimatmuseum war die Ausstellung mit seinen „Unbekannten Arbeiten auf Papier“ in der MAP Kellergalerie montartphon in Schruns zu sehen.



Ausstellungseröffnung „Krieg und Gefangenschaft 39-49, Arbeiten auf Papier. Hans Trippolt 1919-2012“ am 1. September in Schruns

Publikationen

Analog zu den reduzierten Aktivitäten im Bereich der Ausstellungen wurden auch weniger Publikationen herausgegeben. Im September konnte der zweite Band der Montafoner Flurnamenbücher von Guntram Plangg präsentiert werden. Er behandelt die vordeutschen Flurnamen der großflächigen Gemeinden Gaschurn und St. Gallenkirch und wurde in Gortipohl präsentiert. Die Vorarbeiten am dritten Band, der die Außerfrattner Gemeinden Tschagguns, Vandans, St. Anton, Lorüns und Stallehr umfasst, sind bereits im Gange.



Buchpräsentation „Alte Montafoner Flurnamen 2“ am 8. September in Gortipohl

Außerdem wurde zur Ausstellung „grenzen bewegen“ gemeinsam mit dem Vorarlberger Landesarchiv eine Broschüre herausgegeben, die insbesondere auch zahlreiche Aspekte der Montafoner Geschichte der Jahre 1918/19 umfasst. Erfreulicherweise konnten im Laufe des Jahres auch einige vorübergehend vergriffene Publikationen neu aufgelegt werden. So wurde etwa gemeinsam mit dem vorarlberg museum



der Sonderband zum Kristberger Flügelaltar nachgedruckt, da dieser im Spätsommer in St. Agatha am Kristberg wieder an seinem ursprünglichen Aufstellungsort zu sehen war. Gemeinsam mit den Öztaler Museen konnte eine Neuauflage der Kinderbuchreihe „Erzähl mir von früher“ in Auftrag gegeben werden.

Für zahlreiche weitere Publikationen, die im Jahr 2020 erscheinen sollen, wurden umfangreiche Vorarbeiten getätigt.

Veranstaltungen & Vermittlung

Das ganze Jahr hindurch konnte ein vielfältiges Veranstaltungs- und Vermittlungsprogramm angeboten werden. Der Kulturmonat *septimo*, bei dem dieses Mal das Thema „Tourismusgeschichte“ im Zentrum stand, wurde wiederum in Kooperation mit Montafon Tourismus veranstaltet. Diese Zusammenarbeit wurde auch im Rahmen der „Montafoner Gartahocks“ erfolgreich praktiziert.



Theatervorführung „Das letzte Haus“ am 12. September im Rahmen von *septimo*

Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Exkursionen und Kulturlandschaftswanderungen. So wurden etwa wiederum zahlreiche Spaziergänge zur Montafoner Baukultur unternommen und interessante bauhistorische Objekte besucht.



Gemeinsam mit der Umwelta Abteilung des Landes, dem Naturschutzverein Verwall sowie der inatura fanden zahlreiche Wanderungen durch besonders herausragende Landschaftsgebiete und Biotope der Talschaft statt.



Kulturlandschaftswanderung am 22. September durchs Valzifenz

Auch an den jährlichen Großveranstaltungen Reiseziel Museum, Lange Nacht der Museen und Tag des Denkmals beteiligten sich die Montafoner Museen wiederum. Gemeinsam mit den Institutionen der Kulturvernetzung Montafon wurde die 2. Montafoner Kulturnacht in Gaschurn organisiert und durchgeführt.



2. Montafoner Kulturnacht am 29. Juni in Gaschurn

Ein weiterer Fokus wurde auf das Archiv gelegt und sowohl ein Alte Schriften- und ein Genealogie-Kurs sowie eine Archivwerkstatt durchgeführt. Überdies widmete sich die MS Schruns Dorf im Rahmen eines Projekts der Person Johann Joseph Batloggs und besuchte zahlreiche Schauplätze an denen dieser gewirkt hatte. Die beeindruckenden Ergebnisse des Projekts wurden schließlich in der Langen Nacht der Museen in Schruns präsentiert.

Schließlich fanden in den Museen sowie in der Montafoner Kulturlandschaft zahlreiche Führungen und Ausbildungslehrgänge statt. Über regelmäßige Vermittlungsaktivitäten von Klaus Bertle wurden herausragende Elemente der regionalen Kulturlandschaft wie die Barockkirche Bartholomäberg, der



Exkursion der MS Schruns-Dorf ins Kloster St. Peter in Bludenz

Silberpfad am Kristberg oder die Säge von Hubert Loretz in Latschau einem breiten Publikum näher gebracht.

Kultur- & Naturlandschaft

Im Schwerpunktbereich „Kulturlandschaft“ ist insbesondere auf die nächste Runde der Kennzeichnung „Montafoner Baukultur“ zu verweisen. Herausragende Objekte bzw. Ensembles wurden vom Stand Montafon mit dem Signet ausgezeichnet. Erfreulicherweise verteilen sich diese über die gesamte Talschaft und über alle Höhenstufen hinweg. Sie verdeutlichen die Vielfalt der Gebäude und Elemente in der Montafoner Kulturlandschaft und repräsentieren das Engagement der jeweiligen Verantwortlichen.

Nicht zuletzt wurden auch wieder konkrete Maßnahmen zur Erhaltung der Kulturlandschaft durchgeführt. Neben zahlreichen Beratungen ist dabei insbesondere das 10. (!) „Schraggazu-Seminar“ von Friedrich Juen im Gauertal hervorzuheben.



Erfolgreiches 10. Schraggazu-Seminar am 25. Mai im Gauertal

Parallel dazu konnten einerseits mehrere historische Gebäude dokumentiert und andererseits Initiativen zu Sanierung und Erhaltung derselben begleitet werden. Insbesondere der Kulturlandschaftsfonds Montafon – eine einzigartige Einrichtung im Land – verdeutlicht, dass das Bewusstsein für den Erhalt der Montafoner Baukultur in der Region steigt. Vor allem im Bereich der Alpen und Maisäbe gibt es dafür zahlreiche positive Beispiele.

Diesbezüglich wurde im Montafoner Heimatmuseum der „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“, ein Handbuch für Eigentümer, Planer und Gemeinden mit konkreten Handlungsempfehlungen für nachhaltige und praktikable bauliche Lösungen, präsentiert. Das fertige Handbuch kann kostenlos im Internet heruntergeladen oder beim Stand Montafon bestellt werden.



Präsentation von Handbuch und Ausstellung „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“ am 24. September im Heimatmuseum in Schruns

Forschung

Das Forschungsprojekt zur Geschichte der NS-Zeit im Montafon wurde fortgesetzt. Im Rahmen des Projekts wurden im ersten Halbjahr 2019 die Archivrecherchen sowie die Oral-History-Erhebungen weitgehend abgeschlossen. Anknüpfend an die bereits gesetzten Schwerpunkte konnten insbesondere in den Themenbereichen „Grenze/Flucht“ und „Zwangsarbeit“ sowie hinsichtlich der Struktur der NSDAP-Mitglieder und -Funktionäre neue Erkenntnisse gewonnen werden. Auch wurden in Kooperation mit dem Tiroler Volkskunstmuseum völlig neue Quellen zur Geschichte der Volkskultur in der NS-Zeit entdeckt und ausgewertet. Überdies konnten zu den Themenbereichen „Tourismus“ und „Alpinismus/Wintersport“ noch weitere Interviews geführt werden.



Tourismusgeschichtliche Veranstaltung am 3. September im Hotel Madrina in Gargellen



Rund um das 70. Jubiläum von Montafon Tourismus widmete sich das Kulturfestival *septimo* schwerpunktmäßig der Geschichte des Fremdenverkehrs in der Region. Parallel dazu wurden auch zahlreiche Zeitzeugeninterviews mit Tourismusverantwortlichen geführt und auch Zeitungs- und Archivrecherchen zum Thema unternommen.



Zeitzeugenabend zum Jubiläum von Montafon Tourismus am 18. November in Schruns

Sammlung & Archiv

Detaillierte Informationen zu den Aktivitäten im Bereich der Sammlung sowie im Archiv finden sich in den jeweiligen Beiträgen in diesem Jahresbericht.

Insgesamt soll an dieser Stelle aber für die vielen Schenkungen von Bildern, Dokumenten und Objekten gedankt werden, die wir im vergangenen Jahr wiederum erhalten haben. Wir bitten auch weiterhin um die Überlassung von derartigem materiellem Kulturerbe, das für die Nachwelt gesichert und erhalten werden soll.

Ein besonderer Fokus liegt im Rahmen des Interreg-Projekts „Virtuelles Geschichtsforum“ zur Geschichte des Wintersports auf der Erstellung einer Online-Datenbank zu diesem Thema. Gemeinsam mit anderen Archiven und Museen wird diese laufend befüllt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.



Buchpräsentation des Arbeitskreises der Vorarlberger Kommunalarchive am 12. Dezember in Egg



Regionales Kulturvernetzungstreffen mit Landesrat Bernhard am 30. September im Alpin- und Tourismuseum Gaschurn



Projekt-Treffen zum Projekt „Virtuelles Geschichtsforum“ am 13. März in Tschagguns

grenzen bewegen

Das Montafon 1918/19¹

Die Jahre 1918/19 brachten tiefgreifende Veränderungen, die den weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts entscheidend mitprägten. Während die Monarchie der Habsburger nach Jahrhunderten zusammenbrach, kam es zur Entstehung der Ersten Republik und den ersten Wahlen. Diesem Umbruch waren die Schrecken des Ersten Weltkriegs vorausgegangen. Dieser Krieg hatte Millionen Opfer gefordert und sowohl an der Front wie auch in der Heimat massiv in das Leben der Menschen eingegriffen. Auch im Montafon – an der Gebirgsgrenze zur Schweiz – erlebte die Bevölkerung in dieser Phase des Übergangs Hunger und Not, politische Agitation und einen Neubeginn, der im Zeichen der Hoffnung auf eine bessere Zukunft stand.

Die Ausstellung bestand aus zwei Teilen: Den Kern bildete ein Großteil der Schau „Epochengrenze 1918? 100 Jahre selbstständiges Land Vorarlberg“, die vom Vorarlberger Landesarchiv in Zusammenarbeit mit dem Vorarlberger Landtag entwickelt wurde. Für das Montafoner Heimatmuseum wurden nunmehr regionale Aspekte der Geschichte des Montafons in den Jahren 1918/19 ergänzt. Diese stehen im Fokus dieses Beitrags:

Hochburg für den Schweizer Anschluss

In Vorarlberg gab es in den ersten Monaten nach dem Ende der Habsburgermonarchie verschiedene Anschlussbestrebungen an die Schweiz und auch an Deutschland. Die konservativen Bauern engagierten sich dabei federführend für die Schweiz. Das Montafon wurde zu einer Hochburg für den Anschluss an das südliche Nachbarland.

Eine erhebliche Mehrheit im Tal identifizierte sich wohl mit den ideologischen Vorstellungen des Hauptproponenten der Anschlussbewegung, dem Lustenauer Lehrer Ferdinand Riedmann. Er war der Moderne gegenüber skeptisch eingestellt und wies eine christlichsoziale, antisozialistische, antikapitalistische, antisemitische und religiös unduldsame Grundhaltung auf.

Bei der Volksabstimmung vom 11. Mai 1919, in der es darum ging, ob die Landesregierung in Verhandlungen mit der Schweiz treten sollte, erreichten die Montafoner Gemeinden Spitzenwerte. Das deutschnational eingestellte Schruns bildete dabei eine Ausnahme. Die neue Republik mit dem sozialdemokratischen Kanzler Karl Renner war geradezu ein Feindbild für viele im Montafon.

Als klar wurde, dass die Bundesregierung den Anschluss ablehnte und auch die Schweizer kein Interesse zeigten, organisierten die Montafoner Gemeinden „Entschließungen“ an die Landesregierung, in denen drauf hingewiesen wurde, dass die Montafoner „bereits vor 110 Jahren“ einen Anschluss an die Schweiz gewünscht hätten. Nun verweigere ihnen die „Wiener Regierung“ – wie seinerzeit der „Polizeistaat“ Metternichs – das Selbstbestimmungsrecht.

Alpini im Montafon

In mehreren Zeitungsberichten wurde während des Krieges geschildert, dass das Toben der Front aus der Ferne im Montafon zu vernehmen sei:

„Schon durch längere Zeit hört man [in Gaschurn] von der Südfront starken Kanonendonner, der mancherorts die Fenster klirren macht.“

Wenn auch zu bezweifeln ist, dass tatsächlich die Front zu hören war, so verweist der Bericht dennoch darauf, dass das Montafon ziemlich weit von der Front entfernt war und es im Tal keine unmittelbaren Kriegsergebnisse gab.

Nach Kriegsende kamen dann aber für kurze Zeit italienische Soldaten ins Tal. Möglicherweise hing deren Präsenz mit den Aussichten auf einen Anschluss an die Schweiz zusammen, wie einige Montafoner meinten. Es gab nämlich Spekulationen darüber, dass die Siegermacht Italien einem Anschluss Vorarlbergs an die Schweiz zustimmen würde, wenn sie selbst dafür das Tessin erhalten würde.



K. u. k. Soldaten vor dem Hotel Taube in Schruns.

Vor diesem Hintergrund traf zwischen 17. und 25. Juli 1919 eine kleine Alpini-Einheit im Montafon ein. Sie rückten als Orientierungspatrouille über das Zeinisjoch vor und besetzten Partenen, Gaschurn und Schruns. Während Tirol damals tatsächlich besetzt war, gab es in Vorarlberg kaum militärische Einheiten. Gegenüber dem Montafoner Volkswehr-Kommandanten, der die Grenze zu sichern hatte, wiesen sich die Italiener „höflich“ als „5. Reggimento Battaglione Valcamonica Landeck“ aus.

¹ Sonderausstellung im Montafoner Heimatmuseum Schruns, 11.6.-25.8.2019





Grenzüberschreitungen im Rätikon

Während der Kriegszeit wurde die Gebirgsgrenze zur Schweiz militärisch bewacht. Sowohl der illegale Handel mit Waren als auch die Flucht von Stellungspflichtigen sowie Kriegsgefangenen sollte unterbunden werden. Für den Besuch von Gargellen war es daher beispielsweise nötig sich beim Grenzschutzkommando einen Erlaubnisschein zu besorgen.

Nach Kriegsende übernahm die sogenannte Volkswehr die Sicherung der Grenze. In einem Zeitungsbericht vom 4. Jänner 1919 aus Gargellen heißt es dazu: „Winters Gewalt hält uns umfängen und furchtbar wütet nächtlicher Weile der Sturm und schüttelt Haus und Stell und schaurig heult es uns [?] pfeift es durch alle Ritzen und Fugen. Einer nach dem andern der wenigen Bewohner zieht ins Haupttal hinaus, stiller und stiller wird es in unserm romantischen Hochtal, wo der weiße Tod auf den Höhen lauert. Mühsam arbeitet sich manchmal ein Junger durch den tiefen Schnee bis zum Stalle. Nur Jäger und Skipatrouillen der Volkswehr dringen noch in die im tiefen Winterschlaf liegenden Alpen vor und kehren mit roten Nasen wieder. - In kleinem Kreise bespricht man die Vorgänge im alten Österreich und widmet besonderes Interesse der Frage der künftigen Zugehörigkeit zur Schweiz.“ In dieser Zeit des Mangels wurde rege geschmuggelt, aber auch Personen versuchten in jener Zeit immer wieder, die Grenze unerkannt zu überschreiten. So meldete die Bürgerwehr St. Gallenkirch Ende Februar 1919, dass „ein Herr und eine Frau, wie man sagt aus höherer Aristokratie“, versuchten in die Schweiz zu entkommen.

Im Sommer 1919 wurden sodann Klagen über den Schweizer Grenzschutz laut, der die Bergsteiger im Rätikon über Gebühren belästige: „Mancher hat schon eine oft unbemerkte Grenzüberschreitung von einigen hundert Schritten mit der Abführung in die nächste Schweizer Talstation gebüßt, wenn er nicht vorher noch ein wenig unter Feuer genommen wurde.“

Erschöpfung, Hunger und Krankheit

In der letzten Phase des Krieges machte sich in der gesamten Monarchie – sowohl an der Front wie auch in der Heimat – Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit breit. Zum Hunger und zu den Entbehrungen kam in jenen Tagen als zusätzliche Bedrohung die sogenannte „Spanische Grippe“. Dabei handelte es sich um eine besonders aggressive Infektionskrankheit, die im Winter 1918/19 weltweit mehr Todesopfer forderte, als das Kriegsgeschehen an der Front.

Doch bereits im Frühjahr 1918 kam es vermehrt zur Erkrankungen, wie die Schulchronik von Schruns berichtet:

„Gestern ist unerwartet rasch der Schüler Otto Gstach an Diphtheritis (gestorben). Die II. Klasse, der er angehörte, wurde auf die Dauer von 10 Tagen geschlossen. Die Mitschüler lassen für seine Seelenruhe sechs Hl. Messen lesen.“

„In dieser Woche sind wieder zwei Schulkinder (je eines der I. u. II. Klasse) an Diphtherie gestorben.“



„Seit einiger Zeit tritt unter den Schulkindern die Masernkrankheit heftig auf, zuerst in der II, dann in der I. Klasse. Im Februar über 1200, im März über 1400 Absenzen.“

Wenn man die mangelhafte und einseitige Ernährung, aber auch die Arbeitsbelastung von Jung und Alt bedenkt, ist es nur zu verständlich, dass sich in diesen Notzeiten vor und nach Kriegsende Krankheiten schnell ausbreiten und viele Opfer fordern konnten. Die Sterbebücher der Montafoner Pfarren verdeutlichen die Auswirkungen der Grippeepidemie auf das Montafon. So starben etwa in Vandans vom 22. Oktober bis zum 7. Dezember 1918 neun Personen zwischen 2 und 75 Jahren an der Influenza. Auch in Gaschurn forderte die Epidemie vom 25. November bis zum 1. Dezember 1918 vier Menschenleben.

Wenige Wochen zuvor war in den Medien diesbezüglich noch beschwichtigt worden:

„Gaschurn, 4. Okt. (Grippe.) Wenn wir auch, Gott sei Dank, in dieser Kriegszeit von der Grippe verschont geblieben sind, so ist diese Krankheit nach unserem Sterbebuch hier doch nicht unbekannt; denn im Jahre 1848 [...] starben an derselben Krankheit [2 Personen]. [...] Also nichts Neues!“

Etwa einen Monat später – unmittelbar nach dem Inkrafttreten des Waffenstillstandes – lauteten die Berichte dann anders:

„Schruns, 5. Nov. (Grippe.) Dieser unheimliche Gast hat sich auch hier niedergelassen. Fast in jedem Hause sind kranke Leute. Die Schule ist geschlossen, da die beiden Herren Lehrer Wiederin und Heinzle von der Krankheit befallen sind. Auch Herr Frühmesser Eßl liegt krank darnieder. Witwe Anna Maria Mugg von Gamprätz, eine brave, christliche Hausmutter, starb nach kurzer Krankheit.“

Im Dezember klang die Grippe im Montafon langsam ab. Aus Vandans wurde betrübt berichtet:

„Vandans, 7. Dez. (Grippe.) Während die Zahl von 6 Sterbefällen innerhalb der ersten 9½ Monate 1918 im Verhältnis zu anderen Jahren eine niedere Sterblichkeitsziffer bedeutete, raffte die Grippe seit dem 22. Oktober 9 Personen in der einzigen Woche vom 26. November bis zum 3. Dezember sieben Personen hinweg und riß zum Teile sehr schmerzliche Lücken. Besonders hart wurde die Familie des Herrn Gemeindevorstehers Franz Josef Bitschnau mitgenommen. Am 28. Nov. starb ihm ein Mädchen im Alter von 8½ Jahren, am 29. (tags darauf) ein Sohn von 20 Jahren und am 2. Dezember folgte leider auch im Alter von 47 Jahren die treubesorgte, brave Mutter ihren vorausgegangenen Kindern im Tode. [...] Möge dieser unheimliche Gast [die Grippe] bald verschwinden.“

Staatskanzler Dr. Karl Renner im Montafon

1919 wäre Dr. Karl Renner, dessen Namen einige Vorarlberger im Jahre 1966 bei der Schiffstaufer von Fußach übel mitgespielt, beinahe Vorarlberger geworden. Mitte August wurde dazu im Volksblatt informiert:

„Vor kurzem fuhr mit Automobil Staatskanzler Dr. Renner durch Schruns nach Partenen, wo er sich bereits eine Heimat gekauft hat. Wie man hört, wollen noch mehr solche Herren sich im Montafon einkaufen!“

Tatsächlich waren mit Renner der Staatssekretär des Außenamtes, Dr. Otto Bauer, und Julius Deutsch, Unterstaatssekretär für Heereswesen, in Partenen gewesen, um hier Grund und Boden zu erwerben. Renner erwarb für sich das Anwesen „Im Loch“, Dr. Bauer den Hof „Bofa“.



Warum die sozialdemokratischen Spitzenpolitiker aus Wien Vorarlberg und gerade das arme Dorf Partenen im hintersten Montafon ausgesucht hatten, wurde klar, als sie zu den Friedensverhandlungen nach St. Germain reisten. Die Wahrscheinlichkeit, dass Vorarlberg der Schweiz angeschlossen würde, war in ihren Augen wohl ziemlich erheblich. Für diesen Fall hätten sie vorgesorgt und einen Besitz in der Schweiz ihr Eigen nennen können. Bald nachdem das Thema eines solchen Anschlusses vom Tisch war, erschien ein Gesandter aus Wien, der den Auftrag hatte die beiden Anwesen wieder zu veräußern.

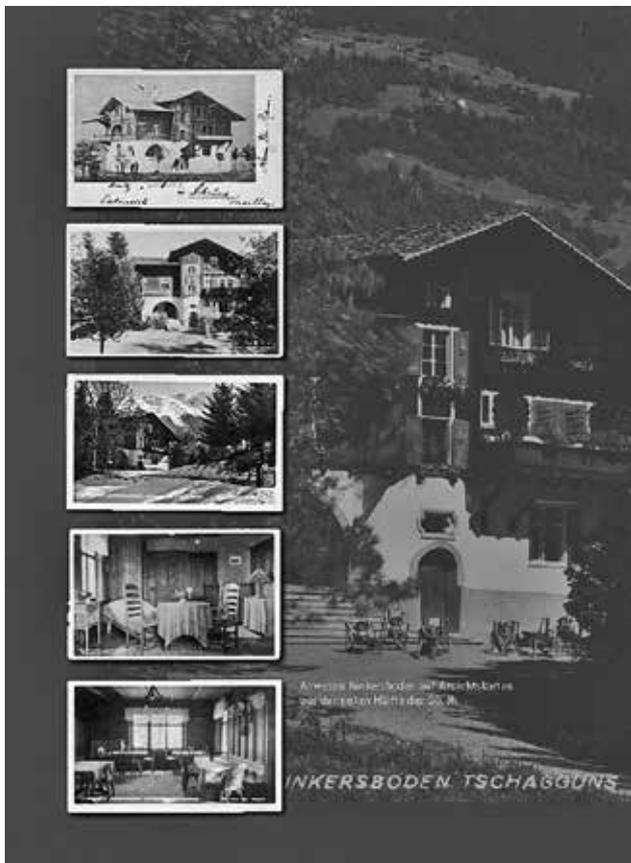
In einem Zeitungsartikel wurden die angeblich mangelhaften Erfolge Renners bei den Friedensverhandlungen – er hatte wohl kaum Spielraum – kritisiert. In diesem Kontext stellte der Redakteur abschließend fest: „Mi liaber Dokter Renner, Du bist an schlächta Partenner!“



Prominenz im Montafon vor 100 Jahren

Die Gastwirtschaft „Junker(s)boden“ in Tschagguns stand im frühen 20. Jahrhundert hoch im Kurs. Freizeitwohnsitze von wohlhabenden Gästen war schon damals Thema im Tal. Am 16. September 1909 wurde diesbezüglich in der Zeitung „Der Tiroler“ berichtet:

„In letzter Zeit wurde die Sommerwirtschaft ‚Junkersboden‘ in Tschagguns von Freiherrn von Ram, welcher sich zur Zeit mit seiner Frau hier in Schruns in Sommerfrische befindet, käuflich erworben. Herr Ram und seine Frau sind aus Utrecht in Holland und werden nun diese Wirtschaft zur Privatvilla umgestalten. Der Eingang dieser Wirtschaft wird hier allgemein bedauert, denn die Lage derselben ist [...] wohl eine der schönsten unseres Tales Montafon und wurde von Kurgästen, wie auch von einheimischen Leuten zu schönen Ausflügen und Spaziergängen fleißig benutzt.“



Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs erwarb Dr. Karl Freiherr von Skoda, der Inhaber der Skodawerke in Pilsen und damit Hauptwaffenproduzent der k.u.k. Armee, im Frühjahr 1919 das Anwesen. Dieser Besitzübergang wurde im Vorarlberger Volksblatt mit folgendem Appell ergänzt:

„Freiherr Karl von Skoda aus Pilsen hat den Ansitz Junkersboden gekauft. Jetzt wird erzählt, der neue Besitzer wolle zu diesem Ansitze noch Bauerngüter ankaufen und so sich einen größeren Grundbesitz sichern. Wir wissen nicht, inwieweit das Gerede der Leute der Wahrheit entspricht, warnen aber vor dem Verkauf von bäuerlichem Grundbesitz in die Hände von Nichtbauern. Kein Fuß breit Boden soll dem Zwecke, der Volksernährung dienstbar zu sein, entfremdet werden. Gera-

de in Tschagguns ist ja schon eine Anzahl von Maiensäben in die Hände Fremder übergegangen. Wo früher 50 bis 60 Kühe weideten, weiden jetzt noch 8 bis 10. Also Achtung, Montafoner Bauer, und schütze die Bauerngüter!“

Wenige Wochen später besuchte Skoda persönlich sein neues Eigentum. Der Bericht im Volksblatt fiel im Gegensatz zu den schroffen Worten im April nunmehr deutlich wohlwollender aus:



„Gestern [4. Juni] ist Herr Dr. Karl Skoda hier eingetroffen und im Hotel ‚Löwen‘ abgestiegen, um sein erworbenes Landhaus (Junkersboden) in Tschagguns zu besichtigen. Sowohl sein neues Heim, als auch die ganze Gegend gefielen ihm sehr gut und er widmete durch seinen Sekretär für die Armen in Schruns und Tschagguns je 3000 Kr., in Vandans 1000 Kr., den Herren Dekan, bezw. Pfarrer in Schruns und Tschagguns für Kirche je 500 Kr., sowie dem Verschönerungsverein in Schruns 300 Kr. Dieser Beweis von Nächstenliebe wird dem neuen Gast einen angenehmen Aufenthalt und allseitigen Dank der ganzen Bevölkerung sichern.“

Es ist davon auszugehen, dass Skoda sich im Falle eines Anschlusses Vorarlbergs an die Eidgenossenschaft einen Wohnsitz sowie Grund und Boden in der Schweiz sichern wollte.



Hans Trippolt. 1919–2012

Krieg und Gefangenschaft eines leidenschaftlichen Malers und seine späte Liebe zum Montafon

Eine Ausstellung im Montafoner Heimatmuseum, im Herbst 2019.

Das Heimatmuseum als Schnittstelle

Generell genießen Museen eine hohe gesellschaftliche Glaubwürdigkeit und Akzeptanz, das bestätigen auch seriöse Untersuchungen. Ihnen wird die Fähigkeit zugeschrieben, Werte wie Sammeln und Bewahren, Forschen und Erinnern besonders ernst zu nehmen. Immer mehr fällt musealen Einrichtungen aber auch die Aufgabe zu, gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, soziale Prozesse zu moderieren und mit anderen Einrichtungen zu kooperieren.



Bei allen diesen Aufgabenfeldern nehmen die Museen im Montafon eine Vorbildfunktion wahr, und besonders die letztgenannte Museumstugend – Kooperationsbereitschaft – bringen die Montafoner Museen immer wieder überzeugend zur Geltung. Nicht zufällig fungiert der Heimatschutzverein als Anlaufstelle und Umsetzer in einem seit zwei Jahren erfolgreich wirkenden Vernetzungsrahmen, der zahlreiche Kultur-

und Kunstanbieter im Montafon kontinuierlich zusammen führt. Ausdruck dessen ist die periodisch erscheinende Broschüre „Kulturvernetzung“, als Service für Kulturinteressierte im Montafon.



Eines der letzten überzeugenden Beispiele für die Kooperationsfreude der Montafoner Museen ist das Projekt um den Künstler Hans Trippolt, der seinen letzten Lebensabschnitt in Schruns verbracht hat. Dieses Projekt ist ein Beispiel dafür, wie interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen einem Ort der Geschichte (Montafoner Heimatmuseum), einem Ort der Kunst (MAP Galerie Schruns), einem Ort der Landesgeschichte (vorarlberg museum) und einer engagierten Familie (Trippolt) möglich geworden ist.

Teil eines landesweiten Vorhabens

2019 jährte sich Hans Trippolts Geburtstag zum hundertsten Mal – ein willkommener Anlass, das Leben und die Kunst dieses bedeutenden Bregenzerers auf angemessene Weise zu würdigen. Schauplatz waren drei Ausstellungen, an denen künstlerische und/oder biografische Lebensbilder gezeichnet wurden. Großer Wert wurde dabei auf eine Sinn stiftende Wahl der Verortung gelegt: in der MAP Galerie Schruns, im Montafoner Heimatmuseum und im Siechenhaus Bregenz.

Hans Trippolt – KRIEG UND GEFANGENSCHAFT
Im Montafoner Heimatmuseum, Schruns

Diese Schau hatte biografischen Erzählcharakter und skizziert Hans Trippolts Kriegszeit an der West- und Ostfront und seine Zeit in russischer Gefangenschaft und Heimkehr von dort zu Weihnachten, im Jahr 1949. Dokumentarisches Erzählmateriale zu diesem Lebensabschnitt gab es in dieser Ausstellung ebenso wie Bildskizzen.

Hans Trippolt – UNBEKANNTE ARBEITEN AUF PAPIER
In der MAP Galerie, Schruns

Für die MAP Galerie in Schruns sind unbekannt, weil noch nie ausgestellt Blätter vorgesehen. Diese Bilder stellt der Sohn Johann Trippolt aus seinem eigenen Fundus zur Verfügung und



schlägt damit ein neues Kapitel in der Präsentations- und Rezeptionsgeschichte des Künstlers Hans Trippolt auf.

Hans Trippolt - ZEITZEICHEN
Im Siechenhaus, Bregenz

Die Motive für seine hier gezeigten Arbeiten fand Hans Trippolt in seiner direkten Umgebung am Bodensee und in seiner Heimatstadt Bregenz. Landschaften, Stadtansichten, Seeblicke heute von damals, eingefangen vom Blickwinkel eines leidenschaftlichen Autodidakten, der seine Malutensilien dort auspackte, wo er gerade ein Sujet entdeckte.

Ein Künstler in Krieg

Das Heimatmuseum in Schruns hat sich also angeboten, einen einerseits sehr persönlichen, andererseits auch allgemeinhistorisch relevanten Bereich des mehrteiligen Projekts aufzuarbeiten und im Rahmen einer Ausstellung zu präsentieren. Dabei widmete sich die Ausstellung jenem biografischen Abschnitt von Hans Trippolt, der fraglos die bedrückendste Zeit seines Lebens war.

Es grenzt an ein Wunder, dass Trippolt sowohl im Weltkrieg, als auch in der langen Gefangenschaft die Freude und den Willen nie verloren hat, sich bildnerisch zu betätigen, und dabei auch seine lebenslange Sehnsucht nach dem Schönen nie aufgegeben hat. Wenn man sich die teils deprimierenden Umstände seiner Lebenssituation im Krieg und in der Gefangenschaft vor Augen führt, ist das umso bemerkenswerter. Allein dieser Schaffenswille zeugt von seiner unbändigen Energie (von seiner Begabung einmal abgesehen), die Zeichen der Zeit in Bildzeichen zu fassen – ergänzend dazu auch in Worte, die er parallel dazu niederschrieb.

Auch davon erzählte die Ausstellung im Heimatmuseum ein- und nachdrücklich. Schließlich haben auch seine persönlichen Postkarten, Briefe und Erinnerungen Platz in die Ausstellung gefunden und rundeten damit das Bild der Kriegsjahre des bildenden Künstlers Hans Trippolt ab.

Was an dieser Ausstellung neben inhaltlichen Aspekten besonders bemerkenswert ist: Alle Erzählformen in der Ausstellung – mit Ausnahme der sachbezogenen Ausstellungstexte und Exponat-Beschriftungen – stammen aus der Hand des „Erzählers“ selbst: die Bilder, die Skizzen, die Handschrift auf Postkarten, sonstige Aufzeichnungen, und nicht zuletzt die mündlich erzählten und von der Familie schriftlich erfassten Erzählpassagen.

Einziger Wermutstropfen dabei: Als Hans Trippolt (erst im Dezember 1949!) seine Frau Annelotte wieder in die Arme schließen konnte, hatte er seine in Gefangenschaft gemalten Aquarelle nicht mehr dabei. Diese hatte man ihm im Zuge seiner Entlassung abgenommen. Was trotz aller damaligen Widrigkeiten und über den großen Zeitraum bis heute erhalten geblieben ist, konnte in der Ausstellung im Heimatmuseum beeindrucken – und auf eine bemerkenswerte Kulturleistung verweisen.

Gelebte Erinnerungskultur

Solche Lücken im Œvre des Künstlers, wie die am Ende der Gefangenschaft konfiszierten Zeichnungen und Aquarelle, mögen bedauerlich sein. Eine ansonsten sorgsam und verantwortungsvoll gelebte und gepflegte Erinnerungskultur kann ein solcher Verlust jedoch nicht schmälern, denn:

Hätte die Familie des Hans Trippolt ihn zu Lebzeiten nicht immer wieder ermuntert, doch auch vom Krieg zu erzählen, hätte den mündlich erzählten Erinnerungsfundus niemand schriftlich festhalten können. Hätte die Familie unzählige, mitunter sehr unscheinbaren Blätter nicht respektvoll aufbewahrt, und hätten schließlich Familienmitglieder sich nicht selbst Suchende und Forschende der Geschichte des Hans Trippolt gewidmet, ein Projekt wie dieses wäre – speziell in seiner ernsthaften Tiefe und Breite – nie möglich gewesen. Auch nicht die Ausstellung im Heimatmuseum.

Somit war, auch unter diesem Blickwinkel, speziell diese Ausstellung im Montafoner Heimatmuseum wohl am geeignetsten Ort zu sehen. Wo sonst spielt Erinnerungskultur eine zentrale Rolle? Wo sonst gilt es, gelebte Erinnerungskultur, wie sie von der Familie des Hans Trippolt gepflegt wurde und wird, angemessen zu würdigen und zu präsentieren?

Mithin wurde dieses Projekt ein beeindruckendes Beispiel für die kooperative Grundhaltung des Heimatschutzvereins. Das Projekt wurde allerdings auch, und ganz besonders in der Ausstellung des Heimatmuseums, ein überzeugendes Beispiel familiärer Erinnerungskultur auf hohem Niveau.

Die Ausstellung ist schlussendlich auch eine Erinnerung an das Ableben des Künstlers und Humanisten Hans Trippolt. Schließlich hat Hans Trippolt in seinen späten Lebensjahren das Montafon zunehmend kennen und schätzen gelernt. Er hat es immer öfter auch künstlerisch verarbeitet, und er ist – auf eigenen Wunsch – im Montafon gestorben.

Ausstellung – die Akteure

Kuratoren: Dr. Stefan Dietrich, Dr. Michael Kasper
Texte: Dr. Stefan Dietrich
Koordination: Elisabeth Walch
Fotografie: Manfred Schlatter
Gesamtleitung: Dr. Johann Trippolt

Ausstellungen – das Buch

Das Buch zum Gesamtprojekt „Erinnerungen Hans Trippolt 1919 – 2012“ ist erhältlich im Montafoner Heimatmuseum, in der MAP Galerie und im vorarlberg museum.

septimo 2019: „Die Fremden kommen...!“

Siebte Ausgabe des kulturellen Montafoner Erntemonats

Von 1. bis 30. September 2019 zeigte die Kulturoffensive septimo (**Sept**ember **im Montafon**) einmal mehr, dass das Montafon „reif für Kultur“ ist. Die siebte Auflage des kulturellen Montafoner Erntemonats war mit über 50 Veranstaltungen an 30 Tagen und über 2000 Besuchern sehr intensiv, aber auch sehr erfolgreich.

Doch nicht nur mit den Zahlen können wir mehr als zufrieden sein. Das Format hat sich mittlerweile weit über die Talgrenzen hinaus etabliert, was das Besucherinteresse aus dem ganzen Land deutlich zeigt. Die tägliche Portion Kultur – serviert von den Montafoner Museen in Kooperation mit Montafon Tourismus und vielen weiteren Partnern – wird größtenteils begeistert angenommen. Dabei sind die kleinen und feinen Termine genauso wichtig wie die größeren, publikumswirksamen Veranstaltungen. Es gilt, Einblicke in die vielseitigen Aufgaben der Montafoner Museen zu gewähren und eine wertvolle Kommunikations- und Präsentations- Plattform historisch-musealer und kultureller Arbeit im Montafon weiterhin zu etablieren.

Unter dem Titel „Die Fremden kommen“ stand der septimo 2019 ganz im Zeichen der Entwicklung und Geschichte des Tourismus in der südlichsten Talschaft Vorarlbergs. Hintergrund dafür war das 70-Jahr-Jubiläum der talweiten Organisation „Montafon Tourismus“. Doch auch verschiedensten differenzierten und durchaus kritischen Blicken und Betrachtungsweisen wurde in Vorträgen, Aufführungen, Rundgängen und Gesprächen Zeit und Raum, buchstäblich „eine Bühne“ geschenkt. Die immer dringender werdende Frage nach den Grenzen der touristischen Nutzung in einer alpinen Region war ein genauso wichtiger Bestandteil der Veranstaltungsreihe.

Besondere Höhepunkte im septimo 2019 waren sicherlich die ORF Montagesgespräche mit Heike Ladurner-Strolz und Monika Valentin, die Theaterstücke „Das letzte Haus“ von und mit Tobias Fend und einem Ensemble von caféfuerte sowie das Soloprogramm „Bus“ von Fend in einem Linienbus der mbsBus GmbH in Lorüns, Gantschier und St. Gallenkirch; die Tourismus-Zeitzeugenabende, die Verleihung des Signets Montafoner Baukultur, die Präsentation des neuen Flurnamenbuches mit den Flurnamen der Innerfratte von Guntram Plangg und die Ausstellung mit Arbeiten von Hans Trippolt gleich zum Auftakt des Kulturmonats. Mit Rundgängen zu Tourismus- und historischer Architektur, Biotopexkursionen, Konzerten, Literaturabenden, Kinovorführungen, Vorträgen und vielen weiteren Programmpunkten wurde den Besuchern ein bunter Strauß kultureller Vielfalt geboten.

Begegnung & Bewegung, Vergessenes & Vergnügliches, Fantastisches & Faktisches, Gespräch und Genuss: im Programm

des septimo finden sich bekanntlich unterschiedlichste Formate, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in den Blick nehmen. Die Vielfalt der Angebote und die Verteilung der Veranstaltungsorte über die Montafoner Gemeinden und alle Höhenstufen sind seit der Initiierung des Festivals im Jahr 2011 dessen Markenzeichen.

Die Veranstaltungsreihe, die sich ausdrücklich an Heimische und Gäste richtet, wird seit 2017 von Heimatschutzverein Montafon und der Montafon Tourismus GmbH gemeinsam ausgerichtet und findet alle zwei Jahre statt, abwechselnd mit der internationalen Tagung „Montafoner Gipfeltreffen“ (20.-24. Oktober 2019 in Schruns, Titel: „Religion in den Bergen“). Vor allem mit der Marketingabteilung (Grafik/Satz/Druck/Presse/Webseite) der Produktabteilung (Einführung Ticketverkauf über das „Regiondo“-Buchungssystem), der Eventabteilung (Veranstaltungsausführung, Veranstaltungskalender) von Montafon Tourismus haben wir intensiv zusammengearbeitet und in den letzten Jahren einige Neuerungen erfolgreich umgesetzt. Herzlichen Dank an Manuel Bitschnau und sein Team.

Das nächste septimo-Festival findet im Herbst 2021 statt und stellt das Thema „Frauen“ in den Fokus. Wir freuen uns schon auf einen spannenden, abwechslungsreichen und intensiven septimo 2021.

Abschließend sei dem Museums-Team, dem Team von Montafon Tourismus, allen Partnern, Pressevertretern, Meznar Media, der Kulturvernetzung Montafon, den Gemeinden, den Pfarren sowie verschiedensten weiteren Institutionen, unseren treuen und neuen Sponsoren, allen Mitwirkenden, Mitarbeitern, freiwilligen Helfern und vor allem ALLEN Besuchern an dieser Stelle herzlich gedankt.

Ein herzlicher Aufruf an die Vereinsmitglieder des Heimatschutzvereins Montafon (und solche, die es noch werden wollen): Wir sind immer froh, wenn wir auf engagierte Mithilfe zählen können. Wer also Lust und Zeit hat, anzupacken, Veranstaltungen zu begleiten, Fotos zu machen, Ideen einzubringen, soll sich gerne melden, wir freuen uns auf eine fruchtbare Zusammenarbeit und jede konstruktive Rückmeldung.





01.09. Ausstellungseröffnung Hans Trippolt „1919-2012“, Schruns



02.09. Muntafuner Gartahock Tourismuspionierinnen, Gaschurn



03.09. Archivwerkstatt, Heimatmuseum Schruns



03.09. Silbertaler Dorfcafé, Bergbaumuseum Silbertal



03.09. Architekturgeschichte, Lesung und Menü, Gargellen



05.09. Spaziergang zur Montafoner Baukultur, Bartholomäberg



05.09. Montafoner Resonanzen „Orgel“, Schruns



06.09. Biotopexkursion Valleu mit Ch. Kuehs, Bartholomäberg



07.09. Montafoner Resonanzen „Orgel“, Gaschurn



08.09. Buchpräsentation Flurnamenbuch II, Gortipohl



09.09. ORF Montaggespräch Heike Ladurner, Schruns



09.09. Montafoner Spinnstube, Museumsstube Gaschurn



10.09. Führung zu „Architekt Pfeifer“ durch Schruns



12.09. „Das letzte Haus“ beim ehem. Bezirksgericht, Schruns



15.09. Buchbinder Vortrag im Museum in Gaschurn



15.09. Lesung mit Radek Knapp, Bibliothek Montafon, Schruns



16.09. Vortrag Tourismuswerbung im KFM, Schruns



19.09. Historische Reiseberichte, Lesung R. Schneider, Silbertal



20.09. Vortrag „Hemingway und die Frauen“, Gaschurn



21.09. Mundartspaziergang mit Helene und Franz Rüdisser, Schruns



23.09. ORF Montaggespräch mit Monika Valentin im JAM, Schruns



24.09. Eröffnung Werkzeugkoffer Maisäbsanierung, Schruns



24.09. Werkzeugkoffer Maisäbsanierung, Heimatmuseum Schruns



25.09. Kino im Museum, Montafoner Heimatmuseum, Schruns



27.09. Theater „Bus“, Tobias Fend, caféuerte



28.09. Tagung Vorarlberger Alpingeschichte, Bielerhöhe



29.09. Tag des Denkmals, Frühmesshaus, Bartholomäberg



29.09. Tag des Denkmals, Andreas Rudigier, Kristberg



30.09. Sportstättenrundweg durch Schruns-Tschagguns



Vorarlberger Alpinismusgeschichte

Bericht über das öffentliche Symposium anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums der Alpenvereinssektion Vorarlberg

150 Jahre nach der Gründung der Sektion Vorarlberg als Teil des im selben Jahr ins Leben gerufenen Deutschen Alpenvereins (DAV) in München wurden bei diesem am 28. September 2019 im Rahmen von *septimo* durchgeführten Symposiums im Berggasthof Piz Buin auf der Bielerhöhe von sechs Referentinnen und Referenten einige Aspekte und Facetten der Vorarlberger Alpingeschichte, die bis dato noch nicht oder nur wenig beleuchtet worden sind, in den Blick genommen und öffentlich vorgestellt. Die von ca. 55 Interessierten besuchte Veranstaltung dauerte von 14 bis 17 Uhr und wurde vom Verfasser dieses Berichts moderiert, wobei es nach den einzelnen Vorträgen immer wieder zu einem angeregten Meinungsaustausch kam.

Konkret beinhaltete das Programm folgende Vorträge:

Christof Thöny:

Das Lechquellengebirge und seine Erschließung

Thomas Gamon:

Wie endlich alle Berge zu ihren Namen kamen – die Namensgebung durch die Alpinisten

Michael Kasper:

Wie der Gipfel zum Kreuz kam. Gipfelzeichen im Süden Vorarlbergs

Simone Drechsel:

Es ist höchste Zeit, an die Ausrüstung für den Bergsport zu denken

Edith Hessenberger:

Kleine Spuren, große Schritte. Bergsteigerinnen in der Silvretta

Andreas Brugger:

Das Madlenerhaus im Wandel der Zeit

Den Anfang machte der Vortrag des Gründungsobmanns des Museumsverein Klostertal und Bludener Stadtarchivars *Christof Thöny* über die Erschließung des Lechquellengebir-

ges, welches seinen Namen vom Alpinisten Walther Flaig erhalten hat. Thöny erläuterte die Bedeutung der Eröffnung der Vorarlberg- sowie der Arlbergbahn in den 1870er und 1880er Jahren für die Erschließung des Gebirges, dessen bekanntester Berg die Rote Wand ist. Diese wurde 1867 vom bekannten Alpinisten John Sholto Douglass, seines Zeichens zweiter Obmann der Alpenvereinssektion Vorarlberg und Namensgeber der Douglasshütte am Lünensee, gemeinsam mit Baron Otto von Sternbach und zwei weiteren Begleitern bestiegen. Ein ausführlicher Bericht dazu kann im Alpenvereinsjahrbuch von 1868 nachgelesen werden.

Anschließend befasste sich der Nenzinger Gemeindecarchivar *Thomas Gamon*, selbst bereits seit 45 Jahren Alpenvereinsmitglied, mit der Namensgebung von Bergen durch Alpinisten. Hatten früher nur die markantesten Berge Namen, so sollte sich dies durch den aufkommenden Alpinismus ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ändern. Als bedeutsam für die Namensgebung bezeichnete Gamon den Verfasser von zahlreichen Gebirgsführern aus der Region, Walther Flaig, der zahlreichen zuvor namenslosen Bergen zu einem Namen verholfen hat.

Im Vortrag von Museumsleiter *Michael Kasper* erfuhr das Publikum, dass Gipfelkreuze ein relativ junges Phänomen sind. Den Anfang machten einfach gehaltene Gipfelzeichen der Erstbesteiger, die als Beleg für ihre erfolgreiche Besteigung dienten. Ein solches hinterließ etwa der Bludener Brunnenmacher Anton Neyer bei seiner sehr frühen Erstbesteigung der Zimba im Jahre 1848, aber auch der Schweizer Johann Jakob Weilenmann, der 1865 mit Joseph Anton Specht und zwei Bergführern den Piz Buin erstbestieg, hinterließ als Beleg ein Steinmännchen. Zur ersten Konjunktur an Gipfelkreuzen kam es schließlich nach dem Ersten Weltkrieg, wobei die ersten Kreuze vielfach sehr einfach gehalten waren. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden schließlich zahlreiche so genannte Heimkehrerkreuze aufgestellt. Heutzutage werden Gipfelkreuze durchaus kontrovers gesehen. So gibt es etwa aus Gründen des Landschaftsschutzes immer wieder Kritik.



Der nächste Vortrag der in der Vorarlberger Landesbibliothek beschäftigten Historikerin *Simone Drechsel* widmete sich dem Thema der alpinen Ausrüstung. Diese war in der



Anfangszeit noch sehr einfach gehalten und die Bekleidung war bis 1900 noch sehr stark von städtischer Korrektheit geprägt. Frauen war es auch bei Bergtouren lange Zeit untersagt, Hosen zu tragen. Hier kam es erst in den 1930er Jahren zu einem langsamen Wandel. In der heutigen Zeit ist, wie Drechsel festhielt, die alpine Kleidung ein Teil des Erscheinungsbildes der Menschen in Städten geworden.

Mit den Bergsteigerinnen in der Silvretta befasste sich im Anschluss die Volkskundlerin *Edith Hessenberger*, die seit 2018 die Ötztaler Museen leitet. Lange Zeit war der Alpinismus sehr männlich. Erst durch den Trend der Sommerfrische kamen vermehrt Frauen als Begleiterinnen in die Berge. Positiv hob Hessenberger die Rolle Viktoria Keßlers vom Rössle in Gaschurn hervor, die 1883 Gründungsmitglied des Alpenvereinsbezirks Innermontafon war. Auch Hermine Flaig, die Gattin von Walther Flaig, wurde in diesem Vortrag behandelt. Allgemein kann festgehalten werden, dass in den letzten zehn Jahren der weibliche Blickwinkel auf die alpine Geschichtsschreibung an Bedeutung gewonnen hat.

Der letzte Vortrag des Symposiums wurde vom Verfasser dieses Berichts selbst gehalten und befasste sich mit der wechselhaften Geschichte des Madlenerhauses. Der Schwerpunkt lag dabei auf der Anfangszeit. War die 1884 von der Sektion Vorarlberg eröffnete Alpenvereinschutzhütte anfangs die einzige im Vorarlberger Teil der Silvretta, so verlor sie durch die Eröffnung der Wiesbadener Hütte im Jahre 1896 etwas an Bedeutung und wurde schließlich 1906 von der Sektion Wiesbaden übernommen. Eine Sonderstellung hatte das Madlenerhaus im Zweiten Weltkrieg, als es im Gegensatz zu den übrigen Hütten im österreichischen Teil der Silvretta größtenteils für Alpinisten zugänglich war. Heute befindet es sich im Besitz der Vorarlberger Illwerke und ist seit mittlerweile



einigen Jahrzehnten bequem mit dem Auto erreichbar.

Es ist geplant, die gesammelten Beiträge in einem der nächsten Hefte der *Bludenzter Geschichtsblätter* zu veröffentlichen. Somit bleibt zu hoffen, dass dieser Bericht das Interesse dafür weckt und die Beiträge auf eine interessierte Leserschaft stoßen werden.

Mythos Idylle Maisäb.

Künstlerresidenzen auf Montafoner Maisäben (2016–2018)

Sonderausstellung im *vorarlberg museum*¹

Wenn Sie sich, geschätztes Publikum, vor Ihrem eigenen Schatten fürchten, wenn Schneebälle brennen, wenn Ihnen fremde Frauen oder Männer begegnen – die Frau vielleicht in roten Hosen oder mit einem roten Kopftuch und der Mann mitunter in einem weißen Mantel – wenn Sie sonntags durch körperlichen Kontakt auf einmal Kirchenglocken klingen hören, wenn Sie ihre Beine nicht mehr unter den Tisch stellen wollen, wenn Ihnen gelbe Kühe oder grüne Pantoffeln begegnen, wenn Geister keine Fragen nach der Ewigkeit beantworten oder wenn Leichen nach Monaten bluten, wenn Ihnen der Herrgott als Bettler verkleidet erscheint – sie sollten ihm nicht einen Kuhfladen als Brot verkaufen –, wenn Totenköpfe sich dem geweihten Boden entziehen, wenn der Wind zum jämmerlichen Wehklagen eines Menschen wird, ja, wenn es klopft und niemand da ist und dafür an anderer Stelle ein Mensch stirbt, wenn es so ist, dann ist Maisäbzeit!

Aber keine Angst, meine geschätzten Damen und Herren, gleich neben der Hütte steht ein Holunderstrauch und der schützt Sie vor jeglichem Ungemach. Mit diesem verknappten Blick in die ungeheuerlichen Tiefen und Untiefen des Erzählreservoirs Maisäbe möchte ich Sie alle ganz herzlich im *vorarlberg museum* willkommen heißen.



Ja, vielleicht waren die Menschen, die uns diese Geschichten erzählt haben, zu lange auf einem Maisäb oder einer Alpe, vielleicht einen oder viele Sommer lang, und die dort herrschenden Verhältnisse haben ihnen akustisch wie optisch manchen Streich gespielt. Diese Geistergeschichten oder *Botzgschichta* dienten im Besonderen dem Schutz der nur zeitweilig bewohnten Siedlungsräume und wirkten in vielen Fällen moralisierend auf die Menschen ein – moralisierend

vor allem dann, wenn man den Maisäb als Ort eines gottlosen und sündigen Lebens interpretierte, wie das lange Zeit in einer von der Kirche dominierten Gesellschaft der Fall war. Ja, und im Nachhinein dienten diese Erzählungen dann wohl der romantisierenden Verklärung des Maisäblebens.

Die Maisäbe erzählen Geschichte und Geschichten. Das mit Ende 2010 fertiggestellte Kulturlandschaftsinventar Montafon weist 137 Maisäbe auf, die sich über die gesamte Tal-schaft erstrecken und die nach wie vor als identitätsstiftend für das Tal zu bezeichnen sind. Als Teil der traditionellen Dreistufenwirtschaft werden sie heute auch an der am Montafon vorbeiführenden Schnellstraße als kulturlandschaftlich charakteristisch beworben. Die topografischen Verhältnisse im Montafon lassen es zu, dass ein Teil der Maisäbe vom Tal aus zu sehen ist – durchaus eine Besonderheit, die nicht jedem vergleichbaren Ensemble in anderen Regionen zu eigen ist. Wie im Übrigen auch der Name. Maisäbe heißen sie nur im Montafon, überm Berg im Bündnerland heißen sie noch ganz ähnlich Maiensäbe, die Bregenzerwälder kennen die Vorsäbe, die Tiroler die Aste oder den Niederleger oder andere österreichische Alpenbewohner sprechen von einer Niederalm.



Wahrscheinlich hängt die Namensbezeichnung Maisäb mit dem Monat Mai zusammen, der je nach Schneeschmelze und Witterung den frühesten Zeitpunkt der jährlichen Besiedlung anspricht. Wenig überzeugend klingen Erklärungsversuche, die mit dem Mähen oder mit eher sagemumwobenen alten abgegangenen Meierhofen zusammenhängen. Historisch sollen die Montafoner statt Maisäb auch vom *Näbadquat* (dem Nebenquartier), oder der *Langswäd* (Frühlingsweide) oder den *Langsigmächer* (Frühlingsgemächer) gesprochen haben. Das mit den Namen ist wirklich so eine Sache, sie veranlassen durch ihre lautmalerischen Klänge manche Interpretationen, die mitunter weitab jeglicher wissenschaftlicher Fundiertheit liegen.

¹ Der Beitrag gibt die Rede anlässlich der Eröffnung dieser Ausstellung vom 20. September 2019 wieder.





Dass Plazadels im Gauertal zum Beispiel aus dem Spanischen kommen soll und einen Platz an der Sonne beschreibt, finde ich schon ein wenig schräg – zumindest habe ich im Internet unter dem Namen Plaza del Sol zuallererst ein Restaurant auf Ibiza gefunden. Viel schöner und stimmiger scheint mir da die Herleitung des hier thematisierten Vergalda in Gargellen, das von Val Calda, dem warmen Tal, herrühren soll. Zu den klingenden Maisäbnamen im Montafon eine Empfehlung: Hören Sie sich das wunderbare Lied „Sassarscha“ der Montafoner Musikgruppe Wildwäxl an, deren Text ausschließlich aus der Aneinanderreihung von Montafoner Maisäbnamen besteht. Was auch wichtig ist und es zu bedenken gilt: Es gibt Begrifflichkeiten, die können überhaupt nur die Einheimischen, also die Montafonerinnen und Montafoner, aussprechen. *Dieja* ist so ein Begriff, *Dieja*, die als Urform des Einraumhauses gilt und vereinzelt noch auf den Maisäben anzutreffen ist. Wenn ich das richtig ausgesprochen habe, dann oute ich mich jetzt als Montafoner, falls sie aber der Meinung sind, das war falsch, dann bitte ich um Nachsicht, ich bin halt das Kind einer deutschen Mutter.



Die Maisäbe beschreiben die mittleren Höhenlagen und stellen eine Durchgangsstufe auf dem Weg zur und von der sommerlichen Weide auf der Alpe dar. In topografisch benachteiligten Landstrichen mit schwer zu kultivierenden Bergregionen ist die Überlegung, jegliche Vegetation zu Zwecken der Fütterung der Kühe und dergleichen bis in Höhenlagen um 2000 Meter und darüber im Verlaufe der warmen Jahreszeit zu nutzen, charakteristisch und typisch. Das ist natürlich keine Erfindung der Walser, weil die Menschen vor dem Mittelalter das auch schon so gemacht haben. Und diese Form der Transhumanz wird an vielen Stellen dieser Welt so geübt.

Die Wege auf den Maisäb sind inzwischen kürzer geworden. Straßen sind ausgebaut worden und gut motorisiert können die Nebenerwerbslandwirte ganz schnell auch als Feierabendbeschäftigung den Maisäb erreichen beziehungsweise bewirtschaften. Wohnhäuser sind dieser Entwicklung zu Folge in der Maisäbregion nicht mehr notwendig, um die Landwirtschaft an diesen Orten aufrecht zu erhalten. Und so werden sie umgenutzt oder nicht mehr gebraucht. Mit Fol-



gen für die Kulturlandschaft. Die Landschaftsplanerin Maria-Anna Moosbrugger sprach 2001, die Zukunft der Maisäbe betreffend, von vier möglichen Szenarien: Eine museale, eine touristische, eine landwirtschaftliche und eine in Form der Verfallspreisgabe, die in relativ schneller Zeit die Nutzung in Form eines Waldes zur Folge hätte, wie wohl schon eine Vielzahl an Beispielen belegen.

Von einer künstlerischen war nicht die Rede. Spätestens seit der Ausstellung von 2015 im ORF-Landesstudio in Dornbirn, als uns die Studentinnen und Studenten der Uni in Liechtenstein vor Augen führten, wie ein Maisäbgebäude künftig aussehen könnte, ist das zumindest theoretisch nicht außer Acht zu lassen. Die Modelle und Entwürfe sind übrigens Teil der Sammlung des *vorarlberg museums* geworden. Wie unglaublich spannend wäre es wohl gewesen, wenn die Montafoner die Idee der Krumbacher gehabt hätten und anstelle von Bushaltestellen wären Maisäbgebäude von prominenten Architekten aus aller Welt entstanden ...

Bevor mich der Standesrepräsentant Herbert Bitschnau mit-leidig anlächelt, beeile ich mich hinzuzufügen, dass ich schon weiß, dass moderne Architektur und Montafon ein eigenes Kapitel darstellen. Ich darf dich, lieber Herbert Bitschnau, und das tue ich sehr gerne, als Vertreter des wichtigsten Kooperationspartners, nämlich des Standes Montafon, ganz herzlich im *vorarlberg museum* willkommen heißen. Das gilt in diesem Falle auch für alle anderen Montafonerinnen und Montafoner und im Speziellen für die Vertreter der Montafoner Museen, eines weiteren Kooperationspartners.

Aus den vielen im Montafon Archiv in Schruns lagernden Zeitzeugenberichten wurde zum einen immer wieder deutlich, dass Maisäbe den Menschen früher eigentlich nur Arbeit bedeuteten. Die Idylle Maisäb also als Mythos, Fragezeichen? Bis zu einem gewissen Grad schon, aber andererseits fügten die Erzählerinnen und Erzähler auch immer wieder hinzu, dass sie sich nirgends so frei gefühlt hätten, wie in jenen Tagen auf dem Maisäb. Ob die Maisäbe deshalb so begehrt sind? Mir wurde ja vor Jahren, als wir mit dem Maisäb-inventar Hunderte von Objekten im Montafon wissenschaftlich untersuchen ließen, unverblümt gesagt beziehungsweise

unterstellt, ich würde mich ja nur deshalb für die Maisäße einsetzen, weil ich selber einen wollte!? So sind sie ...

Ich habe sie nicht gefragt, ob sie einen Maisäß wollten, jedenfalls kümmern sie sich aber darum, einen Beitrag zur Erhaltung der Montafoner Maisäßlandschaft zu leisten. Es handelt sich um das Bregenzer Büro Kairos Wirkungsforschung und Entwicklung, namentlich Martin Strele, die als Ideengeber und Begleiter dieses hier vorgestellten Projekts eine wichtige Rolle spielten und spielen und die ich ebenfalls ganz herzlich im *vorarlberg museum* willkommen heißen möchte. Und als Vermittler und als Bühne und als Unterstützer möchte ich mich ganz besonders beim ORF, Landesstudio Vorarlberg, und konkret bei der Kulturredaktion, bei Jasmin Ölz und Carina Jielg bedanken, die das Projekt von Anbeginn mitgetragen haben. Jasmin Ölz ist heute verhindert, dennoch gilt beiden an dieser Stelle mein Gruß.²

Künstlerinnenresidenzen sind ohne die Künstlerinnen und Künstler nicht möglich. Bernhard Garnicnig, Mathias Garnitschnig, Claudia Larcher und Tobias Maximilian Schnell ließen sich auf dieses Experiment ein. Sie zogen sich für eine Zeit lang auf die Maisäße zurück, machten sich Gedanken und hinterließen Ihnen, geschätztes Publikum, und der Nachwelt künstlerische Objekte, die zum Betrachten einladen und zum Nachdenken anregen. Sehr gerne begrüße ich die anwesenden Künstlerinnen und Künstler im Besonderen. Und danke gleichzeitig allen Besitzerinnen und Besitzern, die ihre Gebäude den Künstlerinnen und Künstlern für dieses Projekt überließen.

Die Kulturwissenschaftlerin Edith Hessenberger hat bei der Untersuchung des Maisäßgebiets auf Röbi und Rongg in Gargellen vor gut zehn Jahren aufgrund von Zeitzeugengesprächen einen Vergleich zwischen Früher und Heute angestellt. Dabei stellte sie grafisch den sommerlichen Jahresablauf der Arbeiten und Tätigkeiten auf dem Maisäß zum einen in den 1950er Jahren und zum anderen in den Nuller Jahren des 21. Jahrhunderts dar. In den 50er Jahren begann die Arbeit im Mai mit dem Auftrieb des Viehs, im Mai und Juni wurde im so genannten Ausschlag des Maisäßes geweidet und das Herbstheu des vergangenen Jahres zugefüttert, Anfang Juli ging es mit dem Vieh auf die Alpe, am 15. August erfolgte dort der Kontrollbesuch der Viehbesitzer und das Abholen der Butter und des Käses. An jenem Tag durfte das Alppersonal übrigens auch mal so richtig feiern. Ende August und Anfang September erfolgten die Heuarbeiten auf dem Maisäß, dann gab es den Alpabtrieb mit Heufütterung auf dem Maisäß, Anfang Oktober dann der endgültige Abtrieb ins Tal und das Mistausführen auf dem Maisäß.

Die Nachfahren der gleichen Maisäßbesitzer berichten im Jahr 2008 von folgenden im Zusammenhang mit den Maisäßen stehenden Tätigkeiten: Ende April nach der Schneeschmelze wurde das Maisäßgelände gesäubert (diese Tätigkeit haben die Vorfahren gar nicht erwähnt), Ende Juni und Anfang Juli, also gegen Schulschluss, gab es gerne Wochenendausflüge der Enkel, der Maisäß diente in diesen Tagen als Partyzone. Ende August und Anfang September folgte das Heuen auf dem Maisäß, das Heu wurde gleich mit ins Tal genommen, im

September gab es dann noch bevorzugt Wochenendausflüge zum Beeren und Pilze sammeln, Anfang Oktober wurde auch jetzt noch Mist ausgeführt und das letzte Heu ins Tal geholt.



Die Zeiten haben sich geändert. Und wenn wir der Ausstellung vertrauen dürfen, wurde unlängst im Vergalda in Gargellen ein Zebra gesichtet. Alte Sagen aus dem Vergalda wissen noch von einer geheimnisvollen Frau zu berichten, die vor allem an kälteren Tagen, statt die Schweine zu hüten, die Wärme der häuslichen Herdfeuer aufgesucht hatte, um dann ihren in alle Winde verstreuten Schweinen nachzulaufen. Ja, meine geschätzten Damen und Herren, auch ich bin wieder dort angelangt, wo ich begonnen habe, aber meine Maisäßzeit endet jetzt und ich freue mich schon, hoffentlich mit Ihnen, auf die Geschichten, die uns die Künstlerinnen und Künstler von ihrer Maisäßzeit mitgebracht haben.³

Bildnachweis:

Die Bilder in diesem Beitrag stammen von Kirstin Tidting.

² Das Team des *vorarlberg museums* wurde in der Ansprache nicht im Detail begrüßt, ihr gilt aber im Besonderen der Dank für die Arbeit an der Ausstellung. Stellvertretend für alle möchte ich Susanne Meusburger als Produktionsleiterin dieses Projekts herzlich danken.

³ Die Eröffnungsrede beruht auf der umfangreichen Literatur zu den Maisäßen, die im Auftrag der Montafoner Museen und des Heimatschutzvereins Montafon seit 2000 publiziert wurde. Die einzelnen Beiträge entstammen den Maisäßbänden aus der Montafoner Schriftenreihe sowie aus Beiträgen im Jahresbericht der Montafoner Museen, weshalb ich auf eine detaillierte Anführung verzichten möchte. Danken möchte ich aber den zahlreichen Autorinnen und Autoren, die mit ihrer Arbeit einen reichen Fundus an Wissen zur Thematik zusammengetragen haben und natürlich allen Gewährsleuten, die bereitwillig zur Auskunft bereit waren.

Veranstaltungen 2019



07.02. Geschichtswerkstatt Honold, Café Dörflinger, Bludenz



22.02. Exkursion Honold in der Innerfratte mit Wilfried Dür



09.04. Mitarbeiterfrühstück Schruns



26.04. Vortrag Savina Konzett, Museum Gaschurn



02.05. Montafoner Baukultur, Haus Hohenfellner, Schruns



06.05. Lehrgang Kulturgüterschutz im Heimatmuseum, Schruns



13.05. Bildungschek Montafon Tourismus, Kulturweg, Schruns



17.05. Muntafuner Gartahock mit Franz Rüdisser, Schruns



21.05. Podiumsgespräch „Grenze“, Remise Bludenz



21.05. Gruppe Museum Silbertal



27.05. Ausflug Heimatschutzverein, FL + CH



06.06. Historische ArchitektTour, A. Haumer, Hof Bials, St. Gallenkirch



06.06. MS Schruns-Dorf Recherche zu Batlogg, Schruns



11.06. Ausstellungseröffnung „grenzen bewegen“, Schruns



18.06. Führung Schulklass, Heimatmuseum Schruns



04.07. Reiseziel Museum, Gaschurn



10.07. Gymnaestrada Teilnehmerinnen besuchen das Museum



07.07. Reiseziel Museum, Silbertal



25.07. Jassabend im Freien, Silbertal



04.08. Reiseziel Museum, Schruns



01.09. Reiseziel Museum, Frühmesshaus Bartholomäberg



03.09. Führung Journalisten Säge „Müllli“, Tschagguns



01.10. Silbertaler Dorfcafé



03.10. Historische Architektouren, Brennerei Stocker, St. Anton



05.10. LNDM, Geschichte und Kunst, MS-Schrus Dorf



05.10. Lange Nacht der Museen, Schrus



09.10. Museumsgütesiegel Festakt, Salzburg



24.10. Gartahock mit Barbara Keiler, Museum Frühmesshaus



21.10. Museumsrallye Silbertal



21.10. Projekt „Weben“ im Heimatmuseum



24.10. Jassabend Silbertal



24.10. Montafoner Spinnstube, Gaschurn



05.11. Dorfcafé Mundart, Bergbaumuseum Silbertal



22.11. Handarbeitsrunde Frühmesshaus, Bartholomäberg



03.12. Adventfeier Dorfcafé Silbertal



10.12. Weihnachtsfeier Heimatschutzverein Montafon, Vandans



01.12. Tag der offenen Tür, Lesung Erna Ganahl, Bartholomäberg

Historisches

Die St. Gallenkircher Viehmärkte um die Mitte des 18. Jahrhunderts

Die Aktenverzeichnisse des 18. Jahrhunderts halten eine Ordnung von behördlichen Schriftstücken fest, die zumeist längst aufgelöst ist. Vielfach existieren die entsprechenden Dokumente gar nicht mehr. Dadurch werden die kurzen inhaltlichen Angaben in den ehemaligen Findbehelfen aller möglichen Bereiche der Verwaltung zu wichtigen Primärquellen einer ansonsten verlorenen Überlieferung.¹ Im vorliegenden Fall wird dies anhand eines im Jahr 1773 angelegten Aktenverzeichnisses des Vogteiamts Bludenz zum Handelswesen – also das „Commerciale betreffend“ – veranschaulicht.²

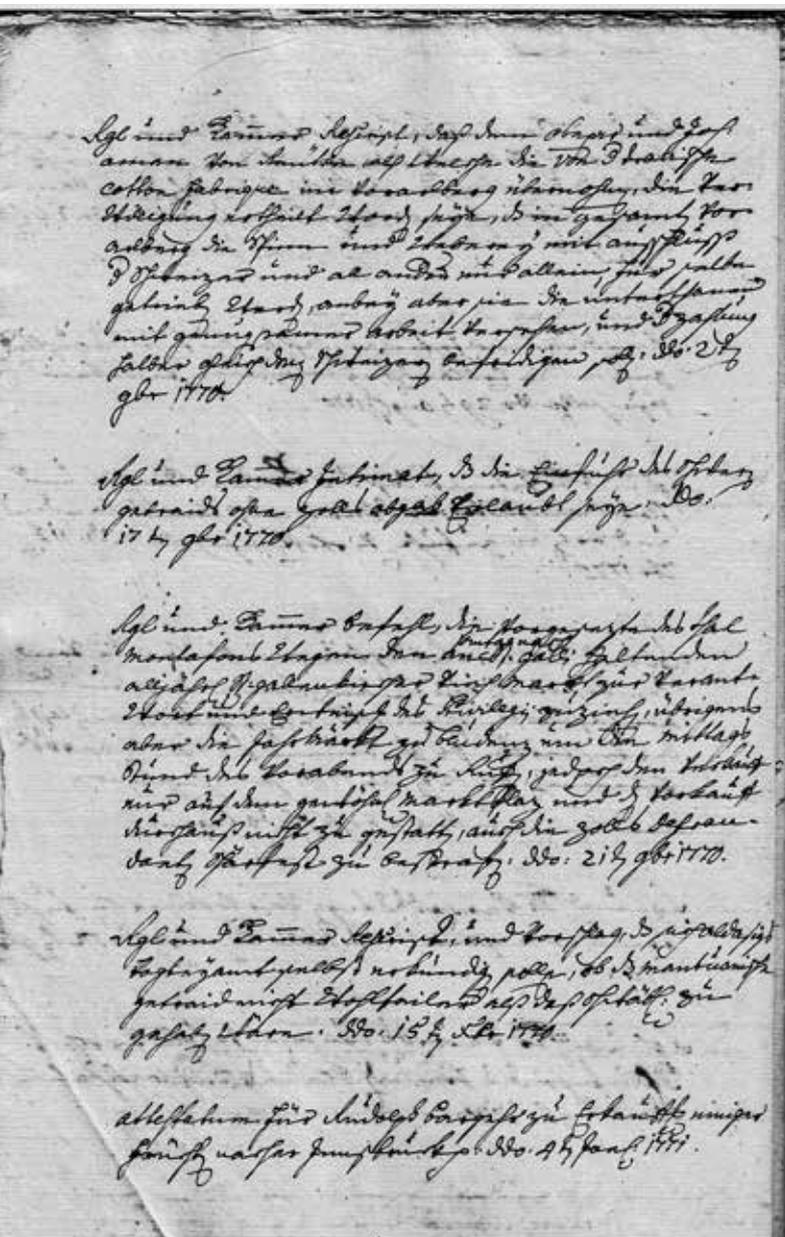
In der genannten Quelle reicht das Spektrum der verzeichneten Dokumente vom Preis des eingeführten Veltliner Weins über die hohe wirtschaftliche Bedeutung der Pferde- und Viehausfuhr, den überregionalen Salz-, Zucker- und Gewürzhandel, den Kleinwarenvertrieb von Savoyarden, Italienern und Vaganten, das Zoll- und Schmuggelwesen bis hin zum Ausfuhrverbot von Hasenhaaren und Hasenbälgen (Fellen).

Darüber hinaus erfährt man zum Beispiel auch, dass die Frage der Innsbrucker Oberbehörden, ob in Vorarlberg eine „Leinwand- oder Tuch-Fabrik“ errichtet werden solle, vom Bludener Vogteiamt im Oktober 1708 negativ beschieden wurde oder dass sich im Jahr 1755 die Gebrüder Gonzenbach aus Hauptwil im Thurgau bemühten, im Montafon eine „Baumwollen Spinnerey“ auf Verlagsbasis zu etablieren.³

Nicht bekannt war bislang, dass spätestens seit den Sechzigerjahren des 18. Jahrhunderts in St. Gallenkirch – also an einem für den Handel mit den südlichen Nachbartälern überaus günstigen Ort – jährlich am Sonntag nach dem Gallustag (16. Oktober) Viehmärkte stattfanden. Während die Abhaltung von Märkten in Schruns nach generationenlangen Bemühungen 1752 durch ein kaiserliches Privileg erlaubt worden war, konnten die St. Gallenkircher aber nichts Vergleichbares vorweisen. Deshalb scheiterte ihr Versuch, einen zweiten Markt im Montafon zu etablieren, wohl schon im Jahr 1770.

Der entsprechende Vermerk im Aktenverzeichnis, der sich im zweiten Teil auf die Bludener Jahrmärkte bezieht, lautet:

R[egierung] und Kammer Befehl, die Vorgesetzte des Thal Montafons wegen den[!] an Sonntag nach St. Galli haltenden alljähr[lichen] St. Gallenkircher Vieh Markt zur Verantwort- und Erweis[ung] des Privilegii zuziehen, übrigens aber die Jahrmärkt zu Bludenz um die Mittags Stund des Vorabends zu rufen, jedoch den Verkauf nur auf dem gewöhn[lichen] Marktplaz und den Vorkauf durchaus nicht zu gestatten, auch die Zolls Defraudanten schärfest zu bestrafen. Ddo [= De dato] 21 ten 9br [= November] 1770.



1 Vgl. z. B. Manfred Tschaikner, Die Pest im südlichen Vorarlberg (1549–1669) nach einem Aktenverzeichnis des 18. Jahrhunderts. In: Bludener Geschichtsblätter 107 (2013), S. 76–94.
 2 Vorarlberger Landesarchiv, Vogteiamt Bludenz 160/3474.
 3 Vgl. dazu Hubert Weitensfelder, Industrie-Provinz. Vorarlberg in der Frühindustrialisierung 1740–1870. Frankfurt/New York 2001 (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft 29), S. 34–35.
 4 Vgl. Manfred Tschaikner, Geschichte des Montafons vom ausgehenden 16. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Montafon 3: Gesellschaft – Ökonomie – Mentalitäten. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Hg. v. dems. Schruns 2018 (Das Montafon in Geschichte und Gegenwart 3), S. 9–143 u. 325–345, hier S. 28–34, 53–54 u. 127–128.



Freiheitskämpfer? Revolutionär? Landesverteidiger?

Landammann Johann Josef Batlogg im Wandel der Jahrhunderte

Johann Josef Batlogg ist im Montafon vielen Menschen ein Begriff, immerhin erinnert ein stattliches Denkmal in der Schrunser Ortsmitte an ihn. Batlogg wirkte in den 1790er Jahren als Richter und Landammann im Tal und ist besonders für seine Leistungen im Rahmen der Koalitionskriege, die gemeinhin auch als Franzosenkriege bezeichnet werden, bekannt. Einen Einschnitt in seiner Biographie stellt die Ermordung des damaligen Kreishauptmanns Indermauer dar, für die Batlogg zunächst verurteilt und inhaftiert, aufgrund der mangelnden Beweislage aber wieder freigelassen wurde. Der Landammann galt in weiten Kreisen der einheimischen Bevölkerung als äußerst beliebt, verstarb aber noch vor Ende des zweiten Koalitionskrieges im Alter von 49 Jahren.

Für Batloggs Person werden in der späteren Rezeption verschiedene Begrifflichkeiten gebraucht; häufig wird er als Freiheits- oder Widerstandskämpfer bezeichnet und mit revolutionären oder heldenhaften Taten in Verbindung gebracht. Sogar als Andreas Hofer Vorarlbergs¹ wird er bezeichnet. Ob derartige Ausdrücke im Zusammenhang mit seiner Person und seiner Arbeit wirklich passend sind, und welche Termini seine Persönlichkeit vielleicht treffender beschreiben könnten, soll in diesem Beitrag, unter anderem, reflektiert werden. Darüber hinaus ist es außerdem spannend zu hinterfragen, welche Umstände Batlogg posthum zu einer derartigen Berühmtheit verholfen haben könnten.

1.) Die Lebensgeschichte Batloggs

1.1) Herkunft und Ausbildung

Johann Josef Batlogg wurde am 11. Oktober 1751 in Vandans geboren.² Seine Eltern Christian und Franziska Batlogg waren *einfache* Bauersleute, die eine kleine Landwirtschaft im Ortsteil Innerbach betrieben. Die Batloggs waren zwar wenig vermögend, genossen im Tal aber ein gewisses Ansehen, da ein Vorfahre der Familie im Rahmen des Spanischen Erbfolgekriegs als Kriegsstrategie hervorragende Arbeit geleistet haben soll.³ Batlogg verfolgte bereits zu Jugendzeiten für die damaligen Verhältnisse außergewöhnliche Ziele: Er galt als sehr wissbegierig und bildete sich selbstständig und mit der Unterstützung des Vandanser Frühmessers Plangg fort. Schon damals interessierte er sich besonders für die Rechtswissenschaften. Er hätte sicherlich auch gerne studiert, dies war jedoch aufgrund der finanziellen Umstände in der Familie nicht möglich.⁴ Manche Zeitgenossen haben ihn aufgrund seines besonderen Interesses als Sonderling wahrgenommen, sodass sich seine Kontakte zu gleichaltrigen Jugendlichen zusehends verringerten. Allerdings besaß er eine gute Auffassungsgabe und einen ausgeprägten Gerechtigkeits-sinn, was ihm bei seiner Vorliebe für die Rechtswissenschaft und auch bei seiner späteren Tätigkeit als Rechtsvertreter sicherlich dienlich war.⁵

Batlogg heiratete mit 28 Jahren 1779 Maria Josefa Bitschnau aus St. Anton und bezog mit ihr das Gebäude des heutigen Gasthofs Adler in St. Anton. Auch dort betrieb er eine kleine Landwirtschaft.⁶ Zu Batloggs Lebzeiten lebte der Großteil der Montafoner Bevölkerung von der Landwirtschaft,⁷ dennoch war es mehrheitlich üblich einer nebenberuflichen Tätigkeit nachzugehen. Viele Männer zogen daher in den Sommermonaten ins Ausland, wie zum Beispiel nach Süddeutschland oder in die östlichen Regionen Frankreichs, um dort Saisonarbeiten als Gipser, Stuckateure, Krauthobler o. ä. zu verrichten.⁸ J. J. Batlogg profitierte dahingehend von seinen juristischen Kenntnissen und konnte sich so als Rechtsvertreter in ganz Vorarlberg und auch in den grenznahen Gebieten Deutschlands und der Schweiz einen Zuverdienst sichern.⁹

1.2) Beruflicher Werdegang

1.2.1) Die Einrichtung des Montafoner Gerichts als Batloggs berufliche Perspektive

Der Stand Montafon war im 18. Jahrhundert in einigen Bereichen bereits selbstständig, in Gerichtsangelegenheiten waren die Montafoner jedoch immer noch von der Bludenzener Jurisdiktion abhängig – eine Situation, die die Bludenzener als vorteilhaft erachteten und deswegen bewahren wollten.¹⁰ Nach jahrhundertelangem Bestreben wurde im Montafon 1776 schließlich ein Lehensgericht eingerichtet, was für die Montafoner Bevölkerung allerdings nur bedingt vorteilhaft war: Zwar konnten juristische Angelegenheiten fortan im Tal geregelt werden, das Gericht wurde nun aber noch stärker kontrolliert als zuvor und wurde überdies nicht von einem Vertreter aus dem Montafon, sondern vom Lehensinhaber geleitet.¹¹ Letztendlich lag die Macht über dieses neu eingerichtete Gericht zu Beginn nicht in der Hand der ortsansässigen Bevölkerung,¹² weshalb Vertreter aus dem Montafon im

- 1 Joesf K. Naumann, Batlogg der Andreas Hofer Vorarlbergs: ein Montafoner Freiheitsspiel aus den Franzosenkriegen, in: Wochenpost: illustrierte Hefte 6 (1934), Heft 21, S. 668-672.
- 2 VLA, Pfarre Vandans, Taufbuch 453/5 (1699-1753), Folio 88, 1. Eintrag 11.10.1751.
- 3 Hermann Sander, Johann Josef Batlogg, der Landammann von Montafon. Ein Lebensbild, Innsbruck 1900, S. 4.
- 4 Ebd.
- 5 Hermann Sander, Die Ermordung der vorarlbergischen Kreishauptmanns I. A. von Indermauer (am 10. August 1796) und ihre Folgen, Innsbruck 1896, S. 166.
- 6 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 4-5.
- 7 Klaus Walter, Die Landwirtschaft als Existenzgrundlage der Bevölkerung, in: Stand Montafon (Hrsg.), Montafoner Heimatbuch, Schruns 19802, S. 500-535, hier S. 511.
- 8 Meinrad Tiefenthaler (Bearb.), Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner. Ein Zeitbild Vorarlbergs aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Dornbirn 1950, S. 94f.
- 9 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 4f.
- 10 Manfred Tschalkner, Herrschaft, Gericht, Steuergenossenschaft, Kirchspiel und Gemeinde. Zur Verwaltungsgeschichte des Großraums Bludenz in der Frühen Neuzeit, in: Ulrich Nachbaur/Alois Niederstätter (Hrsg.), 200 Jahre Gemeindeorganisation. Almanach zum Vorarlberger Gemeindejahr 2008, Bregenz 2009, S. 280-300, hier S. 287.
- 11 Michael Kasper, Gerichtswesen und Verwaltung im Montafon 1775 bis 1848, in: Alfons Dür/Michael Kasper (Hrsg.), Geschichte der Gerichtsbarkeit im Montafon 1775-2017, Schruns 2017, S. 11-34, hier S. 18f.
- 12 Tschalkner, Herrschaft, Gericht, Steuergenossenschaft, Kirchspiel und Gemeinde, S. 287f.



Sommer 1784 ein Ansuchen an den Kaiser stellten, in dem sie einen „Amman“ als Vorsteher für das Montafoner Gericht forderten. Diesem Ansuchen wurde 1786 beziehungsweise 1787 mit der Umwandlung in ein allgemeines Ortsgericht unter der Leitung eines Landammans stattgegeben.¹³ In diesem Zuge wurde Johann Joseph Nayer zum ersten Landamman und Richter der Talschaft ernannt.¹⁴ Batlogg folgte Nayer 1788, da dieser zum Stand Sonnenberg gewechselt hatte,¹⁵ allerdings stellte dies bis 1790 nur eine provisorische Lösung dar.¹⁶ Weshalb Batlogg damals keinen ordentlichen Vertrag erhalten hatte, ist nicht klar, denkbar ist aber, dass er der offiziellen Stellenbeschreibung nicht entsprach, diese definierte nämlich einen „geprüften und von hochlöblichem Inner und oö. Appellatorio mit Wahlfähigkeitsdekret versehenen Rechtskündiger Rathsmann.“¹⁷ Da Batlogg seine Kenntnisse aber im Selbststudium erworben hatte, fehlten ihm entsprechende Nachweise über seine Ausbildung.

Zu Beginn der 1790 Jahre konnte Batlogg von den allgemeinen Umständen in Vorarlberg und im Montafon profitieren. Seit 1789 übte die Bevölkerung in Vorarlberg Widerstand gegen diverse Josephinische Reformen aus. Der ländlichen Allgemeinheit missfielen besonders die Eingriffe in altbewährte, kirchliche Traditionen und Modernisierungen im Schulwesen:¹⁸

„Ein Urteil über die Situation und die Volksstimmung lautet allgemein: ‚Das Volk wünscht sich in Schul- und Kirchen-Sachen alles auf die vor 20 oder 30 Jahren in Uebung gewesenen Andachten und Gebräuche zurückzusetzen und mit der neuen Andachts- und Schul-Ordnung zu verwechseln. [...]‘“¹⁹

Ein Beispiel für eine derartige Neuerung stellt die von Maria Theresia eingeführte Schulpflicht dar. Diese war besonders im Montafon ein tiefgreifender Einschnitt, da zu diesem Zeitpunkt beispielsweise in Schruns nicht einmal die Hälfte aller Kinder im schulpflichtigen Alter einen Unterricht besuchten.²⁰

Gebiete, in denen es aufgrund der Reformen zu gewaltsamen Ausschreitungen gekommen war, wurden nun von den zuständigen Behörden überprüft. In Vorarlberg waren es Beamten aus Tirol, die in der Hofkanzlei in Wien Berichte abliefern sollten. Als eine Ursache für die Probleme, die in den ländlichen Gebieten herrschten, wurden vielfach die Vorsteher genannt: „Die Vorsteher sind dumme und stolze Leute, welche einen starken Anhang haben, und also in allen Stücken den gemeinen Mann dahin führen, wo sie wollen.“²¹ Diese Berichte führten dazu, dass der Gubernialrat Karl von Schmidt die *Problemgebiete* persönlich inspizierte, wobei er zum Schluss kam, dass viele Beamten in leitenden Positionen nicht unbedingt geeignet wären, da sie kaum über juristische Kenntnisse verfügten.²² Als problematisch betrachtete er zudem die Saisonarbeit, die die einheimische Bevölkerung mit ausländischen Ideen und Gedanken in Berührung brachte.²³

Auch wenn der Montafoner Bevölkerung gesamtheitlich betrachtet kein allzu positives Urteil ausgestellt wurde, konnte Johann Josef Batlogg nur von den Beamtenbesuchen durch den Gubernialrat einerseits²⁴ und den Kreishauptmann Georg Andreas von Buol andererseits profitieren. Buol selbst

bezeichnete ihn als „einen vernünftigen, christlichen und leitsamen Mann“²⁵ und nach einer weiteren Visitation durch Graf Alois von Sarnthein sowie Appellationsrath Padatschnig wurde Batlogg das Amt des Landammans im Montafon für unbestimmte Zeit zuerkannt. Seine Tage als *nur* provisorischer Richter waren nun also vorbei.²⁶ Batlogg legte 1792 – obwohl dies nicht verlangt worden war – eine Prüfung im bürgerlichen Recht ab, sodass seine Position als Richter und Landamman im Montafon fortan zusätzlich gefestigt war.²⁷

1.2.2) Die Koalitionskriege gegen Frankreich als besondere Herausforderung in Batloggs Berufsleben

1792 brachen als Folge der Französischen Revolution die Koalitionskriege aus.²⁸ Vier Jahre später stellten diese erstmals eine direkte Gefahr für den westlichsten Teil der habsburgischen Territorien – also für Vorarlberg – dar.²⁹ Die französischen Streitkräfte waren im Norden Vorarlbergs bereits nach Schwaben vorgedrungen³⁰ und in südlicher Richtung nach Mailand. Bei einer Kooperation mit dem schweizerischen Graubünden hätte auch dies eine Bedrohung für das Land dargestellt, nämlich an der gebirgigen Grenze im Süden, die eben an Graubünden grenzte. Kreishauptmann Ignaz Anton von Indermauer hatte dies schnell begriffen und erkannte, dass sich Vorarlberg nicht aus eigener Kraft verteidigen

13 VLA, Vogteiamt Bludenz 81/902.

14 VLA, TM 8/4,

15 Kasper, Gerichtswesen und Verwaltung, S. 17f.

16 Ebd. S. 18.

17 Ebd. S. 16.

18 Benedikt Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs IV. Zwischen Absolutismus und halber Autonomie, Wien u. a. 1982, S. 133-135.

19 Andreas Ulmer, Die Volksbewegung gegen die kirchenpolitischen Neuerungen Josephs II. im Lande Vorarlberg und im besonderen in der Pfarre Dornbirn 1789-91. (Fortsetzung), in: Montfort 1 (1946) Heft 1/2, S. 100-117, hier S. 100.

20 Sebastian Hölzl, Vorarlbergs Pflichtschulwesen vor 200 Jahren, in: Montfort 34 (1982), Heft 2, S. 115-136, hier S. 117.

21 ÖStA, AVA, Hofkanzlei, Kart. 1351, tirol 1771-1791 (anstalten gegen Tumulte), Bericht des Guberniums an die Hofkanzlei vom 9.12.1789, zit. n. Michael Kasper, Aufstände, Kriege Krisen. Das Montafon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Manfred Tschalkner (Hrsg.), Montafon 3. Gesellschaft – Ökonomie – Mentalitäten. Vom 16. Bis ins 19. Jahrhundert, Schruns 2018, S. 182.

22 Otto Stolz, Verfassungsgeschichte des Landes Vorarlberg, in: Montfort 5 (1950), S. 1-100, hier S. 72.

23 ÖStA, AVA, Hofkanzlei IV M 3 Tirol, Schreiben von Gouverneur Sauer an Kanzler Kollowrat vom 6.1.1790, zit. n. Helmut Reinalter, Aufklärung – Absolutismus – Reaktion. Die Geschichte Tirols in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Wien 1974, S. 268.

24 Stolz, Verfassungsgeschichte, S. 72.

25 Georg Andreas von Buol, zit. n. Hermann Sander, Johann Josef Batlogg, der Landamman von Montafon. Ein Lebensbild, Innsbruck 1900, S. 6.

26 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 6.

27 Ebd., S. 8.

28 Michael Wagner, Revolutionskriege und revolutionäre Außenpolitik, in: Rolf Reichardt (Hrsg.), Die Französische Revolution, Freiburg-Würzburg 1988, S. 114-130, hier S. 114.

29 Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs IV, S. 180.

30 Alois Niederstätter, Warum gab es in Vorarlberg „Franzosenkriege“?, in: Alois Niederstätter (Hrsg.), Vorarlberg kompakt. 101 Fragen 101 Antworten, Innsbruck 2018, S. 145-147, hier S. 145.

31 Alois Niederstätter, Vorarlberg 1523 bis 1861. Auf dem Weg zum Land, Innsbruck 2015, S. 193.



konnte.³¹ Eine Kooperation mit Tirol kam nicht in Frage, da dies vom einzigen Nachbarbundesland abgelehnt wurde.³² Indermauer aktivierte daher zunächst alle ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen innerhalb Vorarlbergs und wandte sich zeitgleich an die kaiserliche Obrigkeit, um Unterstützung aus Wien zu erhalten.³³ Diese erhielt er tatsächlich, sodass sich Ende Juli 1796 rund 6600 Soldaten in Vorarlberg befanden.³⁴

Wie befürchtet, kooperierte die bündnerische Bevölkerung mit den französischen Streitkräften, sodass die Gefahr, die an der Südgrenze des Landes drohte, plötzlich eine ernstzunehmende war. Dies veranlasste die Verteidigungsorganisationsoren dazu, die Volkswehr zweizuteilen und die Grenzen im Montafon entsprechend zu schützen.³⁵ Die angespannte Situation im Land – und besonders auch jene im Montafon – dürfte auch ein Grund dafür gewesen sein, weshalb ein Versuch Batloggs, sein Amt niederzulegen, gescheitert war. Aufgrund von Meinungsverschiedenheiten mit dem zuständigen Vogteiamt suchte Batlogg im Sommer 1796 um Entlassung an, dieses Gesuch wurde allerdings negativ erledigt, da J. J. Batlogg einerseits bei der Bevölkerung sehr beliebt war und andererseits bereits pflichtbewusst an Strategien zur Landesverteidigung arbeitete und in diesem Bereich außerdem Stärken zeigte.³⁶

Die Lage in Vorarlberg verschärfte sich erstmals, als – aufgrund der lauenden Gefahr – Archivmaterialien aus den Vorarlberger Städten nach Innsbruck verfrachtet werden sollten. Hierbei sollen neben den zu schützenden Archivalien auch Wertgegenstände und Kleidungsstücke transportiert worden sein, sodass angenommen werden kann, dass einige Beamte planten, vor den herannahenden feindlichen Truppen zu flüchten. Dieser Umstand verunsicherte die Bevölkerung zutiefst, sodass Batlogg beschloss, diese Begebenheiten aufzuklären. Nach Gesprächen mit Indermauer und dem ständischen General stellte sich heraus, dass einige Stände die Verteidigungspläne in Frage stellten und tatsächlich über eine Flucht nachdachten. Daher bat Batlogg um einen außerordentlichen Landtag, der schließlich am 8. Juli 1796 abgehalten werden konnte. Besonders die Stände Bregenz und Feldkirch sprachen ihre Unsicherheit bezüglich der geplanten Verteidigungspläne aus.³⁷

Dass die Vertreter der städtischen Gebiete in Vorarlberg einer Flucht eher zugetan waren als jene im ländlichen Bereich, ist nicht unbedingt verwunderlich. Durch andere wirtschaftliche Voraussetzungen waren viele Menschen im Rheintal zur damaligen Zeit wohlhabender als jene in den bäuerlich geprägten Gebieten wie beispielsweise dem Montafon oder dem Bregenzerwald. Obgleich die Existenz beider Gesellschaftsgruppen durch den absehbaren Krieg gefährdet war, war es den Bewohnern der Stände Bregenz und Feldkirch eher möglich, ihr Kapital zu transportieren, da es vermehrt aus Wertgegenständen und finanziellen Mitteln bestand. Für einen Bauern, dessen Existenzgrundlage und Besitz seine Felder, sein Vieh und sein Hof darstellten, war dies nur sehr bedingt möglich.³⁸ Dieser Umstand erklärt auch, warum sich die Stände Montafon und Bregenzerwald auf dem außerordentlichen Landtag derart vehement für die Verteidigung

Vorarlbergs einsetzen:³⁹ „Unterstützung erhielt Batlogg in dieser Sache vom Vertreter aus dem Bregenzerwald: ‚Wir werden Bregenz besetzt haben, ehe ihr Montafoner ankommt.‘“⁴⁰ Sander fügt diesem Zitat hinzu, dass „durch diesen Wettstreit der patriotischen Gebirgsstände [...] die gute Sache [die Landesverteidigung, Anm.] gerettet“⁴¹ wurde.

Am 6. August 1796 kam es zur ersten Auseinandersetzung zwischen den französischen Truppen und der vorarlbergischen, beziehungsweise habsburgischen Verteidigung, und zwar anders als befürchtet nicht im Montafoner Gebirge, sondern am nördlichsten Punkt Vorarlbergs, nämlich an der Leiblach. Dies veranlasste Batlogg als Befehlshaber des Montafoner Ausschusses seine Leute ebenfalls nach Bregenz zu verlegen, wodurch es zum Konflikt zwischen Batlogg und Indermauer kam: Indermauer schickte Batlogg am Abend des 8. August auf einen Streifzug, um die Franzosen auszuspionieren. Seine Abwesenheit nutzte der Kreishauptmann, um die Flucht zu ergreifen: Bei Batloggs Rückkehr am folgenden Morgen waren Indermauer und weitere Beamte verschwunden. I. A. von Indermauer soll bis zuletzt versucht haben, sich für die weitere Verteidigung einzusetzen, sodass ihm schlussendlich die Zeit fehlte, alle Vorarlberger Truppen über den Rückzug zu informieren.⁴²

„Der französische Angriff am 8. August 1798 brachte es mit sich, daß die ganze wohlgeordnete staatliche Verwaltung des Landes Vorarlberg durch die Vogteiamter und durch das Kreisamt wie ein Kartenhaus zusammenfiel. Die in Bregenz, Feldkirch und Bludenz tätige Beamenschaft hatte die Flucht ergriffen.“⁴³

Durch die nun fehlenden zuständigen Behörden sahen sich auch die kaiserlichen Truppen dazu befugt, den Kriegsschauplatz zu verlassen und Batlogg kehrte mit seinen Leuten ebenfalls ins Montafon zurück. In weiterer Folge gelang es den Franzosen bis nach Feldkirch vorzudringen.⁴⁴

Der sonst eher sachlich wirkende Batlogg hatte auf den Beschluss des Rückzugs recht emotional reagiert und im Zorn gesagt „der Kaiser solle alle, die zum Rückzuge gerathen hätten, zum Galgen verurtheilen [...]“.⁴⁵ Diese im Affekt ausge-

32 Sander, Die Ermordung, S. 6.

33 Ebd. S. 7-9.

34 Niederstätter, Vorarlberg 1523 bis 1861, S. 193.

35 VlbG. LA, Kreis- und Oberamtsakten, Sch. 147/24, 6: Dornbirn, am 27. 5. 1796: Dr. Ganahls Bericht ans Bregenzer Kreisamt, zit. n. Reinhold Bernhard, Vorarlberg im Brennpunkt politischen und geistigen Wandels 1789-1801, Dornbirn 1984, S. 93.

36 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 9f.

37 Sander, Die Ermordung, S. 13.

38 Gerhard Wanner, Die Auswirkungen der Koalitionskriege von 1792 bis 1805 auf Vorarlberg, insbesondere auf die Stände Feldkirch, Rankweil-Sulz sowie auf die Administration Hohenems und das Reichsfürstentum Liechtenstein, Innsbruck 1965, S. 268.

39 Sander, Die Ermordung, S. 13f.

40 Ebd. S. 14.

41 Ebd.

42 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 14f.

43 Bernhard, Vorarlberg im Brennpunkt, S. 143.

44 Thomas Kirisits, Die Rolle des Montafons in den Franzosenkriegen (1792-1801), Feldkirch 1982, S. 37.

45 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 16.



sprochene indirekte Morddrohung sollte ihm einige Monate später zum Verhängnis werden.

Zunächst traf Batlogg aber wieder im Montafon ein, wo die Stimmung aufgeladen war. Die Montafoner Bevölkerung war über die Kapitulation der Vorarlberger und habsburgischen Streitkräfte sichtlich bestürzt.⁴⁶ Batlogg beschloss daher, mit den Soldaten aus dem Montafon an die Kriegsfront zurückzukehren und das Heimatland weiterhin zu verteidigen – auch ohne den Rückhalt der Vorarlberger Beamenschaft. Knapp zwei Wochen später, am 23. August 1796 kämpften die Montafoner Truppen in Feldkirch gegen die Franzosen und hatten nur einen Tag später die Gebiete bis Mühlebach bei Dornbirn zurückerobert. Schließlich konnten die Vorarlberger den französischen Feind wieder bis in den Raum Bregenz zurückdrängen. Nach dieser erfolgreich verlaufenen Verteidigungsaktion konnten im Oktober auch die letzten Schützen ihre Stellungsgebiete verlassen.⁴⁷ Batlogg war inzwischen zwar zum Hauptmann der Montafoner Streitkräfte bestimmt worden, kämpfte aber dennoch häufig selbst an vorderster Front und brachte seine kriegsstrategischen Fähigkeiten ein, wo er konnte. Der Historiker Adolf Helbok ist deswegen der Auffassung, dass Batlogg eigentlich der Anführer der gesamten Vorarlberger Landesverteidigung in den Konflikten von Ende August bis Ende September gewesen sei.⁴⁸

Besonders Batloggs Handeln im Rahmen dieses ersten Koalitionskrieges nützte seinem Ansehen und seiner Beliebtheit ungemein – nun auch außerhalb seines Heimatlandes. In weiten Teilen Vorarlbergs wurde er bereits als Nachfolger des ermordeten Kreishauptmanns Ignaz Anton von Indermauer betrachtet.⁴⁹ Thomas Kirisits betont in seiner Publikation zu den Franzosenkriegen im Montafon, dass besonders die Vertreter des Bregenzerwaldes eine derartige Entscheidung sehr begrüßt hätten. Batloggs Popularität in Vorarlberg war nach den ersten Kämpfen gegen die Franzosen wohl außergewöhnlich.⁵⁰

1.2.3) Die Ermordung des Kreishauptmanns Ignaz Anton von Indermauer – eine Zäsur in Batloggs Lebenslauf

Wie bereits bekannt, war Ignaz Anton von Indermauer, Vorarlbergs Kreishauptmann, gemeinsam mit anderen Vorarlberger Beamten, darunter der Oberamtsrat Franzin und der Bregenzer Bürgermeister Weber, im August nachts aus Bregenz geflohen, da er den Kampf um Vorarlberg bereits verloren glaubte.⁵¹ Die Gruppe war zunächst in Richtung Bludenz unterwegs, um von dort aus über den Arlberg nach Tirol zu gelangen. Die Nacht sollte am Bludener Stadtrand im Kloster St. Peter verbracht werden. Da dort schon eine aufgebrauchte Menschenansammlung auf Indermauer und seine Begleiter wartete, ist davon auszugehen, dass ein Eilbote vorausgereist war und die Bevölkerung von der Kapitulation und der damit verbundenen Flucht unterrichtet hatte. Bevor die Geflohenen überhaupt zu ihren Zimmern gelangen konnten, wurden sie von einer Gruppe aufgeregter Bauern gefangen genommen. Die Bludener Beamten forderten sofort Verstärkung aus den umliegenden Regionen an, um die gefangen genommenen Beamten zu schützen. Die Situation spitzte sich allerdings

und war für die herbeigeeilten Beamten nicht mehr kontrollierbar. Besonders Indermauer und Franzin mussten Demütigungen wie wüste Beschimpfungen und Folter hinnehmen. Männer, die nicht gerade mit der Entwürdigung der Vorarlberger Obrigkeit beschäftigt waren, debattierten energisch über den gegenwärtigen Zustand im Land und ließen sich dabei von den Nonnen des Frauenklosters St. Peter bedienen. Ignaz Anton von Indermauer sowie seine Begleiter Franzin und Weber wurden noch in derselben Nacht unter unkontrollierbaren Zuständen grausam ermordet. Wer dies tatsächlich zu verantworten hatte, konnte nicht geklärt werden, da vermutlich mehrere Männer daran beteiligt gewesen waren.⁵² Indermauer soll vor seiner Tötung darum gebeten haben, Batlogg und auch den Landammann Lorünser von Sonnenberg sowie den Gerichtsherrn Baron von Sternbach über den ausgearbeiteten Zustand im Bludener Kloster zu informieren, mit dem Ziel dass diese die Situation entschärfen und den Konflikt schlichten hätten können. Dies wurde dem Kreishauptmann tatsächlich gestattet, jedoch konnten Batlogg, Lorünser und Sternbach St. Peter nicht rechtzeitig erreichen.⁵³

Diese Bitte ist ein Indiz dafür, dass das Verhältnis zwischen Indermauer und Batlogg grundsätzlich ein gutes gewesen sein muss. Indermauer hatte offenbar darauf vertraut, dass der Montafoner Landammann auch in dieser heiklen Situation ein faires Urteil gefällt hätte. Darüber hinaus entkräftet dies die Anschuldigung, Batlogg habe die Mordtat veranlasst, da das Opfer selbst ihm dies offenbar nicht zugetraut hätte.

Trotzdem wurde Batlogg 1797 angeklagt, Hintermann und Drahtzieher in der Mordsache Indermauer gewesen zu sein. Kasper vermutet, dass Vertreter der Montafoner Oberschicht, allen voran Ignaz Vonier, hinter dieser Anklage steckten, die sich von Batloggs Inhaftierung erhofften, im Montafon wieder mächtiger und einflussreicher zu werden.⁵⁴ Batlogg wurde vorgeworfen, Indermauer einen *Spitzbuben* genannt und ihn als *Landesverräther* bezeichnet zu haben. Die Tat habe er angekündigt, indem er die Entscheidung, sich aus den Kämpfen gegen die französischen Truppen zurückzuziehen, zutiefst verurteilt hatte. Batlogg gab zu, dass ihm die Entscheidung des Kreishauptmanns völlig missfallen habe, wies die restlichen Vorwürfe aber entschieden von sich.⁵⁵ Batloggs emotionale Reaktion auf die Kapitulation der Vorarlberger dürfte aber dennoch nicht unwesentlich für die folgende Anklage gewesen sein und zusammen mit den Anschuldigungen seiner Widersacher aus dem Montafon reichten sie für eine Festnahme.⁵⁶ Zu Indermauers Ermordung sollte allerdings jedenfalls hinzugefügt werden, dass dieser bei der Vorarlberger beziehungsweise der Montafoner Bevölkerung nicht beson-

46 Ebd. S. 16f.

47 Kirisits, Die Rolle des Montafons, S. 38-43.

48 Adolf Helbok, Geschichte von Vandans im Montafon, Innsbruck, 1922, S. 64.

49 Sander, Die Ermordung, S. 106.

50 Kirisits, Die Rolle des Montafons, S. 43.

51 Bernhard, Vorarlberg im Brennpunkt, S. 143.

52 Sander, Die Ermordung, S. 26-54.

53 Ebd., S. 44f.

54 Kasper, Aufstände, Kriege, Krisen, S. 185.

55 Sander, Johann Josef Balogg, S. 22.

56 Kasper, Aufstände, Kriege, Krisen, S. 185.

ders beliebt war, da er aus Tirol kam und einige seiner Entscheidungen für die Bevölkerung wohl nicht nachvollziehbar waren. Dass die Menschen in Vorarlberg nach seiner Flucht hart mit ihm ins Gericht gingen, ohne dass eine Einzelperson diese dazu angestiftet hat, ist also denkbar.⁵⁷



Portrait Johann Josef Batloggs (1790). Bildquelle: Kasper, Michael, *Aufstände, Kriege, Krisen. Das Montafon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert*, in: Tschakner, Manfred (Hrsg.), *Montafon 3. Gesellschaft - Ökonomie - Mentalitäten. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert*, Schruns 2018, S. 145-250, hier S. 187.

Bereits im November 1796, also nur kurz nach dem Triumph über die Franzosen, wurde Batlogg in Bregenz verhört, festgehalten und einige Wochen später nach Innsbruck gebracht, wo man ihn einkerkerte. Die Bedingungen im Kerker in Innsbruck waren angeblich katastrophal,⁵⁸ das Verlies befand sich nämlich einige Meter unter der Erde und war dadurch sehr feucht. Durch ein entsprechendes Ansuchen konnte Batlogg aber nur wenige Tage später eine andere Zelle beziehen. 1798 kam es zu einem abschließenden Verhör, bei dem jede Äußerung, die Batlogg im Zusammenhang mit dem Indermayer-Mord getätigt hatte genauestens untersucht wurde. Batlogg blieb aber bei seiner Aussage und beteuerte nachdrücklich seine Unschuld. Daraufhin wurde er aus der Haft entlassen, musste aber noch, bis man ihn endgültig für unschuldig erklärt hatte, in Innsbruck bleiben. Als dies erledigt war, kehrte er still und heimlich – um mögliche Unruhen in der Montafoner Bevölkerung zu vermeiden – nach St. Anton zurück.⁵⁹ Ganz unbemerkt blieb seine Rückkehr allerdings nicht, denn um zu überprüfen, ob der Landammann tatsächlich zurückgekehrt war, sollen einige Talschaftsbewohner weite Wege auf sich genommen und teilweise sogar

durch die Ill gewatet sein.⁶⁰ „Das ist ein rührender Beweis, wie sehr ihn das Volk liebte.“⁶¹, schrieb Sander darüber. Viele Montafoner befanden sich aufgrund der Freude über Batloggs Rückkehr in einer Art Ausnahmezustand. Er selbst jedoch verhielt sich sehr zurückhaltend und nahm seine Arbeit als Richter und Landammann sofort wieder auf.⁶² Im selben Jahr wurde Batlogg für sein Wirken im Koalitionskrieg und als Entschädigung die Goldene Zivilehrenmedaille verliehen.⁶³

1.2.4) J. J. Batlogg im zweiten Koalitionskrieg

1799 kam es erneut zu Kämpfen zwischen Frankreich und Vorarlberg. Das Land befand sich zwar nur drei Jahre zuvor schon in der Situation von Frankreich bedroht zu sein und in weiterer Folge angegriffen zu werden, dennoch traten bei der Organisation der Landesverteidigung ähnliche Probleme auf wie damals. Diese konnten aber aufgrund der bereits gesammelten Erfahrungen schneller gelöst werden. Batlogg wurde mit der Aufgabe betraut, die Montafoner Kompanie zu leiten, was zum Widerstand einiger Schrunser führte, die nun ihre eigene Kompanie wollten, da man ihnen nie eine Offiziersstelle angeboten hätte. Diese Bestrebungen wurden von Ignaz Vonier angeführt. Dieser hatte sich Batlogg schon öfter in den Weg gestellt und konnte sich auch in dieser Sache durchsetzen, obwohl der Landammann dagegen war.⁶⁴ Erste Kampfhandlungen dieser Auseinandersetzung betrafen zunächst nur Feldkirch. Diese waren erfolgreich und die Gegner zogen sich nach Graubünden zurück.⁶⁵ Aufgrund dieser neuen Ausgangslage, durch welche Vorarlberg nun hauptsächlich an der Südgrenze bedroht war, wurden Teile der Streitkräfte – allen voran die Montafoner Truppe unter Batlogg – nun im Montafoner Gebirge positioniert, um die Pässe zum Prättigau (Graubünden) zu sichern. Dies war im März aufgrund der dortigen Schneelage sicher eine Herausforderung.⁶⁶ Ende März wurden die Montafoner tatsächlich von den Franzosen angegriffen, konnten sich aber erfolgreich verteidigen.⁶⁷ Batlogg war hierbei oft mit organisatorischen Aufgaben betraut, da er sich in diesem Gebiet – im Unterschied zu den Hauptmännern der kaiserlichen Truppen – sehr gut auskannte. Durch den Einsatz im Gebirge konnte nicht nur Vorarlberg erfolgreich verteidigt werden, sondern auch die besetzten Bündner Regionen zurückerobert werden, sodass der Krieg im Sommer 1799 gewissermaßen unterbrochen war. Ein erneuter Angriff erfolgte im Herbst wieder über die Rheingrenze im Vorarlberger Unterland. Batlogg wirkte dabei in Meiningen an vorderster Front mit, obwohl sein Gesundheitszustand zu dieser Zeit bereits nicht mehr einwand-

57 Ebd S. 185.

58 Bilgeri, *Geschichte Vorarlbergs IV*, S. 194f.

59 Kirisits, *Die Rolle des Montafons*, S. 56-59.

60 Sander, *Johann Josef Batlogg*, S. 24.

61 Ebd.

62 Ebd. S. 25.

63 Kirisits, *Die Rolle des Montafons*, S. 59.

64 Ebd. S. 66.

65 Josef Zösmayer, *Johann Josef Batlogg*, in: *Feierabend. Wochenbeilage zum "Vorarlberger Tagblatt"* 14 (1932), Heft 26, S. 1-2, hier S. 2.

66 Bernhard, *Vorarlberg im Brennpunkt*, S. 227.

67 Kirisits, *Die Rolle des Montafons*, S. 77.





frei war. Sich aufgrund dessen zurückzuziehen kam für ihn allerdings nicht in Frage.⁶⁸

Batlogg kämpfte unermüdlich, um Vorarlberg vor der Herrschaft der Franzosen zu bewahren. Trotzdem hatte dieser Krieg für Vorarlberg schlussendlich negative Folgen. Bereits im Juli des folgenden Jahres hatten die feindlichen Truppen weite Landesteile besetzt.⁶⁹

1.3) Batloggs Tod

Batlogg verstarb noch vor Ende des zweiten Koalitionskrieges, nämlich am 25. Oktober 1800 im Alter von 49 Jahren in seinem Wohnhaus in St. Anton i. M. an einer Erkrankung, die nicht genauer benannt wird.⁷⁰ Seine Frau und sechs unmündige Kinder blieben zurück. Aufgrund der damals schwierigen wirtschaftlichen Situation und einiger unglücklicher Begebenheiten lebte die Familie nur einige Jahre später am Existenzminimum. Maria Josefa Batlogg sah sich daher gezwungen mit den Kindern nach Wien zu übersiedeln, da sie dort ein Gnadengehalt und eine Wohnmöglichkeit erhielt. Batlogg hat vermutlich keine direkten, lebenden Nachfahren mehr.⁷¹

2.) Johann Josef Batlogg im Wandel der Zeit

2.1) Soziale Schichtung im Montafon im ausgehenden 18. Jahrhundert

Zu Batloggs Lebzeiten war die Montafoner Bevölkerung stark bäuerlich geprägt, die Landwirtschaft war in der späteren Neuzeit die wichtigste Einnahmequelle im Tal, wobei intensiv Viehzucht betrieben wurde. Der Ackerbau diente meist nur dazu, den Eigenbedarf zu decken.⁷² Dies ist vermutlich auf die geographischen Bedingungen im Tal zurückzuführen. Die meisten Menschen in der Talschaft waren so arm, dass das, was sie erwirtschafteten, nicht ausreichte, weshalb sich manche als Saisonarbeiter im Ausland einen weiteren Lohn sichern mussten.⁷³ Einer der damaligen Kreishauptmänner, Ebner, beschrieb dies wie folgt:

„Das Tal Montafon ist übrigens eines der ärmsten von Vorarlberg [...] Fast alle Bauerngüter sind so klein, daß darauf in der Regel nur 2 bis 3 Kühe, einige Ziegen und Schafe gehalten werden können.“⁷⁴

Dieser wenig begüterten Mehrheit der Talschaftsbevölkerung standen nur wenige reichere Mitbürger gegenüber. Ungefähr 11% der Talschaftsbewohner konnten sich zur Oberschicht zählen. Der Unterschied zwischen arm und reich war überdies relativ groß.⁷⁵ In diesen wirtschaftlich starken Kreisen fanden sich auch zahlreiche Menschen, die politische Ämter bekleideten, beispielsweise Landammänner, Geschworene, Steuereinnahmer, Gegenschreiber oder Gemeindevorsteher.⁷⁶ Die Machtverteilung im Tal war also ziemlich einseitig.

Die Familie Johann Josef Batloggs genoss zwar aufgrund der Familiengeschichte ein gewisses Ansehen, vermögend war sie aber dennoch nicht, sodass angenommen werden kann, dass sie nicht der *alteingesessenen vermögenden*

*Oberschicht des Tales*⁷⁷ angehörte. Seinen beruflichen Erfolg verdankte er daher eher seinem persönlichen Engagement als seiner Herkunft und er kann somit als *Vertreter der neu entstehenden Beamenschaft*⁷⁸ betrachtet werden.

Vor diesem Hintergrund ist Sanders These, die einheimische Bevölkerung habe sich – besonders zu Beginn seiner Karriere – ihm gegenüber eher ablehnend verhalten, sicherlich realistisch.⁷⁹ Das ein oder andere Mitglied der damaligen wirtschaftlichen und politischen Elite im Tal hätte vermutlich gerne einen Vertreter der eigenen Reihen als Landammann gehabt.

In diesem Punkt könnte Batlogg mitunter als revolutionär betrachtet werden, da die Voraussetzungen für seine Laufbahn absolut ungünstig waren: Sowohl seine Herkunft als auch seine Ausbildung, die er ja nicht nachweisen konnte, sprachen dagegen, ihn als Landammann einzusetzen. Lediglich seine Berufserfahrung dürfte ihm in dieser Hinsicht dienlich gewesen sein.⁸⁰ Alles, was er als Richter und Landammann für die Talschaft bewirkte, sollte allerdings weniger als revolutionär oder widerständig, sondern eher als pflichtbewusst und heimatverbunden bezeichnet werden. Als die Bevölkerung aufgrund der oben genannten Reformen Widerstand ausübte,⁸¹ fungierte Batlogg eher als Vermittler und kooperierte teilweise mit der Obrigkeit, anstatt sich den Gegenbewegungen anzuschließen.⁸² Auch in den Koalitionskriegen kämpfte Batlogg niemals gegen das Habsburgerreich, sondern für dieses und für seine Heimat. Aufgrund dieser Beobachtungen erscheinen Bezeichnungen wie Freiheits- oder Widerstandskämpfer als eher unpassend. Auch der Vergleich mit Andreas Hofer muss kontrovers betrachtet werden und ist mitunter auch nur entstanden, da sowohl Batlogg als auch Hofer mit den Auswirkungen der Französischen Revolution konfrontiert waren.

2.2) Frühes 20. Jahrhundert: Erinnerungskultur um Johann Josef Batlogg

Die Erinnerungskultur um Batloggs Person setzte erst im ausgehenden 19. beziehungsweise im frühen 20. Jahrhundert

68 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 30-34.

69 Ebd. S. 34.

70 Ebd. S. 35.

71 Hermann Sander, Die Nachkommen Batloggs, in: Feierabend. Wochenbeilage zum „Vorarlberger Tagblatt“ 14 (1932), Heft 26, S. 3, hier S. 3.

72 Walter, Die Landwirtschaft, S. 511.

73 Tiefenthaler, Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner, S. 94f.

74 Ebd. S. 94.

75 Michael Kasper, Die Herren im Tal. Die Montafoner Oberschicht zwischen 1780 und 1830, in: Ulrich Nachbaur/Alois Niederstätter (Hrsg.) 200 Jahre Gemeindeorganisation. Almanach zum Vorarlberger Gemeindejahr 2008, Bregenz 2009, S. 271-280, hier S. 274.

76 Ebd. S. 274f.

77 Ebd. S. 276,

78 Ebd.

79 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 5.

80 Ebd. S. 4f.

81 Bilgeri, Geschichte Vorarlbergs IV, S. 133-135.

82 Sander, Johann Josef Batlogg, S. 6.



ein – also rund 100 Jahre nach seinem Tod. Nennenswert sind hier zunächst die Schriftstücke von Hermann Sander, die sich mit Batlogg und der Mordsache um Indermauer befassen, das Denkmal in Schruns, drei Dramen, diverse Gemälde von Hans Bertle, die Batloggspiele, die in den 1930er Jahren in Schruns stattfanden sowie einige Berichte und Gedenktafeln. Man könnte also sagen, dass zu dieser Zeit eine regelrechte Glorifikation um Batlogg und seine Taten stattfand: Über 100 Jahre nach seinem Tod war der einstige Landammann also sozusagen wieder im Trend.



Abbildung 2: Denkmal für Johann Josef Batlogg im Schrunser Ortszentrum, Bildquelle: privat

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es, besonders im kulturellen Bereich, nicht außergewöhnlich, sich auf Traditionen beziehungsweise auf die Vergangenheit zu fokussieren. Das gab den Menschen in jenen unsicheren Zeiten Sicherheit und Stabilität. Sich mit der Vergangenheit der eigenen Region auseinanderzusetzen hatte für die Kunstschaffenden der damaligen Zeit außerdem den Vorteil, dem Entfremdungspotential und der Entwurzelung der eigenen Person entgegenzuwirken. Dies ist ein weiteres Kulturphänomen, das in Krisenzeiten häufig auftritt.⁸³

Besonders populär waren beispielsweise die in den 1930er Jahren aufgeführten Batloggspiele, die auf einem Drama aus der Feder von Grete Gulbransson-Jehly basierten. Diese wurden in großem Rahmen in Schruns aufgeführt und fanden auch über die Grenzen des Landes hinweg Anklang.⁸⁴ Stücke, deren Thematik die bäuerliche Kultur aufgriff, begeisterten den deutschsprachigen Raum in den Dreißigerjahren grundsätzlich.⁸⁵ Diese Entwicklung soll aber nicht unbedingt von der Politik geleitet worden sein, sondern den Vorlieben der Bevölkerung entsprochen haben.⁸⁶ Trotzdem gibt es auch Phänomene rund um die Verherrlichung regionaler Besonderheiten und Berühmtheiten, die mit dem Nationalsozialismus in Zusammenhang stehen. Neben der Dramatisierung des

Heimatbegriffs generell wurden in Vorarlberg 1938 beispielsweise *namhafte Heimatsöhne*⁸⁷ gefeiert.⁸⁸

Batloggs Biographie war für den herrschenden Zeitgeist des frühen 20. Jahrhunderts sicherlich sehr passend. Das Wieder-auflebenlassen seiner Person vereint die zuvor beschriebenen Phänomene nämlich relativ gut: Durch die Distanz zu seiner Lebenszeit entsteht eine Rückbesinnung auf vergangene Tage. Darüber hinaus ist die Thematik weitgehend bäuerlich geprägt und befasst sich mit der Heimatregion und vor allem mit deren Verteidigung. Dass Batlogg, der einer einfachen Bauernfamilie entstammte, sozusagen zum *Helden der Region* erhoben wird, passt außerdem recht gut in dieses Schema.

3.) Schlussbetrachtung

Es ist schwer zu sagen, wie Johann Josef Batlogg sich selbst wahrgenommen hat, da entsprechende Egodokumente, wie beispielsweise Tagebuchaufzeichnungen, nicht vorhanden sind. Dies erschwert es auch, ihn historisch einzuordnen. Dennoch erscheint es absolut nachvollziehbar, dass die Glorifizierung seiner Person und seines Wirkens zu Beginn des 20. Jahrhunderts eher eine Erscheinung der Zeit und der damaligen Umstände ist, als eine Reaktion auf sein Leben und seine Arbeit. Diese These soll allerdings keinesfalls seine Leistungen schmälern, sondern lediglich erklären, warum die Erinnerungskultur um Batlogg vor erst gut 100 Jahren regelrecht aufgeblüht ist.

Johann Josef Batlogg konnte sich im ausgehenden 18. Jahrhundert gegen bestehende Traditionen durchsetzen und eine Position erlangen, die für *einen wie ihn* bestimmt nicht vorgesehen war. Dieses Amt führte er ein gutes Jahrzehnt lang sehr pflichtbewusst aus, obwohl die damaligen Zeiten für die Menschen im Montafon mehr als nur problematisch waren. In Krisenzeiten setzte er sich für seine Region und deren Bewohner ein, um diese vor der Besetzung der französischen Truppen zu bewahren. Dabei wirkte er sowohl bei organisa-

83 Frank-Lothar Kroll, *Kultur, Bildung und Wissenschaft im 20. Jahrhundert*, München 2003, S. 12.

84 Felix Kraus, *Batlogg – ein Freiheitsspiel in Vorarlberg*, in: *Bergland. Illustrierte alpenländische Monatsschrift* 15 (1933), Heft 12, S. 24-27.

85 Patrick Merziger, *Die Erneuerung des Nationalistischen Theaters „von ganz unten her“? Der Erfolg der „Volkskomödie“ 1929-1936*, in: Vittoria Borsò u. a. (Hrsg.), *Die Macht des Populären. Politik und populäre Kultur im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010, S. 145-178, hier S. 145.

86 August Hinrichs, *Die Lage des deutschen Theaters*, in: *Der 30. Januar. Braune Blätter der Städtischen Bühnen Frankfurt am Main* 5 (1937/1938), S. 94-96, zit. n. Patrick Merziger, *Die Erneuerung des Nationalsozialistischen Theaters „von ganz unten her“? Der Erfolg der „Volkskomödie“ 1929-1936*, in: Vittoria Borsò u. a. (Hrsg.), *Die Macht des Populären. Politik und populäre Kultur im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010, S. 145-178, hier S. 145.

87 VT, 3.3.1938, zit. n. Renate Huber, *Heimat und Identität – Ein emotionsgeladenes Thema aus zeitgeschichtlicher Perspektive*, in: Andreas Rudigier (Hrsg.), *Heimat Montafon. Eine Annäherung*, Schruns 2007, S. 99-136, hier S. 104.

88 Renate Huber, *Heimat und Identität – Ein emotionsgeladenes Thema aus zeitgeschichtlicher Perspektive*, in: Andreas Rudigier (Hrsg.), *Heimat Montafon. Eine Annäherung*, Schruns 2007, S. 99-136, hier S. 104f.



torischen Angelegenheiten im Hintergrund mit, kämpfte bei Bedarf aber auch an vorderster Front. Trotz dieser erstaunlichen Karriere war der Landammann dennoch bescheiden, pflichtbewusst, bodenständig und aufrichtig geblieben. Aus gegenwärtiger Perspektive sind daher Beschreibungen wie beispielsweise *Landesverteidiger*, *Regionalpolitiker* oder auch *Jurist* sicherlich passender als *Freiheits-* oder *Widerstandskämpfer*.

4.) Literaturverzeichnis

- Bernhard, Reinhold, Vorarlberg im Brennpunkt politischen und geistigen Wandels 1789-1801, Dornbirn 1984.
- Bilgeri, Benedikt, Geschichte Vorarlbergs IV. Zwischen Absolutismus und halber Autonomie, Wien u. a. 1982.
- Helbok, Adolf, Geschichte von Vandans im Montafon, Innsbruck 1922.
- Hözl, Sebastian, Vorarlbergs Pflichtschulwesen vor 200 Jahren, in: Montfort 34 (1982), Heft 2, S. 115-136.
- Kasper, Michael, Die Herren im Tal. Die Montafoner Oberschicht zwischen 1780 und 1830, in: Nachbaur, Ulrich/Niederstätter, Alois (Hrsg.), 200 Jahre Gemeindeorganisation. Almanach zum Vorarlberger Gemeindejahr 2008, Bregenz 2009, S. 271-280.
- Kasper, Michael, Gerichtswesen und Verwaltung im Montafon 1775 bis 1848, in: Dür, Alfons/Kasper, Michael, (Hrsg.), Geschichte der Gerichtsbarkeit im Montafon 1775-2017, Schruns 2017, S. 11-34.
- Kasper, Michael, Aufstände, Kriege Krisen. Das Montafon an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Tschalkner, Manfred (Hrsg.), Montafon 3. Gesellschaft – Ökonomie – Mentalitäten. Vom 16. Bis ins 19. Jahrhundert, Schruns 2018.
- Kirisits, Thomas, Die Rolle des Montafons in den Franzosenkriegen (1792-1801), Feldkirch 1982.
- Kraus, Felix, Batlogg – ein Freiheitsspiel in Vorarlberg, in: Bergland. Illustrierte alpenländische Monatsschrift 15 (1933), Heft 12, S. 24-27.
- Kroll, Frank-Lothar, Kultur, Bildung und Wissenschaft im 20. Jahrhundert, München 2003.
- Merziger, Patrick, Die Erneuerung des Nationalistischen Theaters „von ganz unten her“? Der Erfolg der „Volkskomödie“ 1929-1936, in: Vittoria Borsò u. a. (Hrsg.), Die Macht des Populären. Politik und populäre Kultur im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010, S. 145-178.
- Naumann, Josef K., Batlogg der Andreas Hofer Vorarlbergs: ein Montafoner Freiheitsspiel aus den Franzosenkriegen, in: Wochenpost: illustrierte Hefte 6 (1934), Heft 21, S. 668-672.
- Niederstätter, Alois, Vorarlberg 1523 bis 1862. Auf dem Weg zum Land, Innsbruck 2015.
- Niederstätter, Alois, Warum gab es in Vorarlberg „Franzosenkriege“?, in: Niederstätter, Alois (Hrsg.), Vorarlberg kompakt. 101 Fragen 101 Antworten, Innsbruck 2018, S. 145-147.
- Reinalter, Helmut, Aufklärung – Absolutismus – Reaktion. Die Geschichte Tirols in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Wien 1974.
- Sander, Hermann, Die Ermordung der vorarlbergischen Kreishauptmanns I. A. von Indermauer (am 10. August 1796) und ihre Folgen, Innsbruck 1896.
- Sander, Hermann, Johann Josef Batlogg, der Landammann von Montafon. Ein Lebensbild, Innsbruck 1900.
- Sander, Hermann, Die Nachkommen Batloggs, in: Feierabend. Wochenbeilage zum „Vorarlberger Tagblatt“ 14 (1932), Folge 26, S. 3.
- Stolz, Otto, Verfassungsgeschichte des Landes Vorarlberg, in: Montfort 5 (1950), S. 1-100.
- Tiefenthaler, Meinrad, (Bearb.), Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner. Ein Zeitbild Vorarlbergs aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Dornbirn 1950.
- Tschalkner, Manfred, Herrschaft, Gericht, Steuergenossenschaft, Kirchspiel und Gemeinde. Zur Verwaltungsgeschichte des Großraums Bludenz in der Frühen Neuzeit, in: Nachbaur, Ulrich/Niederstätter, Alois, (Hrsg.), 200 Jahre Gemeindeorganisation. Almanach zum Vorarlberger Gemeindejahr 2008, Bregenz 2009, S. 280-300.
- Ulmer, Andreas, Die Volksbewegung gegen die kirchenpolitischen Neuerungen Josephs II. im Lande Vorarlberg und im besonderen in der Pfarre Dornbirn 1789-91. (Fortsetzung), in: Montfort 1 (1946) Heft 1/2, S. 100-117.
- Wagner, Michael, Revolutionskriege und revolutionäre Außenpolitik, in: Reichardt, Rolf (Hrsg.), Die Französische Revolution, Freiburg-Würzburg 1988, S. 114-130.
- Walter, Klaus, Die Landwirtschaft als Existenzgrundlage der Bevölkerung, in: Stand Montafon (Hrsg.), Montafoner Heimatbuch, Schruns 1980², S. 500-535.
- Wanner, Gerhard, Die Auswirkungen der Koalitionskriege von 1792 bis 1805 auf Vorarlberg, insbesondere auf die Stände Feldkirch, Rankweil-Sulz sowie auf die Administration Hohenems und das Reichsfürstentum Liechtenstein, Innsbruck 1965.
- Zösmaier, Josef, Johann Josef Batlogg, in: Feierabend. Wochenbeilage zum „Vorarlberger Tagblatt“ 14 (1932), Folge 26, S. 1-2.



Zum Gedenken an den Orgelbauer Joseph Bergöntzle

Joseph Bergöntzle wurde am 14. Dezember 1754 im elsässischen Ammerschwyr (Ammerschweier) geboren und ist am 14. Oktober 1819 ebendort gestorben. Anlässlich des 200. Todestages sollen die Persönlichkeit und das Schaffen dieses Orgelbauers in Erinnerung gerufen werden.

Das Elsaß, also die Heimat von Joseph Bergöntzle - im Elsässischen auch als Birgaentzle oder auch als Bergaenzel geschrieben - ist historisch gesehen (und gewachsen) eine „Zwischen-Region“ zwischen dem romanischen und germanischen Kultur- und Sprachraum: lange Zeit ein Teil des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation; im 15. und 16. Jahrhundert sogar ein Zentrum des deutschen Humanismus; seit dem Westfälischen Friedensvertrag von 1648 zunehmend unter französischem Einfluß; gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Gänze einverleibt ins französische Herrschaftsgebiet, auch mit allen Konsequenzen der Napoleonischen Kriege.



Das war die politische Situation, in die Joseph Bergöntzle als Sohn des Orgelbauers Martin Bergöntzle hineingeboren wurde. Die Nachrichten über seine Ausbildung und seinen Werdegang sind äußerst spärlich: er war wohl Schüler seines Vaters, der wiederum im Dunstkreis der / in einem Nahverhältnis zur Straßburger Orgeldynastie Silbermann

groß geworden war. Der aus dem sächsischen Frauenstein stammende Andreas Silbermann (1678 – 1734) hatte in der elsässischen Hauptstadt Straßburg eine Orgelbauwerkstätte etabliert. Andreas Silbermann brachte dank seiner Pariser Ausbildung starke französische Akzente in den elsässischen Orgelbau, denen auch sein Sohn Johann Andreas (1712 – 1783) als Firmennachfolger treu blieb. Insofern markiert das Wirken der Silbermann-Dynastie nicht nur im Elsaß einen Höhepunkt in der Kunst der Orgelbaus, sondern auch darüber hinaus. Die Silbermann-Familie setzte nämlich mit ihren Orgeln Maßstäbe, die auch für andere Orgelbauer im ostfranzösischen Raum Geltung hatten.



Zu diesen Orgelbauern ist auch Joseph Bergöntzle zu rechnen, der im Laufe der späteren 1790er Jahre seinen Arbeitsschwerpunkt immer weiter nach Mitteleuropa verlagerte: Arbeiten in der Deutsch-Schweiz und dann auch in Vorarlberg lassen sich belegen. In Vorarlberg sind es die Pfarrkirchen von Schlins, Au, Thüringen, Bludesch und Tschagguns, wo Joseph Bergöntzle Orgeln errichtet hat. (Die Orgel in der Bludescher St. Jakobskirche stammt wohl aus der Silbermann-Werkstätte, sie wurde um 1802/03 von Joseph Bergöntzle aus dem ostfranzösischen Raum nach Bludesch gebracht



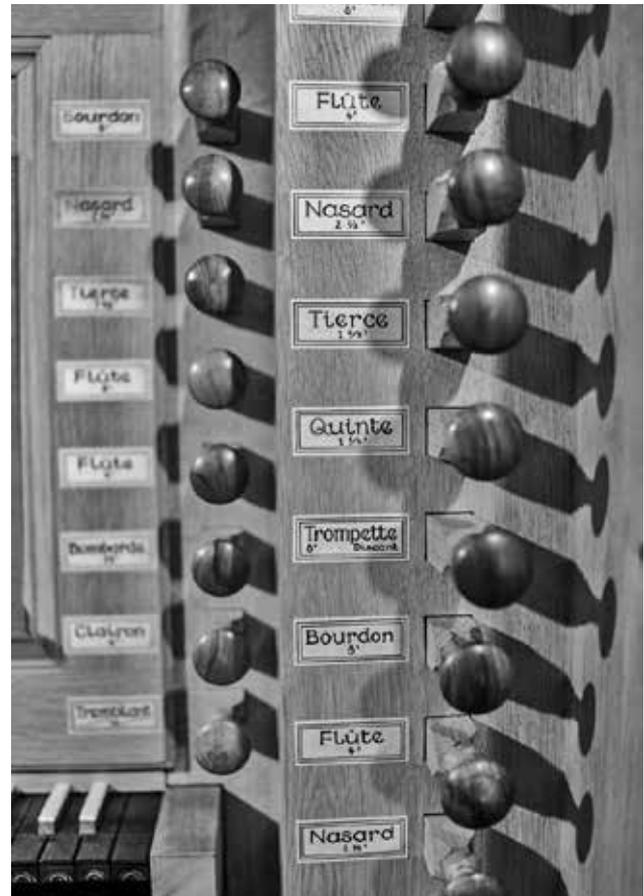
und in die dortige St. Jakobskirche eingebaut. Die Orgeln in den Pfarrkirchen von Schlins, Au und Thüringen weisen infolge von späteren Umbauten nurmehr zu unterschiedlichen Prozentsätzen Spuren von Joseph Bergöntzle auf.)

Das Hauptwerk des Joseph Bergöntzle steht aber in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Tschagguns: die Archivalien berichten, daß sich Orgelbauer aus Tirol, Bayern, Baden, Graubünden, Thurgau und dem Elsaß um den Bauauftrag bemühten und daß Joseph Bergöntzle dann von der Bau-Kommission mit dem Neubau deswegen betraut wurde, weil seine bisherigen Leistungen in Vorarlberg die Bau-Kommission überzeugen konnten. So errichtete Joseph Bergöntzle in den Jahren 1815/16 zusammen mit seinem Sohn Bernhart, seinem Schwager Valentin Rinckenbach und dem Gesellen Mathies Bühler in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Tschagguns sein Opus maximum et ultimum: eine dreimanualige Orgel mit Pedal mit 38 Registern, die bis ins 20. Jahrhundert herein – bis zum Bau der großen Behmann-Organ in der Dornbirner Stadtpfarrkirche St. Martin – die größte Orgel in Vorarlberg sein sollte.

Joseph Bergöntzle bereicherte mit seinem Wirken die Orgellandschaft Vorarlberg ganz wesentlich: wenn wir in der ca. 200 Instrumente umfassenden Orgellandschaft unseres Landes markante originale französische Klangelemente wahrnehmen und uns an diesen erfreuen dürfen, dann dank des großartigen Könnens von Joseph Bergöntzle!

Anlässlich des 200. Todestages von Joseph Bergöntzle fand am Sonntag, 13. Oktober 2019 um 10 Uhr ein Gedenk-Gottesdienst und um 11 Uhr eine Orgel-Matinee mit Kompositi-

onen aus der Zeit rund um Joseph Bergöntzle in der Pfarrkirche Tschagguns statt, wobei die Bergöntzle-Organ von Prof. Bruno Oberhammer gespielt wurde.



Franz Joseph Rudigier – Bischof, Politiker, Seliger?¹

Ein willenloser Römling?

„Unter den cisleithanischen Bischöfen, welche auf Kommando von Rom in ziemlich hartnäckiger Weise gegen die Staatsgrundgesetze operieren, nimmt der Linzer Bischof wohl den ersten Rang ein. Er genießt den zweifelhaften Ruhm, ein willenloser Römling, aber ein herzlich schlechter Oesterreicher zu sein. Aber was kümmert das den Bischof Rudigier. Glaubt er doch noch heute steif und fest, daß die Begnadigung, welche ihm Se. Majestät der Kaiser aus eigenem Willen angedeihen ließ, für ihn eigentlich ganz werthlos sei, da ein weltliches Gericht über ihn keine Macht habe. Bischof Rudigier lebt unter dem Schutze des österreichischen Gesetze, aber er ist bloß römischer Unterthan. Das ist eine haarsträubende Logik.“²

So zitiert nach dem Mährischen Boten, abgedruckt in der Linzer Tagespost im Jahr 1869. Wer war dieser Mann, der in einer antiklerikalen Zeitung zur zweifelhaften Ehre einer prominenten Erwähnung gekommen war?



Portraitfoto von Bischof Franz Joseph Rudigier

Geboren 1811 in Partenen

Ich möchte Ihnen heute die Gestalt von Franz Joseph Rudigier näher bringen. Er ist hier im Montafon kein Unbekannter, obwohl er die geringere Zahl seiner Lebensjahre hier verbracht hat. Und dennoch ist seine in die vielfältigen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts eingebettete Biographie es Wert, genauer betrachtet zu werden. Es sind über Rudigier zahlreiche Bücher geschrieben worden, und – wie sie wissen – ist ein Seligsprechungsprozess im Gange. Sein langes Leben, davon 31 Jahre als Bischof von Linz, reflektiert unterschiedlichste politische, kirchliche und gesellschaftliche Entwicklungen. So möchte ich den Versuch machen Ihnen einige Aspekte, die seiner Biographie anhaften, näher zu bringen.



Geburtsaus von Bischof Rudigier in Partenen

Der Name Rudigier war besonders im Süden Vorarlbergs über beinahe zwei Jahrhunderte mit prägenden Priestergestalten verbunden. Nicht nur der spätere Bischof von Linz, Franz Joseph Rudigier war den Vorarlbergern im 19. Jahrhundert ein Begriff, sondern auch sein um 13 Jahre älterer Bruder Johann Joseph Rudigier, Pfarrer und Dekan in Schruns und Bürs, und die Neffen und Großneffen dieser beiden, darunter:

Josef Othmar Rudigier, langjähriger Pfarrer von Götzis und späterer Domkapitular in Brixen, und der Kapuzinerpater Konstantius Rudigier. Bereits im 18. Jahrhundert war der Name Rudigier häufig unter den Kuraten von Partenen und Gortipohl.

Die Familie Rudigier in Partenen wohnte im Haus Nummer 2. Dort wurde Franz Joseph Rudigier als achttes und letztes Kind der Eltern Johann Christian und Maria Josepha Tschofen am Palmsonntag, dem 7. April 1811 geboren.³

- 1 Vortrag, gehalten am 15. November 2019 im Alpin- und Tourismuseum Gaschurn.
- 2 Linzer Tagespost vom 4. Oktober 1869 (Jg. 5/1869), 1.
- 3 Rudolf Zinnhobler (Hrsg.), Bischof Franz Joseph Rudigier und seine Zeit. Linz 1987, 18. Zur Biographie von Franz Joseph Rudigier vgl. außerdem im allgemeinen: Harry Slapnicka, Bischof Rudigier – eine Bildbiographie. Linz 1961. Rudolf Zinnhobler, Franz Joseph Rudigier (In: Erwin Gatz (Hrsg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803-1945. Berlin 1983, 634 ff.) und die dort angeführte Literatur.





Seine Familie bewirtschaftete eine kleine Landwirtschaft, sein Vater arbeitete zusätzlich als Mauteinnehmer und Schuhmacher. Im Sommer war die Familie auf der Alpe Vallüla. Partenen scheint zwar durch seine geographische Lage idyllisch abgeschieden, war aber in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts wie ganz Vorarlberg den stürmischen Folgen der napoleonischen Kriege ausgesetzt. Neben den tiefgreifenden Reformen, die unter der bayerischen Herrschaft Staat und Kirche massiv veränderten, kamen nach dem Aufstand von 1809 Geiselaushebungen in Gaschurn und Militärrequirierungen unter anderem für Napoleons Russlandfeldzug dazu. Nach der Rückkehr zu Österreich 1814 waren diese repressiven Maßnahmen den Menschen sicherlich noch sehr präsent. Die Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ sollte sich jedoch nicht erfüllen, der Metternich'sche Überwachungsstaat, der aufgeklärte Absolutismus von Kaiser Franz II. und nicht zuletzt die von den Österreichern größtenteils beibehaltenen Reformen brachte der Bevölkerung kaum spürbare Veränderungen. Schließlich war die Hungersnot des „Jahrs ohne Sommer“ 1816/17 auch im Montafon deutlich spürbar. In diese Zeit hinein wurde Franz Joseph Rudigier geboren.

„Talent und Neigung“

Franz Joseph Rudigier besuchte die Volksschule in Partenen. Dorfschulmeister und Organist war Johann Anton Rudigier, ein Verwandter. Als Schüler war Rudigier fleißig, er war Klassenbestener und Ministrant in der Kuratiekirche.

Die prägende Gestalt, die nun das Schicksal des kleinen Franz Joseph Rudigier zum Priesterberuf lenkte, war nun sein um 14 Jahre älterer Bruder Johann Joseph Rudigier. Vielleicht einige Worte zu ihm, da er für den Werdegang des späteren Bischofs von Linz den ausschlaggebenden Impuls gegeben hat.

Johann Josef Rudigier wurde 1797 in Partenen geboren und studierte als einer der ersten Priester nicht mehr in Chur sondern in Innsbruck, nachdem das Brixner Priesterseminar von der bayerischen Regierung gesperrt worden war. Es waren wohl auch diese Erfahrungen prägend für die politische Einstellung des späteren Dekans. Er wurde 1822 vom Brixner Bischof zum Priester geweiht und wurde Frühmesser in Schruns, drei Jahre später Pfarrer in Schruns. Im Jahr 1839 kam er als Pfarrer nach Bürs, wo er auch Dekan war. Nach einem Sturz zog er sich ein bleibendes Fußleiden zu, was ihn dazu veranlasste 1866 als Redakteur des neu gegründeten „Vorarlberger Volksblattes“ nach Bregenz zu übersiedeln.

Und wie seinem Bruder erging es auch Johann Joseph Rudigier. Er erklärte seinem Bischof in Brixen dazu, daß das Hauptziel des Blattes die Abwehr unzähliger Angriffe auf Kirche und Religion sei. Er wolle kämpfen gegen die Entstellung und Verdrehung der Wahrheit, gegen Lüge und Verleumdung, und zwar mit solchen Waffen, die der guten Sache würdig seien. Er habe unter der Bedingung die Redaktion angenommen, daß er vollkommen freie Hand behalten könne.⁴ Der bekannte Kirchenhistoriker Andreas Ulmer charakterisierte diese Arbeit: „Bald mußte der edle Greis die Bitterkeiten eines Kämpfers für Wahrheit und Recht erfahren. Niemand war

froher als er, der 70-jährige Mann, als er nach Jahresfrist die schwere Bürde wieder ablegen konnte. Jedoch blieb er auch weiter ein fleißiger Mitarbeiter an der katholischen Presse, wie er auch seelsorglich mit Predigen aushalf.“⁵ Er starb schließlich 1881 in Bregenz, zu seinem Begräbnis reiste sein Bruder aus Linz an.

Als dieser Bruder 1822 Frühmesser in Schruns wurde, kam Franz Joseph Rudigier bereits im Dezember für einige Tage zu ihm, um auf „Talent und Neigung“ geprüft zu werden. Im darauffolgenden Frühjahr übersiedelte der 11jährige Franz Joseph zu seinem Bruder, um die Voraussetzungen für das Gymnasium zu erlernen. Sein Bruder war zugleich sein Lehrer und Erzieher, und als solcher sehr streng. Dennoch verehrte der spätere Bischof sein Vorbild wie einen zweiten Vater. Hier lernte er den Alltag eines Geistlichen kennen und wurde von seinem Bruder unterrichtet. Er bestand nach dreijähriger Vorbereitung die notwendige Prüfung an der k.k. Hauptschule in Feldkirch und begann am 1. November 1825 seine Studien am Gymnasium in Innsbruck. Der Weg zur Priesterweihe war damit von seinem Bruder vorgezeichnet worden.

Priesterweihe und erste Berufserfahrung

Zehn Jahre lang studierte Rudigier nun außerhalb Vorarlbergs: 1825-1831 besuchte er das Gymnasium in Innsbruck, das er stets mit Bestnoten absolvierte, 1831-1835 studierte er Theologie am Priesterseminar in Brixen. Die Hochschule in Brixen hatte erst 1822 wieder eröffnet und war eine gut katholische Anstalt. „Der Rationalismus und der Josephinismus konnten an der neuauflühenden Anstalt keinen Boden finden.“⁶ Hier wurde der Grundstein für das katholische Weltbild Rudigiers gelegt.



Priesterseminar Brixen

In all diesen Jahren verbrachte er den Sommer zumeist auf der Alpe Vallüla. 1835 war sein Vater ernstlich erkrankt, weshalb der inzwischen angesehene Dekan und Pfarrer von

4 Über den Briefwechsel vgl. Konrad Meindl: Leben und Wirken des Bischofs Rudigier. Linz 1891-1892, Bd. 2, 393-409.

5 Andreas Ulmer, Beschreibung der Pfarre Bregenz. MS o. J. im Archiv der Diözese Feldkirch.

6 Zinnhobler, a.a.O., 26.



Schruns sich um eine möglichst rasche Priesterweihe bemühte. Und so wurde Franz Joseph Rudigier bereits am 12. April 1835 – üblicherweise fanden die Priesterweihen erst zum Apostelfest Peter und Paul Ende Juni statt – von Fürstbischof Bernhard Galura in dessen Privatkapelle in der Brixner Hofburg zum Priester geweiht.

Am selben Tag noch reiste er nach Hause, wo er am 28. April 1835 seine Primiz in Schruns feierte, unter großer Teilnahme der Bevölkerung und unter Anwesenheit seiner Familie. Anschließend reiste er zurück nach Brixen und beendete das Studienjahr.

Bereits am 1. August trat er seine erste Stelle an, nämlich als provisorischer Frühmesser in Vandans, Franz Joseph Rudigier war damals 24 Jahre alt. Sein Vorgänger, Matthias Forster, war 44 Jahre lang Frühmesser in Vandans gewesen, nun war das Wohnhaus der Frühmesspfünde baufällig und Rudigier musste im Pfarrhaus wohnen. Nachdem erst 1834 auch der 91jährige Pfarrer Anton Fleisch nach 67jähriger Amtszeit gestorben war, schienen in der Pfarre Vandans noch keine stabilen Verhältnisse geherrscht zu haben, zumal der alte Pfarrer zuletzt Personalkooperatoren benötigte, und die Nachbesetzung der Pfarre Zeit brauchte.

Rudigier nahm dies vermutlich zum Anlass, sich bereits nach wenigen Monaten auf das ausgeschriebene Frühmess-Benefizium in Bürs zu bewerben.

Dort konnte er in das renovierte Frühmesshaus einziehen, wo seine Schwester ihm den Haushalt führte und seine Mutter ab 1836 nach dem Tod des Vaters ebenfalls wohnte. Inzwischen waren die kirchlichen Obrigkeiten auf ihn aufmerksam geworden. Zunächst hatte der spätere Statthalter von Tirol, Cajetan von Bissingen, um Überlassung eines Priesters für eine Pfarre in Württemberg gebeten, worauf das Bischöfliche Ordinariat auf Rudigier hingewiesen hatte. Franz Joseph Rudigier scheint aber dazu keine Lust gehabt zu haben und lehnte das Angebot ab. Als 1837 das Brixner Konsistorium das Generalvikariat Feldkirch aufforderte, einen geeigneten Priester für weiterführende Studien namhaft zu machen, schien wiederum Rudigier der geeignete Kandidat. Er äußerte sich, dass er „einen allfälligen Ruf in das höhere Bildungsinstitut nach Wien für eine große, ihm sehr willkommene Gnade“ ansehe. Die Gemeinde Bürs wollte ihn aber gerne als Seelsorger behalten und bot ihm die Übernahme der Pfarrstelle in Bürs an. Rudigier stellte daraufhin die Entscheidung über einen Weggang von Bürs seinem Bischof anheim. Der Bischof empfahl ihm, die Pfarrkonkursprüfung abzulegen und sich auf die ausgeschriebene Pfarre Bürs zu bewerben. Er wurde schließlich aber wegen seines geringen Alters an letzter Stelle gereiht und konnte so die Weiterbildung in Wien antreten. In Bürs wurde stattdessen sein Bruder Johann Joseph Rudigier Pfarrer und Dekan.

Höhere Studien, Professor, Spiritualdirektor

Nun konnte Franz Joseph Rudigier nach Wien reisen und dort im Frintaneum weiter studieren. Das Frintaneum – eigentlich k. k. höheres Weltpriesterbildungsinstitut zum hl. Augustin –

wurde 1816 auf Anregung des Hof- und Burgpfarrers Jakob Frint von Kaiser Franz I. gestiftet. Anlass dafür war nicht zuletzt auch der Erwerb neuer Gebiete, in denen es bis dahin keine Priesterausbildung nach den aufgeklärten Standards der Habsburgermonarchie gegeben hatte (Lombardei, Venetien, Dalmatien, Galizien). Nachdem die von Kaiser Joseph II. eingerichteten Generalseminare am anhaltenden Widerstand der Bischöfe gescheitert waren, eine höhere theologische Ausbildung in Rom weiterhin nicht im Interesse des politischen Establishments war und die diözesanen Hochschulen nur selten das gewünschte Bildungsniveau gewährleisteten, bildete diese quasi kaiserliche Theologische Akademie in Wien ein für alle Seiten akzeptables Modell. Die Anstalt fügte sich in eine Kette anderer elite-bildender Einrichtungen, bei denen der Aspekt Loyalität ein zumindest ebenso wichtiges Element wie die fachliche Ausbildung darstellte, etwa für Verwaltung, Militär oder Diplomatie.⁷

Rudigier blieb nur kurz in Wien, studierte aber anscheinend sehr ernsthaft. Sein Vorgesetzter lobte ihn: „Er beschäftigte sich mit dem Studium der Kirchengeschichte und zwar, wie es sich bey den Repetitionen zeigte auf nicht gewöhnliche Weise, da er den schwersten Fragen bis auf den Grund nachspürt und mit gediegener Schärfe ihre Lösung zu stande bringt. Dabey bewahrt er einen streng kirchlichen Sinn.“⁸ Bereits 1839 musste er aber eine Stelle als Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht am Brixner Priesterseminar einnehmen. Zwei Jahre später wechselte er das Fachgebiet und las über Moral und Erziehungskunde. Seine Professorenkollegen und Freunde waren Vinzent Gasser, später Fürstbischof von Brixen, und Joseph Feßler, später Bischof von St. Pölten. Wiederum erlangte ihn nur wenige Jahre später der Ruf nach Wien: Er wurde vom Kaiser am 22. März 1846 zum Hofkaplan und Spiritual am Frintaneum in Wien ernannt. Anton Kerschbaumer, ein Priester der Diözese St. Pölten besuchte in den Jahren 1846 bis 1850 das Frintaneum. Er erinnerte sich in seiner Autobiographie an seinen Vorgesetzten Rudigier folgendermaßen:

„Die Stelle eines Spiritualdirektors versah Franz Rudigier, der Geburt nach gleichfalls ein Vorarlberger, eine hohe, ernste, fast schroffe Erscheinung, durch und durch fromm, mehr praktischer als gelehrter Theologe, ein echt priesterlicher Charakter. Alle Institutspriester achteten ihn. – Nach den Hausstatuten mußte jeder neueintretende Institutspriester bei ihm dreitägige Exercitien machen. Dasselbe Los traf auch mich. Ich will sie kurz schildern. Die erste Frage, als ich eintrat, war: ‚Wie viel Uhr ist es jetzt?‘ Dies war ein Tadel, weil ich einige Minuten zu spät erschienen war. Dann fragte er mich um mein Nationale und den Ordinationstag, worauf er auf den eigentlichen Zweck der Exercitien überging, mit den Worten: ‚So – in einigen Jahren werden wir schreiben, graduiert den so und so vielten, wenn wir Sie nicht früher todt hinaustragen werden.‘ Sprach dann de fine hominis [also über die Bestimmung des Menschen]. Vor- und nachmittags hielt er mir Vorträge in seinem Zimmer über die bei Exercitien gewöhnlichen Themata, mit besonderer Anwendung auf

⁷ Zum Frintaneum vgl. Karl Heinz Frankl / Peter G. Tropper, Das „Frintaneum“ in Wien. Klagenfurt u.a. 2006.

⁸ Zinnhobler, a.a.O., 33-34.



das Institutsleben. Unter anderem ertheilte er mir folgende Rathschläge: „Wenn Sie nicht selbst Messe lesen, wohnen sie doch einer bei. – Nur wahrhaft ausgezeichnete Priester sollen in das Institut treten; für manche, von denen man große Hoffnungen hegte, wäre es besser gewesen, wenn sie Wien gar nicht gesehen hätten. – Sie waren kein Raucher, sonst hätte es Ihnen nicht diese Gesichtsfarbe gelassen. – Sagen Sie dem Barbier, daß er die Tonsur jeden Samstag erneuere. – Wohnen Sie jedem Sonntag dem nachmittäglichen Segen bei, auch unter der Woche öfters. – Gehen Sie dorthin spazieren, wo das vierzigstündige Gebet ist und grüßen Sie das Sanctissimum. – Lesen Sie täglich 2 bis 3 Capitel aus der Bibel; wer gern betet, studiert viel leichter. Am Fuße des Gekreuzigten schöpfte der hl. Thomas von Aquin seine Weisheit. – Wenn Sie einmal hinreichend versorgt sind, so nehmen Sie keine Meßstipendien mehr; auch jetzt sollen Sie manchmal gratis lesen.“⁹

Nebenbei hatte Rudigier als Hofkaplan Verpflichtungen in der Hofkapelle, in Schloß Schönbrunn und Schloss Hetzendorf. So musste er beispielsweise am Karfreitag des Jahres 1847 die Predigt in der Hofburgkapelle halten. Erzherzogin Sophie, die Mutter des späteren Kaisers Franz Joseph war allerdings mit der Predigt unzufrieden, es wird überliefert: „Ferner lamentierte sie über die Predigt, die Rudigier am Charfreitag gehalten habe; man solle doch darauf sehen, daß wenigstens an diesem Tage eine gute Predigt sei. Als bemerkt wurde, daß aber die Ausarbeitung sehr brav sei, bemerkte sie, er habe ja immer dasselbe wiederholt.“ Auch ihr Mann, Erzherzog Karl, klagte über den – eventuell dialektbedingten – schlechten Vortrag Rudigiers.¹⁰

Revolution und Rückkehr nach Brixen

Der Biedermeier neigte sich allerdings dem Ende zu und in Wien und die Märzrevolution von 1848 fand in der unmittelbaren Umgebung Rudigiers statt. Der Sturm auf das Ständehaus in der Herrngasse fand nicht weit vom Frintaneum entfernt statt, die Unruhe breitete sich in der Stadt aus und kulminierte in der Oktoberrevolution von 1848.

Rudigier scheint damit nicht zurecht gekommen zu sein. Er bewarb sich noch vor dem Sommer 1848 um die Stiftspfarr Innichen, die ihm auch am 2. August verliehen wurde. So entkam er dem Chaos der Hauptstadt und obwohl dies im Sinne der Karriere kein Aufstieg war, schien Rudigier sehr zufrieden mit der Lösung. Dennoch hatte er auch als Stiftspropst von Innichen mit den Folgen der Revolution zu kämpfen: Durch die Grundentlastung entgingen dem Stift zahlreiche Einnahmen, die Abgaben nach Wien blieben aber dieselben. Dagegen setzte sich Rudigier heftig zur Wehr.

Bereits nach zwei Jahren sollte er aber Innichen wieder verlassen. Rudigier wurde von Bischof Galura zum Domkapitular an der Brixner Kathedrale ernannt. Damit verbunden war das Amt des Regens im Priesterseminar. Unter den Studenten verbreitete sich Unruhe, denn dem neuen Regens eilte der Ruf großer Strenge voraus. Rudigier scheint aber das Leben mit seinen Professorenkollegen im Seminar auch genossen zu haben, so wird überliefert: „Die schönste Unterhaltung ist

dann gewesen, wenn das Kleeblatt beisammen saß: Rudigier, der Regens; Ekart, der Spiritual und Aichner, der Präfekt. Wenn Ekart wieder einen Reim zum Besten gab, so reagierte Aichner sofort, verbesserte sein Verse und drohte ihm, seine poetischen Sünden zu veröffentlichen nebst einem Anfang betitelt: „Reime, die der Herr Spiritual gemacht hätte, wenn sie ihm eingefallen wären.“¹¹ Auch im Priesterseminar blieb er nur knapp zwei Jahre.

1852 wurde er schließlich nach dem Tod von Bischof Gregorius Thomas Ziegler vom Kaiser zum Bischof ernannt. Seine Tätigkeit am Frintaneum und als Hofkaplan, aber auch das Vertrauen des Fürstbischofs Bernhard Galura von Brixen, haben ihn offensichtlich für diese Stelle empfohlen, indem bei Hof sein Name durchaus ein Begriff war. Rudigier war damals 41 Jahre alt.

Bischof von Linz

Vielleicht einige Worte zur neuen Wirkungsstätte von Bischof Rudigier. Die Diözese Linz hatte einerseits frühchristliche Tradition, andererseits war sie eine relativ junge Diözese. Bereits zur Römerzeit gehörte ein Großteil des Diözesangebiets zur Provinz Noricum. Nach der Stadterhebung von Lauriacum (heute Lorch – ein Stadtteil von Enns) im Jahr 212 dürfte dort ein Bischofssitz gewesen sein. Im Jahr 304 starben 40 Christen, unter ihnen der heilige Florian, den Märtyrertod und wurden möglicherweise in Lauriacum bestattet. Im 5. Jahrhundert wird in der Vita Sancti Severini ein Bischof mit dem Namen Constantius in Lauriacum erwähnt.

Nach der Völkerwanderung waren – ähnlich wie am Bodensee – iroschottische und fränkische Missionare auch im Gebiet des heutigen Oberösterreich unterwegs und verkündeten erneut das Christentum. Im Jahr 739 legte der heilige Bonifatius die Diözesangrenzen so fest, dass Oberösterreich zum Bistum Passau kam. Bis etwa 903 ist Lorch als Sitz eines Chorbischofs (Landbischof) bezeugt. Durch die Einfälle der Magyaren wurden viele kirchliche Strukturen zerstört. Nach dem Schlacht auf dem Lechfeld (955) begann Bischof Pilgrim mit dem Neuaufbau. Ab 1065 begannen die Bischöfe Altmann und Ulrich das Diözesangebiet in Pfarrsprengel einzuteilen.

Zur Zeit der Reformation im 16. Jahrhundert förderten vor allem die Adeligen den neuen Glauben und ein Großteil der Bevölkerung wurde protestantisch. Durch die Gegenreformation wurde Oberösterreich im 17. Jahrhundert wieder überwiegend katholisch. Kaiser Joseph II. zwang schließlich im Rahmen seiner sogenannten „Diözesanregulierung“, die Diözese Passau mit einem Vertrag vom 4. Juli 1784 zum Verzicht auf ihre Pfarren in Oberösterreich und gründete damit die Diözese Linz. 1785 stimmte Papst Pius VI. der Errichtung des Bistums zu. Erster Bischof von Linz wurde der Passauer Generalvikar und Freisinger Weihbischof Ernest Johann Ne-

9 Zinnhobler a.a.O., 36-37.

10 Zinnhobler, a.a.O., 37.

11 Archiv der Diözese Feldkirch (Hrsg.), Georg Schelling, Annäherungen an eine Priesterbiographie (=Quellen und Untersuchungen des Archivs der Diözese Feldkirch Bd. 8) Feldkirch 2019, 144.



pomuk von Herberstein. Diese kirchenrechtliche Installation begleitet die Erhebung des Landesteils zum Kronland Österreich ob der Enns, nachdem es politisch schon Jahrhunderte lang integraler Teil des Herzogtums Österreich gewesen war. Rudigier war damit erst der fünfte Bischof von Linz.

Die Diözese Linz hatte rund 750.000 Einwohner, davon 93 % Katholiken. Im Gegensatz zu vielen anderen Diözesen des Habsburgerreiches bestand hier keine Nationalitätenfrage, außerdem waren Pfarren und Gemeinden sowie Diözese und Kronland nahezu deckungsgleich, sodass die Verhandlungsführung mit den politischen Behörden relativ überschaubar war. Die Diözese hatte damals 341 Pfarreien und 70 Lokalkaplaneien und hatte damit eine verhältnismäßig mittelmäßige Größe. Dennoch musste der neue Bischof diese Diözese erst kennenlernen – und das dauerte angesichts der damaligen Verkehrsverhältnisse Jahre. Die meisten Visitations- und Firmungsreisen mussten mit der Kutsche absolviert werden, die Westbahn von Wien bis Linz wurde erst 1858 eröffnet.

Rudigier übernahm die Diözese in einem sehr ernsthaften Amtsverständnis. Er begrüßte seine neuen Diözesanen etwa mit den Worten: „Ja, ich komme in der aufrichtigen Absicht, euch ein guter Hirte zu sein, für den obersten guten Hirten unter euch zu arbeiten. Ich will beten für euch, arbeiten für euch, leiden für euch nach seinem Beispiel [...] als guter Kriegsmann Christi.“ Dass er die Verantwortung für den Kampf um die Rechte der Kirche sehr ernst nahm, sollte sich dann einige Jahre später zeigen.

In den ersten Jahren seiner Tätigkeit in Linz waren zwei Dinge prägend: Einerseits der Entschluss Rudigiers, eine neue Domkirche zu bauen, andererseits das Konkordat von 1855.

Rudigier, die Liberalen und das Konkordat

Ich möchte nun – quasi im Schnelldurchlauf – Rudigiers politische und kirchliche Problemstellungen in einigen Schlaglichtern beleuchten:

Die Revolution von 1848 hatte auf das politische System im Kaisertum Österreich verschiedene Auswirkungen. Der Josephinismus hatte ausgedient, die staatskirchliche Gesinnung der Beamenschaft bestand aber immer noch. Nachdem Kaiser Ferdinand zugunsten seines Neffen Franz Joseph abgedankt hatte und eine Verfassung eingeführt wurde, herrschte für kurze Zeit ein „Konstitutionalismus“ – also eine Monarchie mit Verfassung. Mit der Außerkraftsetzung dieser Verfassung durch den Kaiser 1851 beginnt die Ära des Neoabsolutismus. Für die Kirche hieß das, dass sie neue Freiheiten erlangen konnte. Im Einklang mit dieser neuen Selbständigkeit, indem die Kirche in Zusammenarbeit mit dem allein regierenden Kaiser im staatlichen Bereich mitbestimmen konnte und zugleich auch ihre innere Organisation wieder selbst bestimmen konnte, ging die Ablehnung dieser Entwicklung durch liberale Kräfte. Der Startpunkt für diese Auseinandersetzung lag schon in der Revolution 1848, sodass die Gründung des katholischen Volksvereins besonders in der Diözese Linz durch die Abhaltung eines Katholikentages im Jahr 1850 gefördert wurde. Das Konkordat 1855 lieferte dann den ultima-

tiven Grund für die Auseinandersetzung zwischen liberalen und katholisch-konservativen Gruppierungen.

Konkordate sind Staatskirchenverträge der Römisch-katholischen Kirche – bzw. des Heiligen Stuhls – mit unterschiedlichen Staaten, bekannt ist etwa das Wormser Konkordat. Im Jahr 1855 schloss Kaiser Franz Joseph mit Papst Pius IX. ein Konkordat, das der katholischen Kirche wieder mehr Autorität in Bildungs- und Familienangelegenheiten zusprach. Es beendete damit das absolutistische josephinische System des Staatskirchentums und gab der Kirche eine Anerkennung im staatlichen Bereich.

Bischof Rudigiers Einschätzung zu Josephinismus und neuem Konkordat: „Verführt durch eine ungläubige Philosophie hat sich die Staatsgewalt in Bezug auf die katholische Kirche eine Macht beigelegt, welche ihr von Gottes wegen nicht zustand. Gott weiß es, wie innig ich mich freue diese Urkunde nun mittheilen zu können.“¹²

Worum ging es: Das Eherecht wurde der Kirche zugesprochen, ebenfalls ein umfassender Einfluss auf das Bildungswesen und die Wiederherstellung der kirchlichen Selbstverwaltung. Rudigier betätigte sich in den folgenden Jahren als vehementer Verteidiger von Kirche und Kaiser und ergriff dazu oft im oberösterreichischen Landtag das Wort. Dort war er zunehmend den Angriffen der Liberalen ausgesetzt, die den Einfluss der Kirche zurückdrängen, aber auch das Mitspracherecht des erstarkenden Bürgertums durchsetzen wollten. Als nach der militärischen Niederlage der österreichischen Truppen in Oberitalien absehbar war, dass Kaiser Franz Joseph mit seiner Alleinregierung auch politisch gescheitert war, begann der Konstitutionalismus wieder an Boden zu gewinnen. 1861 wurde zunächst wieder eine Verfassung in Kraft gesetzt.

Nach der militärischen Niederlage bei Königgrätz 1866 musste der Kaiser 1867 die Einführung des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger zulassen, unter anderem wurden nun Gleichheit vor dem Gesetz, Versammlungsfreiheit, Religions- und Gewissensfreiheit garantiert. Die bürgerlichen Rechte waren nun vom Religionsbekenntnis unabhängig.

Bischof Rudigier verteidigte in dieser Zeit unnachgiebig die Vorrechte der Kirche mit nachdrücklichen Worten: „Wenn man den Charakter der Leute, die in der vordersten Reihe des Kampfes gegen das Concordat stehen, die Mittel, die sie zu ihrem Zwecke gebrauchen kennen, wenn man den Zusammenhang der Concordatsstürmerei mit den sonstigen großen Strebungen des Antichristentums in Europa, insbesondere mit der italienischen Revolution, die gerade jetzt mit erneuerter Wuth dem Papstthum ein Ende machen sucht, betrachtet, so kann man nur sagen: der Sturm gegen das Concordat ist Sturm gegen die Religion. Auch in dem guten und katholischen Oberösterreich bestehen einige recht schlechte Tagesblätter, die fortwährend das Concordat bekämpfen; ich werde sie euch, meine Christgläubigen, wenn

12 Zinnhobler, a.a.O., 119.



sie sich nicht bessern, bei einer anderen Gelegenheit nachhaft machen, um euch kraft meiner Hirtenpflicht vor Lesung derselben zu warnen.“¹³

Die Auseinandersetzungen auf publizistischer Ebene brachten auch neue Zeitungen mit sich, so auf Seiten der katholisch-konservativen das Linzer Volksblatt oder auch das Vorarlberger Volksblatt, dessen erster Chefredakteur Rudigiers älterer Bruder wurde. Besonders warnte er vor dem Schwinden des kirchlichen Einflusses im Bildungswesen, der – wie er es nannte – „Entchristlichung der Schule; [Zitat] als ‚der Socialismus keck hervortrat und die Zukunft für sein Erbe erklärte, sprach er vor dem erstaunten Europa: Gott ist das Übel; die Worte hat man in Österreich sich noch nicht anzu-eignen gewagt, die Sache wird seit acht Jahren gepredigt, und zwar im Namen des Liberalismus.“ Auch die geplante Einführung einer Zivilehe verurteilte er scharf, indem er sagte, diese sei „nur eine Wilde Ehe, ein Concubinat; der Ausdruck: Notzivilehe hat gerade soviel Berechtigung, als wenn man sagen würde: Nothverbrechen.“¹⁴

Die Auflösung des Konkordates konnte er schlussendlich nicht verhindern, die cisleithanischen Maigesetze des Jahres 1868 setzten dieses faktisch außer Kraft. Im Wesen ging es darum, dass ab nun weltliche Gerichte für die Ehegerichtsbarkeit zuständig waren, das Unterrichtswesen unter staatliche Aufsicht und Leitung gestellt wurde und die interkonfessionellen Verhältnisse der Staatsbürger (Erziehung der Kinder in gemischten Ehen) neu geregelt wurden; ab dem 14. Lebensjahr durfte nun jeder sein Religionsbekenntnis frei wählen und sich auch für die Position „ohne religiöses Bekenntnis“ entscheiden, also de facto den Kirchenaustritt. Papst Pius IX. verurteilte noch im gleichen Jahr in einem geheimen Konsistorium die Maigesetze als *leges abominabiles*, als „verabscheuungswürdige Gesetze, die heftig verurteilt und zurückgewiesen werden müssen“. Dabei verdammt er auch das cisleithanische Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger von 1867, das in Österreich großteils bis heute gilt.

Bischof Franz Joseph Rudigier reagierte am 7. September 1868 mit einem Hirtenbrief. Er rief zum Widerstand gegen die Maigesetze auf und geriet dadurch mit dem Strafgesetz in Konflikt. Die Staatsanwaltschaft ließ die bereits gedruckten Exemplare beschlagnahmen und versiegelte die Druckstöcke. Am meisten gingen die Wogen über folgenden Satz hoch: „Vorzüglich sind es seit Monaten die österreichischen Staatsgesetze vom 25. Mai, an welchen die Lüge ihre Kraft erprobt.“¹⁵ Die Staatsanwaltschaft klagte den Bischof an, „es werde ... in dem Hirtenbriefe gegen die Staatsgewalt zum Hasse und zur Verachtung aufgereizt“. Rudigier wurde zur Klärung der Frage, ob „die Tat mit bösem Vorsatze oder aus Fahrlässigkeit begangen worden sei“ mehrfach vor den Untersuchungsrichter geladen. Als er dann am 5. Juni 1869 dem Gericht vorgeführt wurde, kam es erstmals zu öffentlichen Demonstrationen der katholischen Bevölkerung. Auch wurde als Reaktion das erste katholische Casino in Linz gegründet. Die Geschworenen verurteilten Rudigier einstimmig: Er wurde am 12. Juli 1869 wegen des „versuchten Verbrechens der Ruhestörung“ zu 14 Tagen Kerker verurteilt, der Staatsanwalt

hatte sechs Monate beantragt, vom Kaiser aber umgehend begnadigt. In den folgenden Jahren wurde Rudigier zur Leitfigur der katholischen Bewegung, des „Katholischen Volksvereins“, der 1896 in „Katholische Volkspartei“ umbenannt wurde und im frühen 20. Jahrhundert dann einen Brückenschlag zu den Christlich-sozialen versuchte.

Rudigier, der Papst und die Unfehlbarkeit

Die österreichischen Niederlagen auf den italienischen Schlachtfeldern von Solferino und Magenta zeigen noch auf anderer Linie den Kampf der katholischen Kirche gegen die politischen Veränderungen des 19. Jahrhunderts. Während die militärischen Niederlagen auch den innenpolitischen Kurs Österreichs veränderten, brachten sie zudem den Kirchenstaat unter massiven Druck. Der Papst war für Bischof Rudigier stets unangetastete Autorität und damit war auch seine politische Unabhängigkeit als Staatsoberhaupt des Kirchenstaates nicht in Frage zu stellen. Die Einberufung des 1. Vatikanischen Konzils war die Antwort des Papstes auf die sich verändernde Welt. Äußerlicher Anlass zur Einberufung war das 1800-jährige Jubiläum des Martyriums von Petrus und Paulus. Ziel des Konzils sollte die Abwehr moderner Irrtümer und die zeitgemäße Anpassung der kirchlichen Gesetzgebung sein. Bereits 1864 hatte Papst Pius IX. mit seiner Enzyklika „*Quanta cura*“ und dem „*Syllabus errorum*“ – der Auflistung der Irrtümer der Zeit – seine Position formuliert. Bischof Rudigier bezeichnete damals diese Publikation als „Großtat“ und den Syllabus als „eine Fundgrube echter Weisheit“.¹⁶

Als Bischof musste Rudigier auch am Konzil teilnehmen. Der Verlust weltlicher Macht, aber auch die in weiten Teile Europas heftig geführten Auseinandersetzungen der Kirche mit dem Liberalismus brachten schlussendlich die Abstimmung über das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes hervor. Bei grundsätzlicher Zustimmung zu diesem Dogma legte Rudigier doch eine gewisse Zurückhaltung an den Tag. Schließlich stimmte er aber doch dafür und erklärte später: „Ich habe von Kindesbeinen an die Unfehlbarkeit geglaubt, und als ich Professor war, sie alle Jahre gelehrt und seither, soweit ich in diesem Sinne handeln konnte, immer, auch in meiner gegenwärtigen Stellung, in diesem Sinne gehandelt. [...] Wenn ich jetzt noch glaube, für die dermaligen Verhältnisse in Oesterreich und Deutschland, also bei uns, wäre diese Glaubensentscheidung nicht nothwendig gewesen, so erkenne ich an, daß namentlich in Frankreich, wo da und dort der Gallicanismus sein Haupt wieder erheben will, eine solche Entscheidung sehr erwünscht, ja nothwendig war.“¹⁷ Das Dogma bildete in der Folge das rote Tuch für die Liberalen, indem sie es auslegten, dass „Unfehlbarkeit Allwissenheit und Allgegenwärtigkeit“ bedeute. Rudigier bezeichnete solche Auslegungen als „frevelhaften Unsinn“ und wies auf den Wortlaut der Konzilsdokumente hin. Für den damaligen Minister für Kultus und Unterricht war es der Anlass, das Konkordat endgültig zu kündigen.

13 Zinnhobler, a.a.O., 121.

14 Zinnhobler, a.a.O., 123.

15 Zinnhobler, a.a.O., 126.

16 Zinnhobler, a.a.O., 76.

17 Zinnhobler, a.a.O., 85.



All diese politischen Querelen machten aus dem Seelsorger nach und nach einen Politiker. Dennoch war Rudigier in erster Linie Bischof der Diözese Linz. Hier bemühte er sich um den Ausbau der seelsorglichen Strukturen, die Verbesserung der Priesterausbildung – etwa durch die Verlegung der theologischen Lehranstalt in das Priesterseminar, und die bessere Fortbildung und Information des Klerus, etwa durch die Einführung von Pastorkonferenzen und Priesterexerzitien, aber auch durch die Gründung des Diözesanblattes. Für die Katholiken der Diözese intensivierte der Bischof die Volksmissionen, vor allem durch die Jesuiten und Redemptoristen. Als Informationsquellen wurden eine Tageszeitung („Linzer Volksblatt“) und zahlreiche katholische Wochenblätter gegründet. Die Aktivität der Katholiken sollte durch eine Fülle von Vereinen, insbesondere im Bereich der Caritas geweckt bzw. verstärkt werden. Das Ringen um die katholische Schule war gleichermaßen ein Baustein dieses Plans, wie Rudigiers Eintreten für eine katholische Universität.

Wie können wir uns den Alltag des Bischofs vorstellen? Darüber wird berichtet, dass er sehr schlicht lebte, er kleidete sich einfach und arbeitete viel. „In seinem Zimmer befand sich ein großes Schreibpult mit zugehörigem Sessel. Auf diesem Pult schrieb der Bischof seine zahllosen Briefe, seine Reden, Predigten und Eingaben, aber auch seine Hirtenbriefe. Es entsprach dem Arbeitsstil des Bischofs, dass er fast jedes unter seinem Namen hinausgehende Schriftstück persönlich entwarf. Über 15.000 Briefe hat er eigenhändig geschrieben, kein Schriftstück verließ seine Kanzlei, ohne daß er es zumindest sorgfältig prüfte. Auf dem Pult lag stets die Heilige Schrift; aus ihr las Rudigier täglich sechs Kapitel, drei am Morgen und drei am Abend. Auf diese Weise hat er die beiden Testamente mehr als dreißigmal ganz durchgelesen. An sein hartes Bett gewöhnt, lehnte er weiche Federbetten auch bei Visitationsreisen ab. Sein Kammerdiener musste jedes Mal das Bett untersuchen und weiche Unterbetten gegebenenfalls entfernen. Rudigier wollte auch nie eine besondere Verpflegung haben, er selbst äußerte sich dazu: ‚In Betreff der Wohnung und Verpflegung will und darf ich nicht zu große Forderungen stellen, und ich habe es nur zu beklagen, daß die eine oder andere häufig zu nobel ist.‘

Die bischöfliche Tagesordnung passt zum Lebensstil Rudigiers. Schon seit seiner Studentenzeit pflegte er täglich um 4 Uhr aufzustehen, bei Visitations- und Firmungsreisen auch noch früher, um die Predigt vorzubereiten. Er rasierte sich selbst, was ihm aber manchmal nicht gut gelang. Der Morgentoilette folgte das Morgengebet, dann eine halbstündige Betrachtung, das Breviergebet und die Meßvorbereitung. Wenn er daheim war, zelebrierte der Bischof um 5 Uhr 45 in der Hauskapelle, wobei ihm der Kammerdiener ministrierte und der Sekretär assistierte. Las er die Messe in anderen Kirchen der Stadt, so begab er sich zu Fuß dorthin; nur zu den Gottesdiensten im Dom ließ er sich mit dem Wagen fahren. Nach der Messe hielt er immer eine viertelstündige Danksagung. Das anschließende Frühstück bestand aus einer Tasse Kaffee und einer Semmel. Bei dieser Gelegenheit las Rudigier auch die Zeitung. Dann setzte er sein Breviergebet fort. Hierauf begann sein Tagwerk, das er aber manchmal durch einen Kirchenbesuch (oft bei den Ursulinen oder Karmeliten)

unterbrach. Zuerst wurde die Amtspost studiert, dann die Privatpost. Für jene entwarf er zumindest die Antworten, diese beantwortete er eigenhändig. Nach der Berichterstattung des Ordinariatskanzlers über die laufenden Amtsgeschäfte erteilte der Bischof seine Anweisungen an den Sekretär. Dann empfing er bis 13 Uhr die über den Kammerdiener angemeldeten Besuche. Wenn Gegenbesuche erforderlich waren, wurden diese meist um 12 Uhr abgestattet. Das Mittagessen nahm Rudigier um 13 Uhr mit seinem Sekretär ein. „Es bestand aus Suppe, zwei Fleischspeisen, Obst und schwarzem Kaffee“, waren höhere Gäste anwesend, gab es auch eine Nachspeise. Als Getränk nahm der Bischof 1/3 l Wein zu sich. An Fasttagen gab es zum Hauptgericht Stockfisch. An Sonn- und Feiertagen lud Rudigier während seiner früheren Bischofsjahre gern Gäste ein, Beamte, Offiziere, Gemeinderäte, oft auch einen Seminaristen. Priester speisten wiederholt beim Bischof, die Geistlichen der Stadt Linz lud er dreimal im Jahr zum Mittagessen ein: an seinem Namens- tag, im Fasching und am Gründonnerstag. Dagegen weilten Frauen praktisch nie an seinem Tisch. An Werktagen dauerte das Mittagmahl etwa 3/4 Stunden. Daran schloss sich eine kurze Mittagsrast auf dem Sofa mit der Zeitung in der Hand. Dann betete Rudigier die Vesper. Der Nachmittag galt wieder der Arbeit, auch wurden vereinzelt noch Besucher empfangen. Häufig nahm er am Nachmittag an einer Andacht in einer Linzer Kirche teil. Abends speiste der Bischof allein auf seinem Zimmer, und zwar von 8 Uhr bis 8 Uhr 15. Die anspruchslose Mahlzeit bestand aus einer Suppe, Wasser und Brot. Nur bei Anwesenheit eines höheren Gastes wurde im Speisezimmer gegessen. Anschließend betete der Bischof mit dem Hauspersonal in der Kapelle den Rosenkranz und die lauretanische Litanei. Nach der Spendung des Segens zog er sich auf sein Zimmer zurück und betete und arbeitete noch bis 10 Uhr, gelegentlich aber auch noch länger. In solchen Fällen trank er auch noch eine Tasse Kaffee.

Den Abendrosenkranz ließ der Bischof auch auf Reisen nicht aus, sondern verrichtete ihn in diesem Fall mit seinem Kammerdiener. Als 1869 die Votivkapelle des Neuen Domes vollendet war, nahm der Bischof hier am täglichen Abendrosenkranz, den ein Alumnatspriester vorbereiten musste, teil. Infolge des dichten Arbeitsprogrammes blieb für Erholung kaum Zeit. Die Kirchgänge oder die Vornahme leichterer Arbeiten sah Rudigier als Erholung an. Die rigorose Tageseinteilung und strenge Lebensweise ermöglichten dem Bischof die Bewältigung seiner ungeheuren Arbeitslast.“¹⁸

Im Alter vermittelte Bischof Rudigier oft den Eindruck, dass die Kirche zuviel Vorrechte aufgegeben hätte. Er gab sich immer unzugänglicher gegenüber jedem Kompromiss mit einer immer pluralistischer werdenden Welt, die er selbst auch mit aufgebaut hat. Praktisch bis zum letzten Tag seines Lebens arbeitete er und verstarb am 29. November 1884 im Alter von 73 Jahren.

¹⁸ Zinnhobler, a.a.O., 72 ff.



Der Mariendom

In seinen Bischofsjahren in Linz hinterließ er unübersehbare Spuren. In erster Linie den Mariendom in Linz: Der Mariä-Empfängnis-Dom ist die nach Fassungsvermögen größte Kirche Österreichs. Das starke Bevölkerungswachstum der Industriestadt im 19. Jh. machte einen Kirchenneubau erforderlich, den äußeren Anlass bot die 1854 veröffentlichte päpstliche Bulle „Ineffabilis Deus“, welche die dogmatische Bestätigung der Unbefleckten Empfängnis Mariens durch Papst Pius IX. enthielt. Die Grundsteinlegung am 1. Mai 1862 wurde mit Anton Bruckners „Fest-Cantate bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zum Dombau“ feierlich begangen. Die Einweihung des ersten Bauabschnittes, der Votivkapelle, erfolgte am 29. September 1869 mit Bruckners Messe in e-moll, wobei wegen des noch halb offenen Raumes auf Streicher und Solisten verzichtet wurde, sodass nur Bläser und Chor zum Einsatz kamen. 1870–1885 entstand das Presbyterium bis zum Querschiff, danach von 1886 bis 1901 der Turm am anderen Ende der Kathedrale. Erst nach dessen Fertigstellung wurden ab 1902 Langhaus und Querschiff errichtet. Fertiggestellt wurde der Dom schließlich 1924, also 42 Jahre nach dem Tod von Bischof Rudigier, der auch hier beigesetzt wurde.



Linz a. D. Maria-Empfängnis-Dom

2837

Erinnerungen an Rudigier

An den Bischof selbst erinnern zahlreiche Bilder, Büsten und vor allem Glasfenster. Allein in Vorarlberg ist er in den Kirchenfenstern von Bludenz Herz-Mariä, Damüls, Feldkirch-Levis, Gaschurn und in der Fatima-Kapelle in Riezlern dargestellt. Daneben gibt es umfangreiche Literatur, die von wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Gestalt des Bischofs Rudigier bis hin zu volkstümlichen Veröffentlichungen mit Lebensweisheiten Rudigiers reichen – diese unter dem sinnigen Titel „Bischof Rudigier rät auch dir.“¹⁹ Die Verbreitung von Andenkenbildchen an den durchaus auch volkstümlichen Bischof förderte das Gedenken. Bereits 1891 erschien die erste Biographie und die voranschreitende Dombaustelle erinnerte stets an den weit über die Diözese Linz hinaus bekannten streitbaren Bischof Rudigier, der aufgrund seiner Auseinandersetzungen um das Konkordat und seine Verurteilung den Ruf eines „Bekennerbischofs“ hatte.

Seligsprechungsprozess

Auf Initiative des letzten Sekretärs von Rudigier, Franz Doppelbauer, der 1889 selbst Bischof von Linz wurde, konnte 1892 nach reiflicher Überlegung ein Seligsprechungsprozess eingeleitet werden. Bis 1898 wurden darauf im sogenannten Informationsprozess 121 Zeugen befragt, anschließend mussten – wie es das Prozedere vorsieht – alle verfügbaren Schriften, die aus der Feder einer seligzusprechenden Persönlichkeit stammen, eingesammelt und einer sorgfältigen Prüfung unterzogen werden. Dazu wurden Aufrufe veröffentlicht und es langten mehrere Tausend Briefe von Rudigier ein, die nach Rom weitergeleitet wurden. Der das Informationsverfahren abschließende Prozess „de non cultu“, also dass dem Bischof nach seinem Tod keine kultische Verehrung zuteil geworden sei, was kirchlich verboten wäre, konnte schließlich 1900 beendet werden und alle Unterlagen wurden nach Rom abgeschickt. In Rom stieß der Fall auf Wohlwollen, bereits 1905 wurde die Seligsprechungsangelegenheit Rudigier von der Ritenkongregation positiv bewertet und das offizielle römische Verfahren in Gang gesetzt. Damit wurde Bischof Rudigier offiziell der kirchliche Ehrentitel „Ehrwürdiger Diener Gottes“ verliehen, und zwar für immerwährende Zeiten, auch wenn es zur Seligsprechung selbst nicht kommen sollte.

Nun wurde der päpstliche Seligsprechungsprozess durchgeführt. Dazu wurden wiederum in zwei Schritten in Linz Zeugen einvernommen, Akten angelegt und diese nach Abschluss dieses Prozesses 1909 nach Rom geschickt. Dort wurde die Angelegenheit 1914 positiv erledigt. Der Erste Weltkrieg unterbrach nun den Prozess und erst 1926 konnte er mit der Untersuchung über „Tugendleben und Wunder im einzelnen“ fortgesetzt werden. Bischof Rudigier war nach seinem Tod 1884 im Alten Linzer Dom beigesetzt worden. Nach der Fertigstellung des Neuen Mariendomes wurden 1924 seine sterblichen Überreste dorthin überführt. Nun erfolgte 1929 die kirchlich angeordnete Eröffnung des Grabes und die Untersuchung der Leiche.

¹⁹ Josef Nepp, Bischof Rudigier rät auch dir – kleiner Nachschlagekatechismus über Christensinn und Christentat. Bregenz 1934



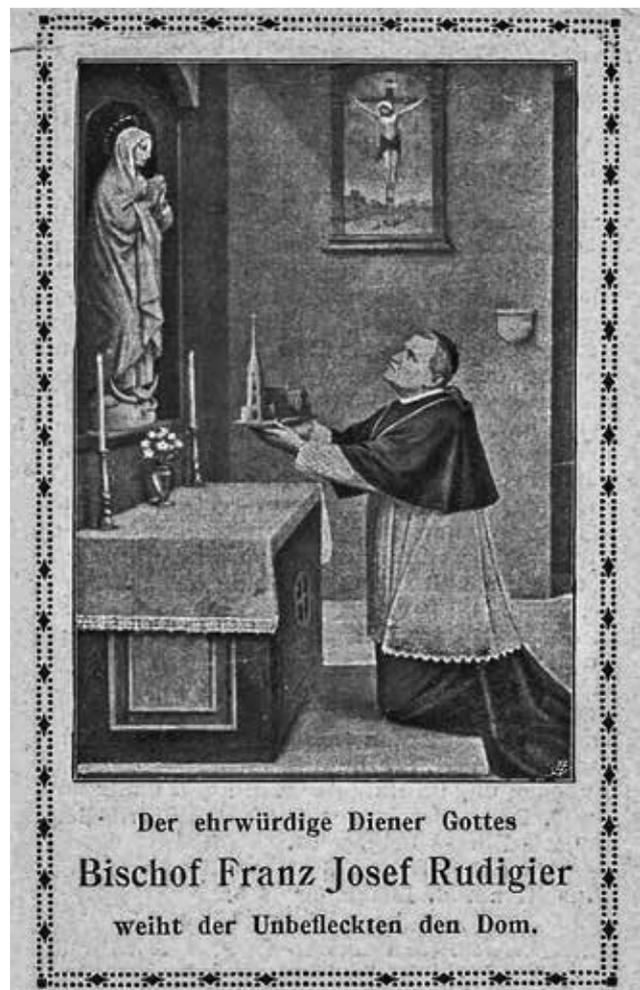
Kenotaph von Bischof Rudigier im Linzer Dom

Nach der so erfolgten Identifizierung wurde der Sarg wieder versiegelt und beigesetzt. Interessanterweise wurden von dieser – im kirchlichen Sprachgebrauch – „Erhebung der Gebeine“ Fotos angefertigt und – wohl zum Zwecke der Verehrung – als Postkarten verbreitet. Wiederum wurden die Unterlagen zusammengestellt und nach Rom gesandt. 1931 wurde die Causa in Rom eröffnet, mit den notwendigen Übersetzungen begonnen, jedoch wurde der Prozess erneut durch den Krieg unterbrochen. Erst 1953/54 wurde die Gültigkeit des bisherigen Prozesses festgestellt und drei weitere Sitzungen der Ritenkongregation angeordnet. 1964 fand die erste dieser Sitzungen statt, erst 2003 konnte mit der sogenannten „Novissima Positio“ das Verfahren soweit abgeschlossen werden, um es dem Papst vorlegen zu können. Bis 2009 stockte der Prozess erneut. Inzwischen ist er soweit abgeschlossen, dass Papst Benedikt XVI. den „heroischen Tugendgrad“ des Bischofs anerkannte. Dieser besagt, dass der Kandidat eines Selig- und Heiligsprechungsverfahrens die christlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in seinem Leben unter den damaligen Umständen in vorbildlicher Weise gelebt hat. Die Kirche sieht in der heroischen Tugendübung nicht den Ausdruck menschlicher Leistung, sondern das Wirken und das Geschenk des Heiligen Geistes und seiner Kraft, die in und durch den Kandidaten in einer neuen Weise sichtbar geworden sei. Mit der Ausstellung eines Dekretes über den heroischen Tugendgrad erklären Papst und Kirche, dass der betreffende Diener Gottes die in der Taufe empfangene Heiligkeit bewahrt und in seinem Leben zur vollen Entfaltung gebracht habe. Die Feststellung des heroischen Tugendgrades ist in der katholischen Kirche eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Selig- und Heiligsprechung eines verstorbenen Christen. Steht dessen heroischer Tugendgrad nicht fest beziehungsweise wird er während des Verfahrens nicht erwiesen, geht der Prozess nicht weiter.

Damit es nun aber tatsächlich zu einer Seligsprechung kommt, muss der Nachweis einer Wunderheilung erbracht werden. Zum Rudigier-Jubiläum 2011 schien Bischof Ludwig Schwarz von Linz sehr hoffnungsvoll, was eine baldige Seligsprechung Rudigiers anbelangte. Diese Hoffnung wurde allerdings enttäuscht, nachdem der Vatikan das bereits eingereichte notwendige medizinische Wunder, das auf Anrufung Rudigiers eingetreten sein sollte, nicht anerkannte. Damit ist der Seligsprechungsprozess weiterhin nicht beendet und laufend.

Kämpfer und Hirte

Was bleibt also von Bischof Franz Joseph Rudigier? Als ich begonnen habe, diesen Vortrag vorzubereiten, habe ich Rudigier als typische Gestalt der Kirche des 19. Jahrhunderts vor mir gesehen. In der näheren Beschäftigung mit ihm zeigt sich die ganze Komplexität der gesellschaftlichen und politischen Umbrüche der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er selbst steht sozusagen als Monolith in dieser Brandung, und gerade diese Unbeweglichkeit, diese Beharrlichkeit und Sturheit machen einen großen Teil seines Charakters aus und nötigen dem Betrachter einerseits Bewunderung, andererseits auch ein leichtes Schauern ab. Bischof Franz Joseph Rudigier hat durch diesen unausgesetzten Kampf für die Vorrechte der Kirche den Ruf eines „Bekennerbischofs“ errungen. Es zeigt sich aber 140 Jahre nach seinem Tod, dass dies zwar Verehrung und Anerkennung abverlangt, aber anscheinend nicht für die offizielle Seligsprechung durch Rom genügt. Bischof Franz Joseph Rudigier bleibt so als Exponent einer Zeit in Erinnerung, in der politische Parteien geboren werden und alte Institutionen ins Wanken kamen. Er bleibt in Erinnerung als Initiator des Mariendoms in Linz, Identifikationsobjekt der damals jungen Diözese und bis heute deren Zentrum. Schließen möchte ich mit den Worten Rudigiers, die dieser auf dem Sterbebett für seinen letzten Hirtenbrief diktierte: „Meinen Gruß dem Volke, und wenn ich ihm nicht mehr schreiben kann, bitte ihm zu sagen, dass ich es liebe bis zum Sterben, und das ich ihm für seine Liebe danke.“



Der ehrwürdige Diener Gottes
Bischof Franz Josef Rudigier
weiht der Unbefleckten den Dom.

Bischof Rudigier widmet den Dom der Unbefleckten Empfängnis

150 Jahre Kirche Gaschurn

Im Jahr 2019 feierte die Gaschurner Kirche 150 Jahre Jubiläum. Ein angemessener Anlass, um zurückzublicken und einmal die Geschichte der Kirche zu beleuchten.¹

Über die Zeit vor 1869 geben vor allem das alte Stiftungsbuch und Urkunden Aufschluss. 1485 ist bereits ein Gotteshaus erwähnt, das dem Erzengel Michael und dem St. Georg geweiht war. Die Seelsorge wurde noch in St. Gallenkirch besorgt, zumindest waren die Kaplanstellen in Gaschurn nur unregelmäßig besetzt. In den folgenden Jahrzehnten bemühte man sich um eine eigene Seelsorge, die Pfarrei wurde dann 1587 eingerichtet. Unter dem rührigen Pfarrer Johannes Viel (Fiell), der von 1629 bis 1642 in Gaschurn tätig war, wurde dann ein Kirchenneubau verwirklicht.² Auf dem Standort des heutigen Friedhofs wurde durch den Maurermeister Ulrich Pohl samt seinen Brüdern und Söhnen sowie durch zwei weitere Meister aus Bludenz und Nüziders unter tatkräftiger Hilfe der Gaschurner (namentlich 2.117 Tagwerke) in dieser Zeit trotz des Wütens der Pest ein neues Kirchlein errichtet, geweiht wurde es 1634 dem hl. Michael, dem hl. Sebastian und dem hl. Georg. In Gargellen habe man dazu sogar einen eigenen Kalkofen angesetzt, der aber aufgrund der Verzögerung durch die Pest verröfnete. Man kaufte also dann den Kalk in Gargellen.³ Zwischen 1637 und 1673 erhielt die Kirche ihre künstlerische Ausstattung, Altäre und Glocken, unter anderem von der bekannten Familie Tschofen (und von Lukas „dem Zweiten“, der dadurch auch die Bestätigung seiner Stiftung für die Kapelle Maria Schnee erhielt).⁴

Sozusagen am Anfang der heutigen Kirche stand dann ein Gesuch im Jahr 1864 an die kuk Statthalterei Tirol/Vorarlberg um eine landesweite (Geld-) Sammlung für eine neue Kirche.⁵ Der Bau wird mit einem „großen Bedürfnis“ begründet, man verwies auf Baufälligkeit und Platzmangel in der alten Kirche sowie auf verschiedene Heimsuchungen und Lasten, weshalb man zusätzliche finanzielle Mittel akquirieren musste. Das vorherige Kirchlein auf dem Grund des heutigen Friedhofs wurde dann abgetragen. Ein Architekt namens Johann Maier aus Schwyz in der Schweiz entwarf die Pläne für den Bau der neuen Kirche im neuromanischen Stil. Die Kosten beliefen sich auf 8750 Gulden.⁶ Die Fertigstellung gelang schon 1867/68 – erneut unter dem engagierten Einsatz vieler (unbezahlter) Gaschurner.

1869 wurde die Kirche dann vom berühmten Gaschurner Franz Josef Rudigier, der den Bau auch finanziell unterstützte und bereits Bischof in Linz war, zu Ehren des heiligen Michael in einem aufwändigen Akt geweiht. Übrigens wirkte zu dieser Zeit (1866-1882) auch der bekannte Kirchenchorleiter (und Alpinist) Franz Josef Battlogg. Einen neuerlichen Stimmungsbericht über das Großereignis liefert das Vorarlberger Volksblatt in seiner ihm eigenen Tendenz (siehe den Zeitungsausschnitt auf der nächsten Seite).

In den folgenden Jahrzehnten wurde die Kirche dann künstlerisch ausgestaltet, maßgeblich von den Gebrüdern Bertle. 1871 malte Franz Bertle die Deckengemälde im Langschiff,

Juner - Montavon, 8. Deibr. (Neue Kirche.) Am 22. Noobr. hat die Einsegnung der neuen Kirche in Gaschurn und der feierliche Einzug in dieselbe stattgefunden. Die Feier dauerte 3 1/2 Stunde. Zuerst wurde die Kirche durch den Hochw. Hrn. Dekan benediziert, sodann das Hochwürdigste Gut aus der etwa 10 Minuten entlegenen Muttergottes-Kapelle in Procession in die neue Pfarrkirche übertragen und darauf ein feierlicher Gottesdienst für die Gründer und Wohlthäter des Gotteshauses von 12 Priestern gehalten. Herr Dekan hielt eine würdige Festrede, worin er den dortigen Pfarrangehörigen sagte: „Ihr habt durch diesen Kirchenbau den Nachkommen ein würdiges Denkmal eurer religiösen Gesinnung und eures Glaubens gesetzt; möge diese Gesinnung und dieser Glaube, dem heute so viele Gefahr droht, lebendig erhalten und als kostbares Erbe auf eure Nachkommen gelangen!“ Die Kirche ist im Rundbogenstil mit Kreuzform erbaut, 120 Fuß lang und 47 Fuß breit. Den Plan hat Architekt Maier aus Schwyz entworfen und Baumeister Wilhelm ausgeführt. Noch werden binnen wenigen Tagen 2 gemalte Chorfenster aus der Glasmalerei des Herrn Neuhauser in Innsbruck erwartet; sie sind das Geschenk eines Wohlthäters aus D. — Um den dortigen Kirchenbau, der ein verjährtes Bedürfnis war, hat sich nebst vielen Wohlthätern in der Nähe und Ferne der Hochwürdigste Bischof von Luz nicht geringe Verdienste erworben; er konnte seinem Heimort nicht wohl eine bessere Wohlthat erweisen. Die Mühe und das Verdienst des Sammelns theilten unter sich — der dortige Hr. Pf. Förster und der frühere Frühmesser J. Walch. Endlich hat die Gemeinde Gaschurn selbst durch willige Frohnarbeiten und durch Tragen von manchen Auslagen redlich mitgewirkt.

Stimmungsbericht im Vorarlberger Volksblatt vom 10. Dezember 1867. Das konservative Blatt, in dem meist Geistliche als Autoren fungierten, liefert interessante Eckdaten und Informationen über die Finanzierung, ist sonst aber freilich kein objektiver Bericht, sondern ein subjektives Meinungsbild, das eine bestimmte Perspektive auf die Ereignisse wiedergibt. Aber gerade darin liegt der Reiz der Quelle, die die Stimmung zumindest eines Bevölkerungsteils überliefert.

die Auszüge aus der Petrus-Legende zeigen. Auch die drei hölzernen Altäre inkl. Altarbilder (Erzengel Michael, Rosenkranzmadonna, Hl. Sebastian) von 1872 stammen aus der Werkstätte der Gebrüder Bertle (Schreiner, Bildhauer und Maler).⁷ Ein weiterer Meilenstein war 1884 der Einbau der Orgel und 1905 der vier Glasfenster aus Innsbruck: Die Pietà mit Johannes, Mariä Verkündigung, Bischof Rudigier und Papst Leo XIII. Das Deckenbild und die Wandgemälde im Chor (Gottvater mit der Weltkugel, Flucht nach Ägypten, Taufe Jesu im Jordan) sowie unter der Empore (Moses und der brennende Dornbusch) stammen von Jakob Bertle, der diese

- 1 Für den interessierten Leser sei gleich an dieser Stelle auf A. Rudigier/M. Tschalkner (Hg.), St. Michael in Gaschurn, Beiträge zur Kirchen- und Kunstgeschichte (Bludenzers Geschichtsblätter 35+36) 1997 zur ausführlichen Lektüre verwiesen.
- 2 Tschalkner, Von Tschann Rudigier bis zur Frühmesstiftung, in: Tschalkner/Rudigier (1997) 16f., 20, 26.
- 3 MA – ZKA Gaschurn 11/11.0, 1985.
- 4 MA – ZKA Gaschurn 11/11.0, 1985; M. Tschalkner/A. Rudigier (Hg.), Lukas Tschofen (Bludenzers Geschichtsblätter 14+15) 1993, 32, 37-41; Tschalkner, Von Tschann Rudigier bis zur Frühmesstiftung, in: Tschalkner/Rudigier (1997) 26, 33-38.
- 5 MA – ZKA Gaschurn 11/11.0, 1864.
- 6 Bisweilen wird für 8750 Gulden noch ein Wert von 700.000 Schilling angegeben. Den adäquaten Wert in Euro wiederzugeben, gestaltet sich schwierig, auch da sich die Wertigkeiten stark verändert haben.
- 7 Ausführlich dazu Rudigier, „den Nachkommen ein würdiges Denkmal“, in: Tschalkner/Rudigier (1997) 100-108.



Wortprotokoll, 13. Mai. (Bischof Rudigier.) Die ganze Gemeinde Gaschurn prangte im Frischmunde, als am 30. April Bischof Rudigier in Begleitung von etwa 12 Geistlichen einzog. Ein Schirmleichen sprach den gelungenen Festgruß in sicherem und herzlichem Tone. Am Samstag 1. Mai Abends, nachdem bei den Reliquien vor der Kirchthüre das Officium gebetet worden, verkündete große Feuer von den benachbarten Bergen, wenigstens 10 an der Zahl, mit Fackelschwüngen und Gesang die Freude der Gemeinde von Gaschurn. Auch ein Feuerwerk wußte Herr Gemeindecart Dumperfer in Szene zu setzen, so wie er auch die gelangene Deformation hergestellt hatte. Am Sonntag früh 7 Uhr begann der Weiheakt unter Theilnahme von 14 Priestern und einer großen Volksmenge von Nah und Fern, selbst über den Zeimis her. Der dreimalige Umzug um die neuerbaute Kirche, die Weihe von Weihwasser, Salz und Asche für die Besprengung des Hauses und der Altäre, namentlich dann die sinnigen und großartigen, aber willkürlichen Zeremonien bei der Weihe der letztern, die Salbung an den 12 verschiedenen Stellen der Wände, das Verbrennen von Wachs und Weihrauch auf den Altären und endlich die Bekleidung derselben, alles dies nahm wohl 4 Stunden in Anspruch, worauf Sr. bischöf. Gnaden Selbst das Hochamt zelebrierte. Eine schöne Vokalmesse von dem ansehnlichen Sängerkhore der Gemeinde aufgeführt, erfreute und erbaute die anwesende Menge, welche von den obwol weiten Räumen des neuen und ansehnlichen Gotteshauses kaum gefaßt wurde. Der hochw. Bischof hielt nach dem Amte noch eine halbstündige Ansprache an die Angehörigen seines Vaterlandes, worin er besonders auch die neue schöne Kirche lobt und zu fernerer Eintracht und Friedensliebe ermahnte. Wie dieser Tempel von Stein, hieß es unter andern, sollten Christen auch den lebendigen Tempel, der sie selbst sind, in Ehren halten. Es war schon 1 Uhr vorüber, als die Kirche in Prozession verlassen wurde. Während des Essens begann Herr Frühmesser Battlogg mit dem von ihm seit zwei Jahren unter großen Opfern und mit anerkanntem Erfolge unterrichteten, aus 50 - 60 Mitgliedern bestehenden Sängerkhore eine Produktion. Sr. bischöf. Gnaden erlitten Ihr Wohlgefallen und Stauen darüber aus, wie in so kurzer Zeit so Vieles und Treffliches geleistet werden konnte, lud die Sänger zu einem Glase Wein und gab ihnen dreißig Gulden. Nachdem der hohe Gast seine Geschwister und Verwandten, namentlich auch seinen Geburtsort Partenen und sein Vaterhaus, das in sinnigem Schmucke prangte, besucht hatte, verließ Derselbe sein Heimaththal am Dienstag den 4. Mai. Wohl konnte man überall und bei Allen bemerken, wie Bischof Rudigier in hohem Grade geliebt wurde und wie Ihm seine Freundlichkeit noch mehr die Herzen gewann. Der nunmehrige Besitzer seines väterlichen Hauses widmete Ihn einen Nachruf, der in warmen und wahren Worten die Gefühle kund that, womit wir Alle den Hochderehten scheiden sahen.

Meinungsbild über den Fest- und Weiheakt im Vorarlberger Volksblatt vom 26. Mai 1869

im Jahr 1905 anfertigte. Zu diesem Zeitpunkt wurden von ihm auch bereits Restaurationen vorgenommen. Den Hochaltar erhielt die Kirche 1908 aus der Werkstätte des Fidel Ruthart in Altenstadt⁸ und 1923 stiftete der in Paris lebende, aber aus Gaschurn stammende Baumeister Alois Pfeifer neue Glocken.⁹ Der Preis wurde daher in französischen Franken vereinbart – die Situation schien in Österreich aufgrund der starken Inflation wohl zu unsicher. Leider ereilte diese Glocken im zweiten Weltkrieg dasselbe Schicksal wie die meisten anderen: sie wurden abgenommen und eingeschmolzen, u.a. zur Herstellung von Kanonen. In den 1920er Jahren erhielt die Orgel ein elektrisches Gebläse und wurde überholt.¹⁰ Das Äußere der Kirche und der Turm wurden auch 1928 einer Renovierung unterzogen. 1949 wurden dann von der Firma Graßmayer in Innsbruck neue Glocken gegossen, finanziert von der Bevölkerung und der Gemeinde. Sie wurden auf dem Illwerke-Zügle von Schruns nach Gaschurn gezogen.¹¹

Nach einer Sanierung des Inneren 1963, bei der aber u.a. die zwei Wandbilder im Chor von Jakob Bertle und dekorative Ausmalungen des Feldkircher Florus Scheel abhanden kamen,¹² wurde die Kirche 1994-1997 u.a. mit Hilfe großzügiger Spenden der Gaschurner Bevölkerung generalsaniert, d.h. unter Baumeister Rudolf Lampert von der Diözese Feldkirch wurde das Dach isoliert, Elektroinstallationen getätigt, eine Fußbodenheizung eingebaut, aber auch die Gemälde der Bertle-Familie restauriert.¹³ Man versuchte, den Originalzustand wieder herzustellen, was aber wie gesagt bei den Wandbildern im Chor nicht gelang. Nach Aussage des damaligen Dekans Paul Burtscher sollte die Kirche auch architektonisch auf die Liturgie des Zweiten Vatikanischen Konzils abgestimmt werden, was vor allem den Altar betraf, der einfacher gestaltet und fortan näher an den Gläubigen stehen sollte.¹⁴



Das Innere der Kirche heute (Foto 2009), MA-Bildarchiv

Nicht zuletzt durch die Weiheung 1869 bleibt die Geschichte der Gaschurner Kirche auch mit Franz Josef Rudigier verbunden, dessen Geburtshaus in Partenen auch durch die Pfarre aufwendig restauriert wurde und in Stand gehalten wird. Einige Bemerkungen über sein Leben sollen daher diesen Beitrag abrunden.

1811 in einer Bauernfamilie geboren, erhielt er 1835 die Priesterweihe, wurde dann Seelsorger in Vandans und Bürs 1836. 1838 studierte er am Höheren Bildungsinstitut für Weltpriester St. Augustin in Wien und wurde schon 1839 Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht in Brixen. 1845 führte ihn sein Weg wieder nach Wien, wo er zum Hofkaplan und

8 Ausführlich dazu Rudigier, „den Nachkommen ein würdiges Denkmal“, in: Tschakner/Rudigier (1997) 122-129.

9 MA – ZKA Gaschurn 11/11.0, 1922.

10 G. Mayer, Renovierung der Orgel, in: Tschakner/Rudigier (1997) 221f.

11 MA – ZKA Gaschurn 11/11.0, 1985.

12 Ausführlich dazu Rudigier, „den Nachkommen ein würdiges Denkmal“, in: Tschakner/Rudigier (1997) 117f., 120.

13 Chronik zu dieser Sanierung: K. Schröcker, Chronik zur Renovierung der Pfarrkirche (1991-1997), in: Tschakner/Rudigier (1997) 213-217.

14 VN Heimat, 19.5. 1994.



Auszug aus der Urmappe, wo die Kirche Gaschurn noch an ihrem vorigen Platz eingezeichnet ist, (heute nurmehr Friedhofsgelände).
Gegenüber ist aber auch bereits die Neuplanung der Kirche eingezeichnet (schraffiert).

Lehrer des späteren Kaisers Franz Josephs und dessen Bruders Maximilian avancierte. 1853 wurde er dann Bischof von Linz und Bauherr des dortigen Mariendoms. Seelsorge und soziale Belange soll er in den Vordergrund gerückt haben, was für die damalige Zeit durchaus neu war. Als Teilnehmer

am 1. Vatikanischen Konzil wirkte er auch an Richtungsentscheidungen der Kirche mit. Aber auch die Rolle als Politiker ist für Bischöfe der damaligen Zeit nicht zu unterschätzen. So gibt es auch kritische Stimmen, da er sich dem (kirchlichen) Liberalismus kämpferisch gegenüber stellte. 1892 begann schon der Prozess der Seligsprechung, der aber immer noch anhält, nicht zuletzt da der Nachweis einer Wunderheilung fehlt.¹⁵

Dass seine Rückkehr nach Gaschurn für die Kirchenweihe schon 1869 ein besonders bedeutendes Ereignis für die Bevölkerung war, überrascht daher nicht.

So gibt es auch einige Publikationen über diese Persönlichkeit.¹⁶ Jubiläen des Geburts- oder Todestages sind immer wieder Anlass für Berichte, Vorträge, Gedenkfeiern, Ausstellungen, Schriften u.ä. über den Bischof.¹⁷

Im Jubiläumsjahr der Gaschurner Kirche organisierte der Heimatschutzverein Montafon auch einen Vortrag von Mag. Michael Fliri (Diözesanarchiv Feldkirch) über das Leben und Wirken dieses Bischofs aus Gaschurn.



58 | Bischof Franz Josef Rudigier. Hannes Bertle 1972 (MA-kumo-932)

¹⁵ VN vom 08.09.2011.

¹⁶ Verwiesen sei vor allem auf R. Zinnhobler (Hg.), Bischof Franz Joseph Rudigier und seine Zeit, Linz 1987; Ferner B. Scherndl, Der ehrwürdige Diener Gottes Franz Josef Rudigier Bischof von Linz, Linz 1913; auch seine Predigten wurden gesammelt und ediert: F. M. Doppelbauer (Hg.), Predigten des Dieners Gottes Franz Joseph Rudigier, Bischofes von Linz, Linz 1900.

¹⁷ z. B. VN vom 29.11. 1984; VN vom 08.05.1991, VN vom 03.04.1991; F. J. Rudigier, Mensch – Bischof – Politiker, Ausstellungen 14. Mai – 14. Juli 1991, Stadtmuseum Nordico, Linz 1991; Festlichkeiten am 6./7. April 1991 und „Festschrift“ des Paul Burtscher, Franz Joseph Rudigier, 1811-1884, Leben und Wirken, 1991.

Bericht zum 150-jährigen Jubiläum des Alpenvereins Vorarlberg 2019

Meine Gedanken zum 150-jährigen Jubiläum des Alpenvereins Vorarlberg und meiner nun 60-jährigen Mitgliedschaft beim Alpenverein Vorarlberg. Schon länger Ehrenmitglied AV-Bludenz. 1967 bin ich auch in die Bergwacht vom Alpenverein Vorarlberg eingetreten und noch in der Nachfolgeorganisation Vorarlberger Naturwacht im Einsatz. Jahrzehnte als ehrenamtlicher AV-Tourenführer tätig und auch noch im 150er-Jubiläumsjahr 2019 und was hat mein Brandner Urähni „Nüssle“ und meine Montafoner Urahna Josepha Marent damit zu tun?

Was haben die früheren Brandner Gämserjäger und Wildheuer mit der Gründung des Alpenvereins Vorarlberg vor genau 150 Jahren zu tun. Mein Urähni Chrysogonus Sugg (1715-1809) nahm auf Wunsch der Gemeindebürger von Brand und Vorsprache der alten Vogteiverwalterfamilie von Bludenz der Freiherren, Barone von Sternbach noch mit 78 Jahren am 11.12.1793 die offene Hilfslehrerstelle in der einklassigen Volksschule Brand an. Unterstützt wurde er dabei von seiner zweiten Gattin, der 12-Jahre jüngeren Josepha Marent, geboren 1727 in Schruns. Josepha überlebte Chrysogonus um viele Jahre, obwohl ihr Mann, der „Nüssle“, 94 Jahre alt wurde. Sie starb 1831 mit 104 Jahren.

Im Laufe des 14. Jahrhundert ließen sich zwölf namentlich genannte Walser-Familien, die vom aufgelassenen Weiler Stürvis oberhalb von Seewis, nur kurz über den Rätikon, ins heutige Brand auswanderten, vorerst im Zalimtal in den dortigen Ebenen der „Wies“ und „Zagabna“ nieder. Das Brandnertal, früher Bürsertal, rätoromanisch „Vallawier“, war die Alp und das Jagdrevier der Bürser Bauern. Brand erlangte erst 1827 die politische Selbständigkeit von Bürs. Wobei sich die Gemeindegrenze am Schmalzbrief von 1347 orientierte. 1820 und 1830 wurde zwischen Bürs und Brand endlich ein Karrenweg angelegt. Der Sohn von Chrysogonus, ein weiterer „Nüßle“ aus erster Ehe, Gämserjäger, Bergbauer, Wildheuer Johann Joseph Sugg (1755-1827) führte Baron Franz Ludwig von Sternbach aus Bludenz 1790 über den Bösen Tritt, Lünensee, Totalp auf die Schesaplana (2965m). Was heute als erste dokumentierte bekannte Besteigung unserer Schesaplana (2965m) von der Vorarlberger Seite aus gilt und als erste touristische Führungstour in Vorarlberg. Die Bekanntheit mit der Vogteifamilie von Sternbach aus Bludenz der Brandner Sugg „Nüßle“ beruhte auf Begleitungen, Führungen bei der Gämserjagd. Der Name Sugg ist heute im Brandnertal ausgestorben, aber unter dem Schaßweg, Forstweg, Radweg, Bürs- Brand gibt es immer noch das Suggiloch, das Suggibrünnele, den Suggenberg ober Braz, Sücke bei der oberen Sporenalpe, der Suggwald im Gargellental, was vom Walser „Sücke“ kommt. Der jüngste Sohn von Chrysogonus Sugg aus zweiter Ehe, Johann Joseph Sugg (1775-1840) Bergbauer, Forstjäger, Heiler, Wildheuer zu Brand hat sich besonders auf Dachdeckerarbeiten, Ausbesserung, Reparaturen auf hohen Kirchturmdächern ohne Gerüst spezialisiert. Bestätigt wird dies durch eine Turmschrift aus der Kugel der

Martinskirche Bürs von 1812. Auch die dokumentierte zweifache Reparatur unter dem Namen J.J. Zugg Brand, 1819 und 1835 des Kirchturmes der Wallfahrtskirche Tschagguns wurde von den Brandner „Nüssle“ durchgeführt. Der bekannte Bludener Heimatdichter Josef Wichner (1852-1923) hat dem pfiffigen Bäuerlein, dem Vetter Nüssle aus Brand in seiner Sage vom Brandnertal, vom Peterstein, Hexenstein ein schriftstellerisches Denkmal gesetzt, heute ist der Peterstein ein Naturdenkmal. 1848 gelang es dem Brunnenmacher Anton Neyer (1817-1875) aus Bludenz im Alleingang erstmals die Zimba (2643m) zu erklettern. Einstieg Nordostseite, ein Felskopf im Ostgratbereich wurde als Gamsfreiheit bezeichnet, über den Ostgrat hinweg zur Südwand und über steile Berggrasflächen, Felsstufen zum Gipfel. Die Einheimischen glaubten Anton Neyer die Besteigung von 1848 nicht und sahen einen Alleingang auf die Zimba (2643m) für eine Spinnerei an. Kaum ein Mensch kam damals bei uns auf die Idee ohne finanzielle, religiöse, wissenschaftliche, militärische Gründe sich einer solchen Gefahr auszusetzen, hatten doch die Bergbauern in diesen schweren Zeiten andere Sorgen. Verständnis gab es für die gefährliche Gämserjagd zum Zweck der Fleischbeschaffung, für Ausgewählte die Jagdbegleitung feiner Herren. Das noch gefährlichere Wildheuen war für die armen Bergbauernfamilien eine Notwendigkeit um überleben zu können. Es gab viele Unfälle mit Todesfolge bei der Bewirtung der sehr steilen, schwer zugänglichen Bergmähwiesen. Ausgleiten auf dem glitschigen frisch gemähten Gras und dann noch beim winterlichen Abtransport des Magerheues, Lawinen, Abstürze, was durch Erzählungen, Erinnerungstafeln dokumentiert ist. Das war ihre kleine dörfliche Welt, da gab es aber auch schon längst weltweite große Expeditionen. 1845 brach der berühmte Polarforscher Sir John Franklin auf um in der Arktis die Nordwestpassage zu suchen – doch keiner der 129 Expeditionsteilnehmer kehrte nach London zurück. Einige Überlebende erreichten das nordamerikanische Festland der Arktis, leider nur zum Sterben. Erstmals wurden zwei Alpenbewohner die Tiroler Bergführer Johann Haller und Alexander Klotz zu einer Nordpolexpedition eingeladen. Zur österr.ung. Nordpol-Expedition der k.u.k. Kriegsmarine von 1872-1874, geführt von Carl Weyprecht und Julius Payer. Der letzte unbekannt Teil Asiens, das Kaiser Franz-Josef-Land wurde dabei zufällig entdeckt, erforscht. Gämserjäger, Bergführer Alexander Klotz wurde als Hundeführer, Heiler, Eisbärjäger verpflichtet. Im Winter 1997 gelang es erstmals Österreichern, einer ÖAV- Alpenvereinsgruppe, mittels Ski, zu Fuß, mit Hubschrauber unterstützt den Nordpol zu erreichen. 12 Teilnehmer, davon vier Vorarlberger, mich eingeschlossen, mussten sich für diese Arktis-Skiexpedition im Brennergebiet qualifizieren. Zwei der „Nüßle“ Söhne, Chrysogonus (geb. 1821) wanderten nach Amerika aus, Martin Fidel (1825) noch im Jahr seiner Zimba- Zweitbesteigung 1854, wobei er in Amerika eine neue christliche Sekte gründete. Unsere Auswanderer hatten die Erzählungen über ihren Verwandten Johann Reiner (1707), geadelt 1772, mit Montafoner Wurzeln, im Kopf. Im Auftrag der englischen Krone hat es Reiner durch seine Brutalität vom einfachen Soldaten zum reichen indischen Fürsten gebracht und starb als Graf von Sardhana. Junge gesunde Männer aus der Schweiz, Süddeutschland /Vorarlberg ergriffen über Generationen die Möglichkeit als Söldner im Dienste von Graubünd-





ner, Zuger, Luzerner Militärunternehmern einzusteigen. Das Soldgeschäft betrieben reiche Schweizer Familien, für die Einstellung der Söldner war vielfach die Frau Hauptmann zuständig. Der Dienst begann dann aber in Frankreich, in Holland, beim Papst und der älteste Sohn von J.J.Sugg, Johann Joseph Simon Sugg (1815-1890) blieb zeitlebens in Brand und unterstützte seinen Vater bei seinen gefährlichen Kirchendachrenovierungen ohne Gerüst, beim Wildheuen unter dem Rothorn, Wasaspitz, bei der Gämssenjagd. Er beteiligte sich 1854 als leitender Führer bei der Zweitbesteigung der Zimba. Österreichische Beamte, Landvermesser, suchten 1854 gegen gute Bezahlung Kletterer, die am Zimbagipfel Triangulationsstangen aufstellen. Der Brandner Gämssenjäger, Heiler, Bergbauer J.J.S. Sugg (1815-1890), sein Bruder Fidel Sugg (geb.1825) und Franz-Josef Maier sen. nahmen den Auftrag an und erreichten den Zimbagipfel über eine andere idealere Variante wie Anton Neyer, sie stiegen über die Nordostseite auf die Zimba (2643m) auf. Oben am Gipfel fanden sie die Beweise der Anton Neyer Erstbesteigung: einen Stock mit Kupferhülse. Anton Neyers (1817-1875) Besteigung von 1848 sechs Jahre vorher wurde dadurch bestätigt. Die Brandner übergaben die Fundstücke vom Zimba- Gipfel (2643m) Anton Neyer (1817-1875) nach dem sonntäglichen Gottesdienst in der Laurentiuskirche Bludenz, gleich neben dem Schloss der Familie von Sternbach. Oberst der Landwehr, Gutsbesitzer Baron Otto Freiherr von Sternbach (1827-1920) aus Bludenz nahm dann um 1862 Kontakt mit dem Brandner Gämssenjäger, Heiler, Zimba-Pionier Johann Josef Simon Sugg „Nüßle“ (1815-1890) zu einer Besteigung des Kletterberges Zimba auf. Fünf Jahre nach der Gründung des elitären noblen Alpine Club London (gegr. 1857) wurde der wissenschaftlich orientierte Österreichische Alpenverein, Wiener Alpenverein 1862 gegründet. 1864 brachte erstmalig der Hotelier Johannes Badrutz noble englische Sommergäste in St. Moritz mit einer Wette dazu, über den Winter 1864/65 in unseren Bergen zu bleiben, was der Beginn des sportlichen alpinen Wintertourismus bedeutete. Seit 1864 gibt es regelmäßige Aufzeichnung der Niederschläge in unserem alpinen Raum. Noch nie gab es in unserem Teil der Alpen, letzten Sommer, zwischen April und Oktober 2018 so wenige Niederschläge. Urähni „Nüßle“ der Brandner Bergbauer, Bergführer, Gämssenjäger, Heiler wäre 2018/19 nicht nur über das Wetter überrascht, er würde sich auch über die Tätigkeiten seiner Nachkommen wundern. Mag. (FH) Didi Klotz (1978) mit Sitz Hamburg und Berlin, früheres Mitglied der AV-Bludenz Kindergruppe hat 2019 eine neue Aufgabe „Chief Produkt Officer“ eines weltweit operierenden 100 Millionen Startups. Der Student der Chemieverfahrenstechnik Dominik Klotz (1996) beteiligte sich mit dem Team seiner Londoner Top-Universität am internationalen englischen Alpinski-Hallenparallelschlalomwettbewerb 2019. Dominik, ein ehemaliger Lecher Schüler, Alpinist-Schülermeister. In Lech lernte ich 2018 den 90-jährigen Engländer Neil Levitt 2018 kennen, er steht immer noch gut am Schi. Levitt machte seinen ersten Alpinskikurs 1933 in Arosa bei Skilehrer, Liedermacher Hans Roelli (1200 Lieder) > wie alles fährt Skii<. Neil gründete dann später den alpinen Skiclub der irischen Uni Dublin und durfte manchmal mit Oxford, Cambridge, Imperial trainieren. Levitt war richtig erstaunt, dass der Vorarlberger Dominik Klotz Mitglied beim noblen Londoner Skiclub > Imperial

Snowsports< werden konnte. 2019 starben am höchsten Berg Englands, Schottlands, am Ben Nevis (1345m) drei Schweizer SAC- Alpinisten der Sektion Monte Rosa (4634m) unter einer Lawine. In Brand waren Linus (10) von der Sportmittelschule, AV-Bludenz, Isabella (10) von der Musikmittelschule und der Vorarlberger Fußballakademie, Victoria vom Gymnasium und Geigenschülerin (11), Raphaela (1995) Jura-Studentin, SV-Schitrainerin mit ihren Elternteilen, dem SV-Trainer Wolfgang Klotz (1969) und der Unternehmerin Gabriele Klotz (1974) beim alpinen SV- Vereins- und Vereinerennen Nüziders erfolgreich im Einsatz. Wolfgang hat im Winter 2018/19 eine zusätzliche ehrenamtliche SV- Aufgabe aufgenommen, junge syrische Kriegsflüchtlinge für unseren regionalen alpinen Schirennensport, für die SV-Trainingsgruppe zu begeistern. Bei den Weltmeisterschaften Winter 2019 in Seefeld wurde der Vorarlberger Berufssportler, Polizeischüler, der nordische Langläufer Dominik Baldauf wegen überführtem Blutdoping verhaftet. 21 Athleten aus acht Nationen waren betroffen. Im Winter 2018/19 ist zusätzlich ein riesiger internationaler Ring der Dopingmafia am Flughafen Wien aufgefliegen, eine ganze Palette an Anabolika, 362.500 Stück Steroide aus Indien, vor allem für Bodybilder und Leistungssportler konnte beschlagnahmt werden. Der erfolgreichste Tiroler Bergsteiger Hermann Buhl (1924-1957) veröffentlichte nach der Erstbegehung am Nanga Parbat (8126m) im Alleingang 1953 ohne Probleme zu bekommen, dass er die heute streng verbotene gefährliche chemische Substanz „Pervitin“ bei seinem Gipfelsieg eingenommen hat. Zum 150er-DAV-Jubiläum des Deutschen Alpenvereins (gegr. 1869) wurde Hofrat Mag. Wolfgang Klotz (geb. 1969) als einziger Vorarlberger gebeten einen Bericht für das 150er-DAV-Tourenbuch 2019 zu schreiben. Nur ehrenamtliche Wegwarte, spezielle Kenner ihres Gebietes, sind dazu eingeladen worden. Wolfgang nahm sich den längsten Vorarlberger Höhenweg, den traditionellen AV- Wormser Höhenweg einschließlich des Montafoner Natura 2000 Gebietes, das Europaschutzgebiet Verwall vor. Seine jährliche Schitour, Brand (1000m), Schesaplanagipfel (2965m), im Winter 2018/19 bei tiefem Pulver, Schesaplanagletscher (2600m) –AV- Leiberweg Brüggelalp bis Brand kam dafür nicht in Frage. Die Traumaussicht vom Schesaplanagipfel (2965m) weit über den Bodensee hinaus ist auf unserer historischen AV-Vorarlberg Panoramakarte aus dem 19. Jahrhundert ersichtlich und konnte schon ein Nüssle, ein Sternbach 1790 genießen. Sogar der höchste Kirchturm der Welt (161.53m), das Ulmer Münster ist auf der alten Karte eingezeichnet und es eröffnet sich auch der Blick hinunter zur ältesten Bischofsstadt nördlich der Alpen, Chur. Der Alpenverein Vorarlberg hat anlässlich seines 150er-Jubiläums auch eine alte Tradition aufleben lassen und eigenes Zimba- Wanderstockwappen gemeinsam mit der Firma Berghammer entwickelt. Die Geschichte der Stockwappen reicht weit zurück. Im Jahr 1880 schrieb der bekannte amerikanische Schriftsteller Marc Twain (1835-1910) in seinem Buch „Bummel durch Europa“ wie er die kleinen Trophäen voll Stolz auf seinen Wanderstöcken sammelte. Wir AV-Schneesportler hatten früher zusätzlich einen Uller-Anhänger als Talisman an unserer Schihose. Kein Wunder, dass der wissenschaftlich interessierte Oberst, Gämssenjäger, Alpinist, Gutsbesitzer Baron Otto von Sternbach (1827-1920) aus Bludenz um die Mitte des 19. Jahrhunderts Freunde beim noblen



Alpine Club London (gegr. 1857) und bei der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft fand und von der beabsichtigten Gründung eines Schweizer Alpenclubs 1863 hörte. Diese Männer aus der Schweizer Nachbarschaft wollten das alpine Forschungsfeld Silvretta, Rätikon, Bernina, das Ortlergebiet, die bergsteigerische Entwicklung, die Schweizer Berge, nicht allein den Engländern und auch nicht dem 1862 gegründeten Wiener Alpenverein überlassen. Baron Sternbach selber wurde Mitglied vom 1862 gegründeten Österreichischen Alpenverein. 1863 kam es dann wirklich zur Gründung des Schweizer Alpenclubs. Baron Otto von Sternbach (1827-1920) pflegte seine Kontakte über die Grenze weiter. Er traf sich mit dem Bündner Topografen, Gämsejäger, Alpinisten, wissenschaftlich ausgebildeten Forstingenieur, ehemaliger Stabssekretär vom Schweizer General Dufour (1787-1875), Johann Fortunat Coaz (1822-1918) und dessen Freund den reformierten Pfarrer, Schriftsteller, Feldprediger, Alpinist Martin Klotz (1819-1912). 1864 wurde der reformierte erste Bündner Oberforstinspektor Dr. Johann Fortunat Coaz, Sohn eines hohen Bündner Berufsoffiziers in holländischen Diensten, Gründungsobmann unserer nächstgelegenen SAC- Sektion, der Rätia in Chur, später kam noch eine Zweiggruppe Schesaplana dazu. Das erklärte SAC- Rätia Arbeitsziel war damals vorerst die Silvretta. Bereits 1850 gelang Fortunat Coaz mit seinen Vermessungsgehilfen Jon Ragut und Lorenz Ragut Tschärner die Erstbesteigung des einzigen 4000er der Ostalpen, des Piz Bernina (4049m), 1849 viele Erstbegehungen in der Silvrettagruppe und weiterer 3.000er Riesen unseres Alpenraumes. Alle seine Besteigungen wurden ohne Eispickel durchgeführt. Coaz verwendete Beile, keine Steigeisen, statt Sonnenschutz, Sonnenbrille etwas durchsichtige weiße Stoffe. Dr. Fortunat Coaz erster Oberforstinspektor von Graubünden, ein Mann mit vorausschauenden, nachhaltigen Vorstellungen zur Jagd, Fischerei, Wildmanagement, Artenschutz, Forst, Lawinenschutz, Muren, Gletscherforschung. Da passte zu Baron Sternbach aus Bludenz der weitere Kontakt zum wissenschaftlich interessierten, reformierten, jüngeren Gämsejäger, Fabrikantensohn John Sholto Douglass jun. (1838-1874). J.S. Douglass mit schottischen Wurzeln, wohnhaft in der 1836/37 erbauten Villa Falkenhorst im Vorarlberger Ort Thüringen. 1837 gründete dort sein Vater John Douglass mit finanziellen Mitteln aus der Schweiz die Textilfabrik Douglass. Am 7.8.1863 ging es dann auch mit der von den Herren Sternbach und Douglass schon länger gewünschten ersten touristischen Zimba-Besteigung los. Die angeforderten Brandner Hauptführer J.J.S Sugg und der junge Markus Meier jun. warteten beim Klostermaisäß am Eingang des Sarotlatalles, der im Besitz der Klosterfrauen von St. Peter von Bludenz war und immer noch ist. Dann noch Meier jun. ein Sohn des Zimba-Zweitbesteigers Meier aus Brand von 1854. Die Gäste der ersten Zimba-Führungstour: Gutsbesitzer, Oberst, Baron Otto Freiherr von Sternbach (1827-1920) aus Bludenz und der Fabrikantensohn John Sholto Douglass (1838-1874) aus Thüringen. Die beiden Herren Alpinisten brachten zur weiteren Unterstützung für die Zimba-Besteigung Ferdinand Heine aus Bregenz und als Träger N.Jehly aus Bludenz mit. Gemeinsam ging es am Nachmittag des 7.8.1863 hinauf auf die Sarotla-Alp (1611m), dort erfreuten sich die zwei feinen Herren mit einem englischen Tee und meinten, dass dieses köstliche aufmunternde „dopende“ Getränk für Alpinisten

nur zu empfehlen ist. Für die Brandner Gämsejäger ein unbekanntes Teegetränk. Am 8.8.1863 ging es auf die Zimba (2643m), Ziel, die von Johann Josef Simon Sugg (1815-1890) bereits 1854 erkletterte neue Route im Bereich der Nordostwand der Zimba. N.Jehly blieb bei den Kletterstellen zurück. In der Tiroler Innzeitung 5 Jg. Nr. 100 von 1866 kann der lange Bericht von Baron Sternbach und der Geologie-Bericht von J.S. Douglass nachgelesen werden. Der damaligen Zeit entsprechend interessierten sich die Herren von Sternbach und Douglass hauptsächlich für ihr wissenschaftliches Projekt, Geologie, Flora, Höhe Panorama. Sternbach konzentrierte sich auf die Höhenmessung, die Ergebnisse der k.k. Zimba- Vermessung von 1854 waren anscheinend bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht bekannt. Baron Sternbach wollte mit seinem eigenen Höhenbarometer die Höhe bestimmen, das wertvolle Instrument wurde Hauptbergführer J.J.S. Sugg anvertraut. J.S. Douglass spezialisierte sich auf die Geologie. Die Gehzeiten, Kletterzeiten, Schwierigkeiten wurden genau notiert und erstmals für Vorarlberg ein Gipfelbuch am Gipfel deponiert. Erstaunt waren alle Beteiligten, dass der junge Brandner Markus Meier als einziger Kletterer mit genagelten Schuhen, ohne Steigeisen, locker, ja besser über die trockenen Felsplatten hinauf steigen konnte, obwohl er die 21-Fuß lange Stange mit Fahne, die dann am Gipfel aufgepflanzt wurde, zu tragen hatte. Alle Kletterer hatten den damals üblichen Bergstock und waren durch ein Seil verbunden. Außer Markus Meier benützten alle Steigeisen. Zimba NO-Wand-Kenner J.J.S. Sugg empfahl, fand eine etwas andere leichtere Klettervariante wie anlässlich seiner Zweitbegehung von 1854. Auf die damalige seiltechnische Sicherung möchte ich hier nicht eingehen. Die berühmte Absturzkatastrophe mit Seilriss bei der Erstbegehung des Matterhorns geschah 1865, zwei Jahre später.

Nicht nur bei dieser Tour konnte der Gämsejäger, Heiler, Jagdbegleiter, Bergführer, einfache Bergbauer J.J.S. Sugg mithören wie die weltgewandten Herren, Jagdherren, sich die Zukunft des Bergsteigens, der Politik, des Alpentourismus vorstellen. Gämsejäger Urähni „Nüble“ erhielt zum Dank für seine Jagdbegleitungen, seine Führungen ein Foto mit Widmung von Douglass und eine großzügige Bezahlung von beiden Herren. Baron Sternbach machte Werbung für seine Brandner Bergführer und nicht nur in der Innzeitung 1866. Fotos von „Nüble“ mit Gattin in Walser-Tracht, Nachrufe über den ältesten und ersten Brandner Bergführer in meinem Besitz. Klar, dass sich J.J.S. Sugg „Nüble“ wie auch Baron Sternbach, J.S. Douglass die Gründung einer AV-Sektion Vorarlberg herbei wünschten. Oberst Baron Otto von Sternbach (1827-1920) war dann eine große Stütze für die DAV-Vorarlberg Gründung, strebte aber bei der Gründung der neuen DAV-Sektion am 1.12.1869 keine AV-Funktion an, er wollte seine Mitgliedschaft beim wissenschaftlich orientierten Österreichischen Alpenverein beibehalten. Der auch aus Tirol stammende Kreisgerichtsadjunkt Johann Linser übernahm dann am 1.12.1869 bis 1872 die Aufgabe des ersten Obmannes der neuen DAV- Sektion Alpenverein Vorarlberg. John Sholto Douglass wurde dann von 1872-1874 Obmann des DAV- Vorarlberg. Es blieb ihm nur eine kurze Zeit für seine Ziele, Visionen. Alleiniger Grund, sein tödlicher Absturz bei der Gämsejagd im Radonabobel 1874.



Als Gastgeber, Vorsitzender vom DAV-Vorarlberg, war Douglass für das Rahmenprogramm der jährlichen DAV- Generalversammlung, 1873 in Bludenz, zuständig und erhielt dazu eine große Unterstützung von seinen AV- Mitgliedern, Freunden und aus der Bevölkerung. Die versammelten Sektionen des Deutschen Alpenvereins beschlossen 1873 in Bludenz bei ihrer Generalversammlung im Schützenhaus Bludenz der Vereinigung mit dem Österreichischen Alpenverein= Wiener Alpenverein, unter dem Namen DuÖAV, zu den festgelegten Bedingungen und erst nach Umsetzung durch den (ÖAV) Alpenverein Wien zuzustimmen. Einer Zusammenlegung der unterschiedlichen aber wichtigen AV- Vereinsnachrichten, AV- Zeitungen wurde auf der Generalversammlung 1873 zugestimmt, was dann bereits 1874 erfolgte. Der Punkt, Vorschlag über eine Diskussion der Fortsetzung einer Zusammenarbeit mit einer Bergsteigerzeitung in der Schweiz wurde vor den Diskussionen einvernehmlich gestrichen. Ich denke, da zeigten sich bereits die ersten unterschiedlichen Ziele des großen Alpenvereins und des Schweizer Alpenclubs auf. Der damalige DAV-Vorarlberg Mitgründer John Sholto Douglass (1838-1874) hätte vermutlich lieber einen einfacheren Weg wie der nun große gemeinsame Alpenverein in die Berge gewählt. So der Sohn, des damaligen AV-Vorarlberg Vorsitzenden J.S. Douglass, der weltweit bekannte englische Schriftsteller George Norman Douglass (1868-1952). Wie aus seinem Buch >Wieder im Walgau< und seinen „bösen“ Erzählungen von Besuchen der Hütte am Lünensee 1921 und 1922, die den Namen seines Vaters J.S. Douglass(1924m) trägt, ersichtlich wird. Sohn, Weltreisender, Schriftsteller Norman Douglass war anscheinend bei seinem Besuch der Douglasshütte entsetzt und schrieb: „hier geht es nicht im Sinne meines Vaters zu“. 1869 wurden 19 AV-Vorarlberg Mitglieder gezählt, 150 Jahre später sind es 27.000. 1869 gleich nach der Gründung des Alpenverein Vorarlberg wurden die Ziele zur Verbesserung der alpinen und touristischen Infrastruktur in Vorarlberg festgelegt. 1871 bestand der AV- Vorarlberg Bauausschusses der DAV- Lünereehütte aus den Nüssle-Zimba-Gästen, AV- Vorarlberg Gründern Oberst Baron Otto von Sternbach Bludenz, Textilfabrikant J.S. Douglass und Textilfabrikant Julius Gassner aus Bludenz. Die Gassner Gesellschafter der 1818 gegründeten Textilfabriken Getzner, Mutter & Cie übernahmen in Bludenz in vielen unterschiedlichen Vereinen führende Aufgaben. 10 Jahre nach der AV-Vorarlberg Gründung trugen 19 der DuÖAV- Alpenvereinsmitglieder von Bludenz den Namen Gassner. Einer der AV-Vorarlberg Mitgründer von 1869 Josef Andreas Ritter von Tschavoll, Bürgermeister von Feldkirch, war Mitgesellschafter, verschwägert mit den Getzner Gesellschaftern und wurde 1880 Präsident des neu gegründeten Vorarlberger Roten Kreuzes. Julius Gaßner wurde im AV-Gründungsjahr erster Kommandant der auch 1869 gegründeten freiwilligen Feuerwehr Bludenz. Die >Freiwillige Feuerwehr< Bludenz ist aus der 1867 gegründeten Turngesellschaft Bludenz heraus gewachsen, wie es schon bei vorher gegründeten Feuerwehren im Lande der Fall war. Beispiel Dornbirn, da habe ich ein Bild mit Urgroßvater J.G. Schwendinger geerbt, der Feuerwehrausschuss Dornbirn von 1895 in aufwendigen, tollen Uniformen. Maßgeblicher Gründer der Turngesellschaft Bludenz war der geborene Tiroler Johann Hasslwanger, Revierförster von Bludenz, befreundet mit dem Brandner Gämsenjäger, Berg-

fürer Nüssle. 1874 gründeten italienischsprechende Zuwanderer aus Tirol, vom Val Sugana und Nonsberg, den ersten städtischen militärischen Veteranenverein in Vorarlberg >La Societe Veterani di Bludenz<. Da war auch bald Fabrikant Julius Gaßner als leitender Kameradschaftsbundfunktionär von Bludenz zu finden. 1894/95 wurde die selbständige DuÖAV Sektion Bludenz gegründet, fast alle AV-Bludenz Funktionäre stellte die Familie der Industriellen Gassner. 1933 gab es dann die Gründung der AV-Jungmannschaft Bludenz. Die Sektion Bludenz des DuÖAV wurde nach dem Anschluss an Hitlerdeutschland 1938 von nun neu eingetroffenen ehemaligen illegalen österreichischen NS-Mitgliedern aufgelöst. Früher war es für manche Männer üblich, dass man im Alpenverein, bei der Feuerwehr, beim Kameradschaftsbund, beim Roten Kreuz, bei einem Gesangsverein, bei der Musik war. Teilweise noch zu meiner Zeit. Im Bergstollen Raggal habe ich bei einem Atemschutzinsatz für die Feuerwehr Bludenz im Juni 1966 die Vorarlberger Lebensrettungsmedaille und das silberne Ehrenzeichen für Lebensrettung des Vorarlberger Feuerwehrverbandes erhalten. Es gab tote Retter und tote Verunglückte im VKW-Stollen der Lutzschlucht Gemeindegebiet Raggal, durch austretendes giftiges Methangas. Am Arlberger-Klettersteig gelang mir im Alleingang die Rettung einer Klettergruppe bei einem Schlagwetter, da kam 1989 die Tiroler Lebensrettungsmedaille dazu. 2000 für den Aufbau der bergsteigerischen Infrastruktur in Vorarlberg, das Vorarlberger Sportehrenzeichen, 2015 das goldene Ehrenkreuz der Wiener Lebensrettungsgesellschaft, 2018 die goldene Ehrenmedaille der Naturwacht des Landes Vorarlberg.

Zur praktischen Durchführung des beschlossenen AV-Schutzhüttenbaues 1871 am Lünensee wurden der Brandner Gastronom Samuel Kegele und der Bludener Bürgermeister Joseph Wolf zugezogen. Schon von 1495 gibt es dokumentierte Verträge der Alpbewirtschaftung, über die Besitzverhältnisse auf der Alp Lün, Lünensee. Der Bau der ersten bewirtschafteten AV- Vorarlberg-Hütte am Lünensee begann 1871, noch im selben Jahr konnte die Schutzhütte fertig gestellt werden. Gastwirt Samuel Kegele aus Brand war vorerst Mitbesitzer und Pächter. Ab 1877 nach einem zweiten weiteren Neubau der Schutzhütte, notwendig durch eine zweite Zerstörung der Hütte durch eine Staublawine im Winter 1876/77 nur mehr Alpenverein-Hüttenpächter und offizieller Hüttenwirt bis 1922. Bereits im Jahr 1871 konnten 70 Gäste auf der DAV-Lünereehütte begrüßt werden. 50 % Anteile der Baukosten der Lünereehütte (1930m) wurden vom Alpenverein übernommen, 25 % der Brandner Gastwirt Samuel Kegele (1821-1907) und 25 % Bürgermeister Joseph Wolf aus Bludenz. Der älteste und erste Brandner Bergführer und Zimba-Pionier Johann Joseph Simon Sugg (1815-1890) erlebte es nicht mehr, dass Martina Kegele (1865-1938), Tochter des Gastwirtes Samuel Kegele (1827-1907), AV- Hüttenwirtin der Douglasshütte, 1896 die Gattin seines Sohnes des langjährigen Bürgermeisters von Brand, Fidel Sugg (1866-1947) wurde. Nüssle, ein Bergbauer, dazu Besitzer des Gasthauses Grüner Wald, Besitzer, Gründer der ersten wasserbetriebenen Säge im Brandnertal, einer Schreinerei, einer Kegelbahn, der Palüdhütte, heute eine bewirtschaftete Berghütte, Skihütte. Martina Sugg-Kegele führte mit einer Mitarbeiterin und einem Mitarbeiter auch schon vor der Heirat insgesamt



12 Jahre die Wirtschaft auf der damals abgelegenen, schwer erreichbaren AV- Douglasshütte (1924m) am Lünensee. 1883 wurde der Alpenverein Bezirk Montafon in Schruns gegründet. 1896 erhielt Martina Sugg-Kegele anlässlich ihrer Hochzeit mit Fidel Sugg, als Anerkennung eine Pendel-Stubenuhr vom damaligen AV-Vorarlberg Hüttenwart der AV- Douglasshütte, vom reformierten Hans Broeg (1854-1935) überreicht. Hans Broeg 1887 Mitgründer vom Alpenverein Bezirk Nenzing, leitender Mitarbeiter vielleicht auch ein damaliger stiller Teilhaber der Textilfabrik J.S. Douglass aus Thüringen, hatte im ehrenamtlichen Dienste als AV-Hüttenwart einen längeren Fußweg von Nenzing zum Lünensee vor sich. 1890 wurde ein Schulausflug von 63 Schülern und 5 Lehrern des reformierten Internates, Gymnasium in Schiers veröffentlicht. Zu Fuß, durchwegs weglos von Schiers im Prättigau über den Schesaplana-Gipfel (2965m) mit erstmaliger Übernachtung im Gasthaus Schesaplana Brand und weiter nach Bludenz. Umtrunk im Gasthaus Bad Fohrenburg, mit dem Zug nach Feldkirch, Besichtigung Führung durch das von Jesuiten geführte bekannte Privatgymnasium Stella Matutina. In diesem Schulausflugbericht aus 1890 wird erstmals in Bergsteigerberichten eine Frau >amentlich< erwähnt, die tüchtige Douglass- AV- Hüttenwirtin, Basa Martina Sugg-Kegele (1865-1938).

Ihre Schwiegermutter Susanne Sugg-Schedler (1819-1904) Gattin des ersten Brandner Bergführers J. J. S. Sugg (1815-1890), unser direkter Vorfahre, glaubte dagegen noch zu Silvester 1899 „Butze“ zu sehen, auf der Südseite des Rätikon auch manchmal „Wildmannle (i)“ genannt und schloss alle Fenster und Türen im Haus Brand Nr. 1. Junge, unbekannte Männer mit komischen Stangen, Brettern, Kleidern marschierten an ihrem Haus vorbei. Es waren die Vorarlberger alpinen Schipioniere Victor Sohm mit Bergfreund Ostler und Hartmann die am Weg auf die Schesaplana (2965m) waren. Sie übernachteten in der kalten Nacht der Jahrhundertwende 1899/1900 auf dem Schesaplana-Gipfel und fuhren erstmals am 1.1.1900 über den Lünensee mit Schi ins Tal ab.

Die lawinengefährdeten Standorte der ÖAV-Vorarlberg-Hütten im Brandnertal machten es dem Alpenverein Vorarlberg nicht immer leicht. Bereits Im Winter 1873/74 wurde die 1871 erbaute DAV-Vorarlberg Lünereehütte von einer Lawine zerstört und von den drei Gesellschaftern der Wiederaufbau noch gemeinsam finanziert und durchgeführt. Im Winter 1876/77 wieder eine Zerstörung durch eine Staublawine, nun wollten oder konnten die DuÖAV- Lünereehütte- Schutzhütte-Teilhaber Gastwirt Samuel Kegele und der Bürgermeister von Bludenz Joseph Wolf nicht mehr investieren, ab diesem Zeitpunkt verblieb die nunmehrige AV- Douglasshütte im Besitz des Alpenverein Vorarlberg und dies bis 2009. Gastwirt Samuel Kegele mit seiner Brandner Familie blieb DuÖAV-Vorarlberg Pächter bis 1922. 1959 gab es dann einen neuen Standort für die ÖAV-Vorarlberg Douglasshütte (1970m) neben der nunmehrigen Lünensee-Staumauer. Mit meiner Familie war ich 1960 zur Einweihung der Hütte eingeladen. Gemeinsam in Großfamilie, führte Küchenchef Wilfried Klotz (1923-1975) unten in Schattenlagant die ehemalige DuÖAV Sektion Bludenz Schattenlaganthütte (1481m). Dies mit weit mehr Umsatz wie die AV- Douglasshütte, bis

dann 1960 die Lünensee-Seilbahn öffentlich wurde. Der ÖAV- Alpenverein Vorarlberg verkaufte nach längeren Verhandlungen in den Jahren 2008/09 die ÖAV- Douglasshütte an die interessierte Vorarlberger VKW-IIIwerke AG. Nach 1960 hat der Alpenverein Vorarlberg begonnen provisorisch eine Stunde über dem Lünensee die Totalphütte (2385m) zu übernehmen. Dem Alpenverein wurde damals diese Baustellenunterkunft der IIIwerke auf der Totalp geschenkt, die offizielle AV-Vorarlberg Hütteneröffnung war 1965. Im Rahmen der AV-Jungmannschaft Bürs haben wir auf der Totalphütte (2385m) nach 1960 viele ehrenamtliche Einsätze geleistet. 1969 wurde ich sogar durch eine ehrenamtliche Arbeit auf der Totalphütte, nach einer Schesaplana-Skitour, mehrere Tage schmerzhaft Schneeblind. Als Teilnehmer einer gemeinschaftlichen AV-Skitour auf die Schesaplana habe ich mitgeholfen ein über 10 Meter tiefes Schneeloch für unseren ÖAV-Vorarlberg Hüttenwirt Artur Vonier in den Schnee zu graben um an das Trinkwasser, an die Trinkwasserfassung der Totalphütte zu gelangen. Stufe um Stufe wurde von uns der Schnee hinauf geworfen, dabei musste ich wegen dem laufend herunterfallenden Schnee im tiefen Loch die Gletscherbrille ausziehen. Als AV- Jugendlischer habe ich gemeinsam mit Vater Hans Klotz (1921-1980), damals ÖAV-Jungmannschaftsführer und Stv. in Bürs, mehrere Jahre ehrenamtlich mitgeholfen eine über 50 Kilogramm schwere Batterie für den Betrieb der Materialeiseilbahn im Frühling, von der Bergstation Lünereeseilbahn (1970m) zur Bergstation der Materialeiseilbahn neben der Totalphütte (2385m), hinauf zu tragen. 1926 wurde die erste AV-Jungmannschaft Vorarlbergs in Lustenau gegründet. Totalp-Hüttenwirt Artur Vonier kam als alter Mann, als Gast zum >Club Alpin Autrichien< nach Korsika. Jeden Tag spendierte mir Artur als dem damalige Abteilungsleiter/ Organisation der Sportarten Wandern/ Bergsteigen/ Sportklettern/ MTB- noch ohne Elektroantrieb, Wildwasser /Meer/ Busreisebegleitungen, ein Glas Roten. Jeder von uns war zusätzlich für die Begrüßung, Stammtisch, Animation, wie Theaterspiele eingeteilt. Ich hatte regelmäßig abwechselnd meinen wöchentlichen Bergsteigervortrag, über die ÖAV-Gründung/Entwicklung ab 1869, über Korsika, über Island. Mit dem Reisebüro in Dornbirn, allen Aktivitäten, hat der „störrische Esel“ in der Saison um die 100 Mitarbeiter. Ich besuchte zusätzlich das sommerliche und winterliche Korsika ehrenamtlich mit Vorarlberger AV-Skitourengruppen, Sportklettergruppen, MTB-und Trekkinggruppen. In den siebzehn korsischen Saisonen habe ich neben dem Fußball auch den wichtigsten korsischen Mannschaftssport, die dort noch ursprüngliche notwendige Wildschweinjagd kennen gelernt. Der >Club Alpin Autrichien< eine französische Aktiengesellschaft, mit Vorarlberger Aktieninhabern in Calvi/ Korsika, ist 1959 aus einer AV-Dornbirn Gemeinschaftstour auf der Insel Korsika entstanden. Diese Gemeinschaftstour wurde von der Unterhaltungskanone Lehrer Willi von Doderer aus Dornbirn und AV-Funktionär des Bezirkes Dornbirn organisiert. Mehrere Jahre wurde dann das Feriendorf als AV-Dornbirn, AV- Tourenführer Willi von Doderer Aktivität, auch stark in unserer aufgelassenen Vorarlberger AV-Zeitschrift Bergfreund und weiteren ÖAV, DAV, SAC Mitteilungen beworben. Aber zur unglaublichen Umsatzentwicklung haben besonders die ehrenamtlichen Diavorträge von Korsika- Gästen bei AV-Jahreshauptversammlungen im ganzen deutschen



Sprachraum beigetragen. 1970 hat mein Vater mit seiner Familie und Bergfreunden das Feriendorf zum „störrischen Esel“ besucht. Vater Hans Klotz (1921-1980) wurde gerne zu ehrenamtlichen unterschiedlichsten DAV-Diavorträgen über die Gebirgswelt Vorarlbergs, Tirol, Schweiz, Korsika, Athos, Nordkap auch in das damals eingeschlossene Berlin eingeladen. Der „störrische Esel“ war noch 1970 ein feststehendes Zeltlager, mit einigen Pappadeckel- Bungalow und immer nur mit Halbpension buchbar. Das war eine klimafreundliche Busanreise ab Vorarlberg, auf die Insel per Schiff, ohne Bus. Die böse Bezeichnung „Pappadeckel“ kam daher, viele der noch spartanischen AV-Bergsteiger sagten, ich schlafe lieber im Zelt, als in diesen Pappendeckelschachteln. Die Männer machten ihre Bergtouren, die weitere Familie vergnügte sich am Meer. Es wurde mit dem Dornbirner Volksschullehrer, AV-Funktionär Willi von Doderer viel gesungen, musiziert, getrunken. Der weitere nebenberufliche Mitgesellschafter vom „störrischen Esel“, war der jüngere Lehrerkollege Kurt Müller, späterer kaufm. Berufsschuldirektor in Feldkirch, er war hauptsächlich für die Verwaltung und Finanzen der Gesellschafter in Dornbirn und Korsika zuständig. 2019 feiert der „störrische Esel, schon lange mit der Möglichkeit der direkten Fluganreise, nun ein Bungalowdorf mit Dreiviertelpension, Animation, mit seinem angeschlossenen größeren Reisebüro in Dornbirn den 60. Geburtstag. Noch im April 2019 kommt vor der offiziellen Eröffnung eine AVS-Bergsteigergruppe mit 70 Personen für eine Woche mit Bussen ab dem Vintschgau ins Feriendorf nach Korsika. Ich konnte 17 Saisonen große Gruppen vom DAV, ÖAV, SAC, AVS, AV-Liechtenstein, ÖSV, Bergrettung, Naturfreunde, MTB oder Rennradgruppen, Motorsegler aus Hohenems, Wildwasser- und Meersportler, Wanderweltmeistergruppe, unterschiedlichste Laufgruppen, wie die extremen „Bergrunner“ aus Chur, betreuen, leiten, führen. Jahrelang hat uns auch eine Gruppe vom (AAC) Austria Alpin Club London = ÖAV-Sektion London, zum Bergsteigen, Trekking besucht. Hauptsächlich habe ich die bergerfahrenen, schon älteren Engländer nur beraten, sie bei komplizierten heißen Macchia-Touren geführt. Tiroler Alpenvereiner, Kletterer, hätten ein solches Lager, Zeltlager, oder AV-Hütte gerne direkt am Gardasee gehabt, das ist aber leider nie im (ÖAV) Alpenverein Gesamtverein durchgegangen.

Mein AV- Weg ab 1959, AV-Jugend Bürs und Bludenz, selbständiger Einzelhandelskaufmann in Bludenz/Nüziders mit den Hobbys: Bergsteigen, Klettern, Schneesport, Vlb. Schneesportlehrer, Instruktor Alpin, Instruktor Skihochtouren, Vlb. Wanderführer, Berglauf, MTB und Rennrad, Fallschirmsprung, Wasserrettung, Fußball, Tennis, Turnverein. Familienunterstützung in der Landwirtschaft, Alp, Forst, Jagd. Eintritt 1967 in die Vorarlberger AV- Bergwacht und heute noch ununterbrochen in der Nachfolgeorganisation Vlb. Naturwacht tätig, nun auch noch alpiner Herdenschutzberater. 25 Jahre habe ich den ehrenamtlichen ÖAV-Bergsteigeraustausch Island-Vorarlberg mit Trekkingtouren, Gletscherdurchquerungen, Klettern, Bergtouren, Skitouren, MTB, Allradtouren geleitet, geführt. 20 Jahre ehrenamtlicher ÖAV- Alpin- und Bergrettungsreferent von Vorarlberg. 52 Jahre in unterschiedlichsten AV- Bludenz Funktionen.

Eine erste offizielle Eröffnung der AV-Vorarlberg Totalphütte (2385m) gab es 1965, wir von der AV- Jungmannschaft Bürs/ Bludenz haben da viel ehrenamtliche Arbeit in die Hütte, den Weg investiert. 1989 wurde wieder ein Umbau, Neubau auf der Totalp beendet und ich war als AV-Vorarlberg Landesalpin- und Bergrettungsreferent (1985-2005) zur Eröffnung der AV-Hütte (2385m) geladen. 2014 kam dann um rund eine Million Euro ein neuer Gebäudeteil, der 2019 vollkommen zerstört worden ist. Die ÖAV-Vorarlberg Totalphütte war eine ewige Baustelle. Ausgerechnet zu unserem AV-Vorarlberg 150er-Jubiläum zerstörte eine gewaltige Staublawine, die sich unter dem Grat zwischen dem Seekopf und Zalimkopf Ende Jänner 2019 löste, unsere Totalphütte (2385m) und Teile der Materialeisbahn. Teile des Hüttenaltbestandes sind vielleicht noch zu retten, sollte das nicht der Fall sein, muss mit Errichtungskosten von bis zu 3.5 Millionen gerechnet werden. Am 2.4.2019 löste sich über Stuben am Arlberg in 1900 Metern eine 200 Kubikmeter große Steinplatte Am 18.März 2019 kam es in der Silvrettagruppe, am Flüela-Wisshorn (3085m), in der Nacht bei der bei uns Tourengern beliebten Route 551a, über die Winterlücke, zu einem gewaltigen Felssturz mit über 250.000 Kubikmeter Fels. Nichts hat auf den gewaltigen Felssturz hingedeutet. Der Felssturz hat zusätzlich eine riesige Lawine ausgelöst, der Lawinenkegel erstreckte sich bis >Wägerhütte< kurz vor der Passstraße. Es könnte weitere kleinere Felsstürze laut WSL/SLF in Davos geben. Schon 2017 hatte Bünden am Piz Cengalo (3369m) einen Felssturz mit 8 toten Bergsteigern zu verzeichnen. Laut SLF-Davos eine eher seltene Gefahr für Skitourengeher in Höhen von 3000 Meter. Ein Skitourengeher sarkastisch dazu: „Lawinenunfälle waren gestern“.

Mit der alten AV-Vorarlberg Sarotlahütte (1611m) unter der Zimba im Brandnertal hatten wir auch Pech, eine riesige Lawine erwischte 1999 unsere ÖAV-Sarotlahütte und hat sie unreparierbar verschoben. Den gewaltigen Lawinenkegel konnte man gut von der Tschengla aus sehen. Nach unserer Schadenüberprüfung in der Sarotla, verbunden mit einer AV- Skitour auf den großen Valkastiel (2449m), Meldung vom Bürserberger Bürgermeister Karl Fritsche, sind die zuständigen AV-Funktionäre, Experten, wie auch heuer bei der ÖAV-Totalphütte zur genaueren Feststellung des Schadens zur Hütte geflogen, da kam erst richtig der Schreck auf. Die AV-Sarotlahütte musste, wurde dann 2000 vom ÖAV- Vorarlberg neu errichtet. Im Jänner 2019 hat es neben unserer ÖAV-Totalphütte noch das SAC-Mittelaletschbiwak (3013m) mit Lawinentotalschaden erwischt und besonders überraschend am 10.1.2019 das Hotel Schwägälpe unter dem Säntis (2505m). Ein noch größeres Problem ist anscheinend die Beschädigung einer Seilbahnstütze der Säntiseisbahn. Im gleichen Winter erreichte eine Lawine die Talstation der Hüttenseilbahn Neue Prager Hütte (2796m) am Großvenediger (3657m), trotzdem konnte der Vorarlberger Hüttenwirt, Bergführer Wilfried Studer mit viel Einsatz der Familie und Freunden die Hütte noch im März 2019 aufmachen. Im gleichen Winter hat eine Lawine auch die Refugio Casati (3269m) im Ortlergebiet teilweise verschüttet und die Wasserleitung zerstört. Im Winter 1960/61 kam ich schon mit der AV-Jungmannschaft Bludenz mit 14 Jahren bei einem zwei Tage dauernden Schneesturm aus der Casati- Hütte kaum heraus.

Bei einer weiteren AV-Bludenz Schitour in den Neunzigern, fanden wir nach der Besteigung der Königsspitze (3851m) nur noch knapp durch das dort über uns hängende Tragseil der Casati-Materialeiseilbahn zur Orientierung im tiefem Pulver direkt über einen steilen felsdurchsetzten Hang, bei starkem plötzlich einfallendem Nebel und Schneesturm, spurend, kraxelnd, die Ski am Rucksack zur Casati-Hütte (3269m) hinauf. Es war das gefürchtete Genuatief. In den folgenden Tagen gab es in dieser Höhe im Frühling noch weitere gewaltige Schneefälle, Schneemengen, es war der letzte Moment um dann noch nach Sulden hinunter zu finden. In das Ortlergebiet (3905m) habe ich als ehrenamtlicher AV-Landesalpinreferent, AV-Tourenführer und weiteren AV-Bludenz Tourenführern laufend AV-Führungstouren, AV-Tourentage ausgeschrieben.

1914 wurde in unserer nächsten Nachbarschaft im Engadin der längst von der Schweizer Naturforschenden Gesellschaft und ihrer vielen Mitglieder im (SAC) Schweizer Alpenclub geplante Schweizer Nationalpark, der älteste Nationalpark Mitteleuropas gegründet, heute ist es allerdings das kleinste Schutzgebiet. In den 1980er Jahren wurde dann verfügt, dass der Mensch in diesem Bereich lediglich im Hintergrund zu agieren hat. Dies führt dazu, dass im Naturschutzraum genau die Zustände geschaffen, erhalten werden sollen wie sie vor 5000 Jahren dort geherrscht haben. Dem zufolge dürfen Tiere nicht gejagt, nicht angesiedelt, Bäume nicht geschlagen, Wiesen nicht gemäht werden und Menschen dort nicht leben. Besucher sind allerdings herzlich willkommen. 67 Jahre nach der Gründung des „Parc Naziunal Svizzer“, Schweizer Nationalpark, ist 1981 der größte Nationalpark der Alpen, Mitteleuropas mit der Einbringung des riesigen Alpenverein-Grundbesitzes am Glockner mit nicht so hohen Auflagen verwirklicht worden. Daraus kann ersehen werden, dass der Verbandalpinismus durch Gründungen wie dem vornehmen Alpine Club London (1857), der älteste alpine Club weltweit, der wissenschaftlich orientierte ÖAV (1862), dann der SAC (1863), der DAV (1869), des DuÖAV (1875) und die Nachfolgeorganisationen nach 1945 in den Alpen viel bewirkt haben. Am 6. April 2019 lud der langjährige Obmann des Alpenvereins Vorarlberg Dr. Andreas Schmidt (1960), mein Obmann-Nachfolger im AV-Bezirk Bludenz, zum gemeinsamen Feiern nach Dornbirn ein. Für die Organisation des Festabends war der noch langjährigere AV-Vorarlberg Geschäftsführer Rainer Schlattinger (1962) mit seinen Mitarbeitern der Geschäftsstelle Bludenz verantwortlich. Der Anlass - 150 Jahre Alpenverein Vorarlberg - Motto, der Alpenverein eine unerschütterliche Leidenschaft für die Berge. Am 1.12.1869 gab es wenige honorige Gründer, 2019 werden es über 27.000 Mitglieder. Andi konnte viele Ehrengäste begrüßen, an der Spitze den Präsidenten des Österreichischen Alpenvereins aus Innsbruck Dr. Andreas Ermacora, stellvertretend für die 530 Anwesenden, AV-Funktionäre, Mitglieder. Für die Vorarlberger Landesregierung Landeshauptmann Mag. Markus Wallner und der grüne Landesrat Johannes Rauch. Der Landeshauptmann versprach einen substanziellen Beitrag des Landes Vorarlberg zur Wiedererrichtung der zerstörten AV-Totalphütte. Im Zuge des Wiederaufbaues der Hütte wird es nun auch Investitionen in die Lawinensicherung geben. Wallners ganz besonderer Dank ging an die vielen ehrenamt-

lich Tätigen im Bereich der alpinen Umwelt. Für die Stadt Dornbirn konnte Bürgermeisterin Dipl. Vw. Andrea Kaufmann begrüßt werden. Zur Unterhaltung sorgte Kabarettist Martin Weinzierl und die Band Sound in a City.





Sigmund Freud in Vorarlberg

Am 9. Mai 1901 schrieb der Wiener Arzt und Begründer der Psychoanalyse Sigmund Freud an seinen Berliner Freund Wilhelm Fließ:

Unser Sommeraufenthalt ist noch immer nicht sichergestellt. Ich denke mir, er wird in die Nähe von Salzburg fallen, die Unterhandlungen mit einer Pension auf dem Salzberg bei Berchtesgaden ziehen sich durch die Schwerfälligkeit der guten Leute etwas in die Länge. Um Pfingsten war ich mit meinem Bruder auf der Suche in Vorarlberg. Die Nähe der Schweiz und die mäßigen Preise hatten uns verlockt. Es wurde aber nichts daraus. Die Reisekosten heben die Pensionsersparnis wieder auf, und die landschaftlichen Vorzüge rechtfertigen nicht den Aufwand. Es war übrigens mehr ein Vorwand für einen Pfingstausflug als eine ernste Absicht; einen Tag haben wir auf dem Bodensee verbracht.¹

Das war bisher die einzige Information, die wir über diesen „Pfingstausflug“ hatten – auch weil aus dieser Zeit keine anderen Briefe Freuds erhalten sind.

Nun wurde ein Eintrag im Gästebuch des Hotels Madrisa in Gargellen (Vorarlberg) gefunden, der uns eine genauere Rekonstruktion der Reise erlaubt.

Tag der Ankunft Jour de l'arrivée	Vor- u. Zuname, Character od. Beschäftigung Prénoms et nom de famille, condition	Geöhnlicher Wohnort Domicile habituel	Eisendocument Documents de voyage
17. 1901	Schaumhalter in Salt...	Stans	
"	A. K. Meyer, Kaufmann	Stans	
"	Die Schmitt	"	
"	Fr. Schallert	Bludenz	
"	Franz Benediktowitz	"	
1901			
Mai 13	Sigmund Freud	Wien	
"	Albin Freud	"	
"	Karl Freud	"	
"	Theresia Freud	"	
Mai 27	Prof. Fritz Reulebke	Bozen	
"	Johann Hög, med.	"	
"	Rud. Dietrich, med.	"	
"	Rud. Madini, med.	"	
"	Karl Vonder Mülle, pr.	"	
"	Rob. Sülthard, pr.	"	
"	Hans Schmid, med.	"	

Eintrag im Gästebuch des Hotels Madrisa in Gargellen, 25. Mai 1901

Vorgeschichte

Freud hatte mit seinem zehn Jahre jüngeren Bruder Alexander bereits mehrfach gemeinsame Reisen unternommen: 1895 Venedig und Berlin; 1896 nach Oberitalien; 1897 eine Klettertour auf den Schneeberg im Semmeringgebiet und eine Reise durch Oberitalien; 1898 nach Aquileja, Grado und St. Canzian. Die Wahl Alexanders als Reisegefährte hatte zwei Gründe:

Erstens: Alexander war seit 1889 Angestellter und ab 1895 Redakteur des *Allgemeinen Verkehrs-Anzeigers*, eines zweimal monatlich und ab 1897 wöchentlich erscheinenden Tarifblattes, das u.a. die neu erscheinenden Tarifnachrichten oder Tarifänderungen der verschiedenen Bahnverwaltungen ganz Europas und der Binnen- und Seeschifffahrt und vieles andere publizierte.² 1890 wurde er Honorar-Dozent an der Exportakademie und hielt Vorlesungen über Tarif- und Transportwesen. Gleichzeitig war er gerichtlicher Sachverständiger für Tarifwesen in der Monarchie. 1897 erschien das von ihm herausgegebene *Eisenbahn-Stationsverzeichnis zu Artaria's Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Österreich-Ungarn*, das sämtliche für den Personen- und Güterverkehr eröffneten Stationen in der Donaumonarchie enthielt und Angaben zu ihrer politischen Lage und der übergeordneten Eisenbahnverwaltung machte. 1900 schließlich wurde Alexander Freud Mitgesellschafter des „Verlages Allgemeiner Tarif-Anzeiger“.

Es lag auf der Hand, daß Freud die Vorbereitung der gemeinsamen Reisen Alexander überließ – zumindest was die besten Eisenbahn- und Schiffsverbindungen betrifft. Gut dokumentiert ist das für die größte gemeinsame Reise nach Griechenland im September 1904.³

Zweitens: Sigmund Freud fühlte sich zum einen für seinen „kleinen“ Bruder verantwortlich, weil er zum einen mit ihm „die Verantwortung für zwei alte Leute, soviel Frauen- und Kindervolk trägt“, und zum anderen „ein sehr gequälter Neuraastheniker“ sei, der seinem „Einfluß“ zu sehr entschlüpfte.⁴ So hatte Freud schon 1895 mit seinem Bruder „einen Vertrag [...] geschlossen, demzufolge er meine Gesellschaft in Venedig mit seiner Begleitung nach Berlin vergilt.“⁵ Auf diesem Hintergrund muß man auch die Pfingstreise nach Vorarlberg betrachten. Freud selbst betrachtete die Reise mehr als „Vorwand für einen Pfingstausflug als eine ernste Absicht“.

Die Reise nach Vorarlberg

Anfang Mai 1901 hatte Freud mit den Korrekturen seiner Arbeit „Zur Psychopathologie des Alltagslebens“ begonnen.⁶ Kurz vor Pfingsten war er damit fertig.⁷ Vermutlich fuhren die beiden Brüder am Freitag vor Pfingsten (24. Mai) abends in Wien ab und trafen am 25. Mai am zeitigen Nachmittag in Schruns ein. Von dort ging die Fahrt per Kutsche und/oder zu Fuß weiter bis in den Höhenluftkurort Gargellen auf 1.477 m Seehöhe. Ein Vierteljahrhundert später schrieb Freud an Jeanne Lampl-de Groot: „Gargellen kenne ich von einer Forschungsreise vor vielen Jahren. Es ist reichlich hoch.“⁸

1 Freud (1985), S. 486.

2 Kursidem (1991), S. 4.

3 Vgl. Tögel (1989), S. 79-84; Tögel (2002), S. 174-193.

4 Freud (1985c), S. 138.

5 Ebda.

6 Ebda., S. 485.

7 Der erste Teil erschien in der Julinummer der Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, der zweite im August.

8 Freud (2018), S. 60.



Die Reise ins Montafon wird in etwa folgendermaßen abgelaufen sein:

24. Mai	20.40 ab Wien
25. Mai	09.37 an Innsbruck
	10.00 ab Innsbruck
	13.27 an Bludenz
	13.40 ab Bludenz
	14.24 an Schruns

„Das Montafon ist seiner überreichen herrlichen Naturschönheiten wegen schon längst weltbekannt, jährlich besuchen es Tausende und Tausende, sowohl Sommerfrischler als Bergsteiger.“⁹ Dieses Zitat steht am Ende eines Prozesses des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Wandels, den das Montafon an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erlebte. Nachdem die Alpinisten die Region ab etwa 1860 entdeckt hatten, folgten in den Jahrzehnten nach der Errichtung der Vorarlberg-Bahn zwischen Bregenz und Bludenz 1872 und der Eröffnung der Arlbergbahn zwischen Innsbruck und Bludenz 1884 immer mehr „Sommerfrischler“. Diese wirkten die Errichtung einer touristischen Infrastruktur. Das Montafon wäre wohl keine Tourismusregion geworden, wenn die Bergsteiger die einzigen Touristen geblieben wären. Zwar erfasste der Bergsport nach und nach auch breitere Schichten, aber der Großteil der Reisenden bevorzugte Spaziergänge, leichtere Wanderungen und Wagenfahrten. Im Gegensatz zum sportlichen Bergsteigen war diese Form des Tourismus für alle Altersgruppen und sowohl Frauen als auch Männer offen. Erst mit diesen Sommerfrischlern kam es zum Ausbau der touristischen Infrastruktur.



Hotel Madrisa mit Anbau aus dem Jahr 1904, um 1905

In Gargellen, dem höchstgelegenen Ort des Montafons an der Grenze zur Schweiz, hatte im Jahr 1885 der Schrunser Franz Xaver Schwarzthans die alte Gastwirtschaft „Zum Rößle“ erworben und 1889 zum „Hotel zur Madrisa“ um- bzw. ausgebaut. In den folgenden Jahren versuchte er das heilklimatische Kurwesen zu forcieren, denn der Direktor der meteorologischen Zentralanstalt in Wien hatte in den Medien bereits über die Vorteile Gargellens als Höhenluftkurort be-

richtet und ab 1893 bewarb auch der neu gegründete Vorarlberger Landesverband für Fremdenverkehr das Dorf Gargellen als Höhenluftkurort. Außerdem bot man Wannensäuer und die Möglichkeit zur Jagd an.¹⁰ Ein im zeittypischen Baustil errichteter Zubau beim Hotel Madrisa erfolgte 1904 auf der Basis der Pläne des Bregenzer Architekten Willibald Braun.¹¹ Das Kapital dafür stammte unter anderem aus Dornbirner Industriellenkreisen, die in Gargellen investierten und dort auch zahlreiche Ferienhäuser erbauten.

In den Jahren um 1900 scheint Gargellen und insbesondere das Hotel Madrisa zahlreiche prominente Gäste angelockt zu haben. In der zweiten Augushälfte 1900 unternahm etwa der Schriftsteller Richard Beer-Hofmann, der Kritiker der *Neuen Freien Presse* Paul Goldmann, der Journalist Alfred Kerr und der Schriftsteller Arthur Schnitzler eine Reise durch die Alpen. Ihre Route führte sie über Bludenz nach Schruns und weiter nach Gargellen. Von dort aus zogen sie am nächsten Tag über das Schlappinerjoch in die Schweiz.¹² Auch der Schweizer Schriftsteller Jakob Christoph Heer bereiste das Montafon in jenen Jahren. Vermutlich war er mit den Recherchen für das vom Verband für Fremdenverkehr in Vorarlberg und Liechtenstein in Auftrag gegebene Buch „Vorarlberg und Liechtenstein. Land und Leute“ beschäftigt, das dann 1906 erschien und mit Abbildungen von E. T. Compton, P. Balzer und F. Schrepf illustriert war¹³, als er 1904 im Hotel Madrisa nächtigte. Möglicherweise war Gargellen Freud von einem anderen Reisenden aus Wien empfohlen worden, sodass er die weite Anreise hierher auf sich genommen hatte.

Am Morgen des 26. Mai reisten die beiden Brüder Freud an den Bodensee, wahrscheinlich nach Bregenz. Die Verbindung war gut:

09.34 ab Schruns
10.15 an Bludenz
10.40 ab Bludenz
11.51 an Bregenz

Die Bootsfahrt auf dem Bodensee

Bregenz war bis 1880 von den deutschen Schiffen mitbedient worden. 1884 stellten die K. & K. österreichischen Staatsbahnen die ersten beiden Dampfer in Dienst. Die „Austria“ und die „Habsburg“. Die Flotte wurde dann um die „Caroline“ und die „Bregenz“ erweitert. 1885 kam der Halbsalondampfer „Kaiser Franz Josef I“, 1887 die „Kaiserin Elisabeth“ und 1892 die „Kaiserin Maria Theresia“ hinzu. Alle diese Schiffe hatten als Heimathafen Bregenz.¹⁴

Die „Kaiser Franz Josef I.“ war mit einer Geschwindigkeit von

9 Kapeller (1991), S. 76.

10 Feurstein (2009), S. 307f.

11 Kasper (2012), S. 112-115.

12 Loewy & Milchram (2009), S. 104f.

13 Heer (1906)

14 Die Geschichte der Personenschifffahrt auf dem Bodensee (www.bodenseeschifffahrt.de/geschichte.html).



25,6 km/h das schnellste dieser Schiffe.¹⁵ Es wäre nicht verwunderlich, wenn Freud, der gerne schnell reiste, mit seinem Bruder diesen Dampfer für die Fahrt auf dem Bodensee gewählt hätte.

Wir wissen nicht, ob Freud und sein Bruder in Bregenz über-

Literatur

- Feurstein, Christian. 2009. *Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrtausendwende*. Konstanz: UVK.
- Freud, Sigmund. 1985. Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904. Hrsg. von Jeffrey Masson, Bearbeitung der deutschen Fassung von Michael Schröter. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, Sigmund. 2018. *Briefe an Jeanne Lampl-de Groot 1921-1939*. Gießen. Hg. und aus dem Niederländischen von Gertie F. Bögels Psychosozial-Verlag.
- Fritz, Karl. 2013. *Vom Raddampfer zur Weißen Flotte: Geschichte der Bodenseeschifffahrt*. Erfurt: Sutton Verlag.
- Heer, Jakob Christoph. 1906. *Vorarlberg und Liechtenstein. Land und Leute*. Feldkirch: Unterberger.
- Kapeller, Kriemhild. 1991. *Tourismus und Volkskultur. Folklorismus - zur Warenästhetik der Volkskultur. Ein Beitrag zur alpenländischen Folklorismusforschung am Beispiel des Vorarlberger Fremdenverkehrs mit besonderer Berücksichtigung der Regionen Montafon und Bregenzerwald*. Graz: dbv.
- Kasper, Michael. 2012. Madrisa - Wiege des Tourismus in Gargellen. In Friedrich Juen, Michael Kasper & Andreas Rudigier, *Die ViaValtellina. Montafon*. Schruns: Heimat-schutzverein Montafon.
- Kursidem, Franz. 1991. *Kaiserlicher Rat Professor Alexander Freud (1866 - 1943)* [Manuskript].
- Loewy, Hanno & Milchram, Gerhard (Hg.). 2009. Katalog zur Ausstellung „Hast du meine Alpen gesehen?“ *Eine jüdische Beziehungsgeschichte*. Hohenems: Bucher.
- Tögel, Christfried. 1989. *Berggasse - Pompeji und zurück. Sigmund Freuds Reisen in die Vergangenheit*. Tübingen: edition diskord.
- Tögel, Christfried (Hg.). 2002. *Sigmund Freud. Unser Herz zeigt nach dem Süden. Reisebriefe 1895-1923*. Berlin: Aufbau-Verlag.

Bildquellen

- Gästebucheintrag: Gästebuch Hotel Madrisa, Gargellen
Hotel Madrisa: Sammlung Friedrich Juen, Gargellen
Die „Kaiser Franz Josef I.: zeitgenössische Ansichtskarte



Die „Kaiser Franz Josef I.

nachtet haben, ob sie über Lindau, München und Salzburg nach Wien zurückgekehrt sind oder wieder die Strecke über Innsbruck genommen haben. In jedem Fall werden sie am Pfingstmontag (27. Mai) abends wieder in Wien eingetroffen sein, da Freud am nächsten Morgen wieder Patienten erwartete.

Epilog

Aus Vorarlberg als Sommeraufenthalt wurde nichts: „Die Reisekosten heben die Pensionsersparnis wieder auf, und die landschaftlichen Vorzüge rechtfertigen nicht den Aufwand“.¹⁶ Als Freud Ende Juni seine Schwiegermutter in Reichenhall besuchte, machte er von dort aus einen Wagenausflug nach Thumsee.¹⁷ Der Ort und die Gegend gefielen ihm offensichtlich so gut, daß er die Sommerferien 1901 mit seiner Familie dort verbrachte.

¹⁵ Fritz (2013), S. 32.

¹⁶ Freud (1985), S. 486.

¹⁷ Ebda., S. 487.

Ein Jahrhundert Skiclub Gaschurn

Eine Rückschau auf 100 ereignisreiche Vereinsjahre

Einführende Bemerkungen

Über die Geschichte des mittlerweile seit 100 Jahren bestehenden Skiclubs Gaschurn wurde schon einiges geschrieben. Bereits im Jahre 1969 hat Rudi Mathei anlässlich des 50-jährigen Bestehens des Skiclubs eine Festschrift verfasst¹ und somit verhindert, dass die Anfangszeit in Vergessenheit geraten konnte. Im Rahmen seiner Diplomarbeit über die 100-jährige Skigeschichte des Montafons² hat sich Andreas Brugger ebenso intensiv mit dem Skiclub Gaschurn befasst und die wichtigsten Ereignisse bis ins Jahr 2006 festgehalten. In einem weiteren kurzen Aufsatz im Jahresbericht 2016³ hat er sich anlässlich des 110-Jahr-Jubiläums der ältesten Montafoner Skivereine auch mit den jüngsten Erfolgen der Gaschurner Snowboarder befasst. Es wird nun in weiterer Folge die ereignisreiche Geschichte des Skiclubs Gaschurn im Überblick dargelegt. Die Vorgeschichte und Gründung sowie die Kapitel bis zur Jahrtausendwende wurden von Andreas Brugger verfasst und der Teil über die Jahre 2001 bis 2019 von Josef Manahl.

Eine kurze Vorgeschichte

Die ältesten Wintersportclubs des Montafons sind jene von Schruns und Tschagguns, die bereits im Winter 1906/07 gegründet worden sind. In der Innerfratte ist der 1919 gegründete Skiclub Gaschurn der älteste seiner Art. Dennoch wurde auch dort bereits davor Ski gelaufen. So erinnerte sich der 1908 geborene Peter Rudigier wie folgt an die Jahre des Ersten Weltkriegs zurück:

Wir haben dem Vater heimlich alte Heuschlitten zusammengesägt und auf die Kufen Querriemen genagelt. Das ist unsere eigene Erfindung gewesen. [...] Ein gewisser Heinrich Gleißner, den Namen habe ich mir noch gemerkt, hat auf dem „Blendelak“⁴ den halben Winter das Vieh gefüttert. Der Bursche ist dann auf Fassdauben mit der „Bazida“⁵ auf dem Rücken vom Stall heimgefahren bis zum Alois Tschofen hinunter, wo er gewohnt hat, den ganzen Vand⁶ hinunter wie der Teufel. Der hat weitaus am besten von allen damals in Gaschurn Schi fahren können. Da sind wir alle nicht mitgekommen.⁷

Als nach dem Krieg die Soldaten heimkehrten, waren es plötzlich nicht mehr nur die Schulbuben, die auf Skiern die Hänge hinunterfuhren. Viele Soldaten hatten im Krieg bei Männern wie Oberst Georg Bilgeri oder Hannes Schneider Skifahren gelernt und so war es nur eine Frage der Zeit, bis der erste Skiclub gegründet wurde. Dauerte es in Schruns und Tschagguns bis 1921 bzw. 1927 bis die dortigen Vereine ihre Tätigkeiten wieder aufnahmen, so kam es in Gaschurn bereits 1919 zu einer Skiclub-Gründung.⁸

Die Gründung des Skiclubs Gaschurn im Jahre 1919

Ursprünglich trug der Verein, der auf die Initiative von einem Zollbeamten namens Wurzer zurückging, den exotischen Namen „Skiclub Wandergeist“, was jedoch schon bald in „Skiclub Gaschurn“ umgeändert wurde.⁹ Zwar ist das Gründungsprotokoll nicht mehr erhalten, allerdings gibt es noch eine Auflistung der Gründungsmitglieder:

Berchtold, 1. Obmann	Gebhard Pfefferkorn, Partenen
Zollbeamter Wurzer	Alwin Tschofen
Hotelier Arthur Keßler	Peter Tschofen
Ernst Keßler	Maria Pfefferkorn, Partenen
Bernhard Wittwer	Laura Keßler
Rudolf Wittwer	Hermin Tschanun
Franz Tschofen, Partenen	Edi Tschanun
Sepp Bodlak	Alwin Flöry ¹⁰

Das Gründungsmitglied Arthur Kessler erinnerte sich anlässlich der 50-Jahrfeier des Skiclubs im Jahre 1969 wie folgt an die Anfänge zurück:

Ich hätte mir einen Wintersportplatz wie Gaschurn ohne den Schiclub und seine rege Tätigkeit zum Wohle des Schisportes nie vorstellen können. Soweit es in meinen Kräften stand, war



Gruppenfoto vom Start des Vereinslaufs von 1927

- 1 Rudi Mathei: 50 Jahre Schiclub Gaschurn (1919-1969). Gaschurn 1969.
- 2 Andreas Brugger: Vom Pioniergeist zum Massensport – 100 Jahre Skisport im Montafon. Schruns 2006 (Sonderband 3 zur Montafoner Schriftenreihe).
- 3 Andreas Brugger: „Wintersport im Montafon – Ein Rückblick auf die letzten zehn Jahre anlässlich des 110-Jahr-Jubiläums der ältesten Wintersportvereine“. In: Jahresbericht 2016 der Montafoner Museen, des Heimatschutzvereins Montafon und des Montafon Archivs. Schruns 2017. 100-104.
- 4 Wiese am Eingang des Valschafieltales in Gaschurn (Anm. d. Verf.).
- 5 Montafonerisch: Milchtragegefäß (Anm. d. Verf.).
- 6 Wiese an der Grenze zu Gortipohl (Anm. d. Verf.).
- 7 Peter Rudigier in: Mathei 1969. 11.
- 8 Vgl.: Brugger 2006. 143.
- 9 Vgl.: Ebd. 122f.
- 10 Auflistung in: Mathei 1969. 8.





*es mir als Funktionär und langjähriger Obmann des Clubs stets darum zu tun, meine Mitmenschen für diesen gesunden Sport zu begeistern und die Faktoren Wintersport und Fremdenverkehr in Gaschurn, und somit auch im Montafon, zu einer positiven Synthese zu vereinigen. Ich liebe den Schisport auch heute noch wie eh und je. [...]*¹¹

Die Zwischenkriegszeit



Oskar Keßler am Gaschurner Berg (1923)

Im Jahre 1923 fand am Dreikönigstag der erste Vereinslauf statt, der von Oskar Keßler gewonnen wurde, der einige Jahre später, nämlich 1932, auch die Skischule Gaschurn gründete und bis 1963 leitete. Er war zudem der Initiator des Versettlalaufes, eines landesverbandsoffenen Wettbewerbs, der im Winter 1933/34 als alpine Kombination erstmals stattfand.



Der Schweizer Gönner Jacques Stemmler

Zwischen 1937 und 1948 wurde zudem der so genannte Stemmler-Torlauf durchgeführt, der nach seinem Sponsor, dem Schweizer Fabrikanten Jacques Stemmler, benannt wurde. Er war ein Gast im Lifinarhaus von Arthur Keßler und hatte Oskar Keßler als Privatskilehrer engagiert. Seine große Begeisterung für die vom Skiclub organisierten Rennen führte dazu, dass er diese finanziell unterstützte, was ihm auch die Ehrenmitgliedschaft im Verein einbrachte. Erfreulich war für die Vereinsverantwortlichen zudem, dass der Montafoner Staffellauf, bei dem eine zehn Kilometer lange Achterschleife zwei Mal durchlaufen werden musste und der zwischen 1935 und 1938 vier Mal durchgeführt wurde, drei Mal gewonnen werden konnte. Lediglich im Jahre 1937, und somit genau in jenem Jahr, in dem der SC Gaschurn den Staffellauf durchführte, musste der Staffel des Skiclubs Silvretta Partenen der Vortritt gelassen werden.¹² Der Zweite Weltkrieg führte zu einem vorläufigen Ende der Vereinsaktivitäten, da es laut dem Historiker Wolfgang Weber im Zuge der nationalsozialistischen Gleichschaltung der Sportvereine am 19. Oktober 1939 zu einer „freiwilligen“ Auflösung des SC Gaschurns kam.¹³

Von der Skiclubneugründung 1945 bis zur Fertigstellung des Silvrettalifts 1949

Bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gab es Bestrebungen, den Skiclub wieder zu gründen, weshalb es am 11. November 1945 zu einer Gründungsversammlung kam, die den folgenden Ausschuss wählte:

Obmann:	Arthur Keßler
Obmann-Stellvertreter:	Albert Sohler
Schriftführer und Kassier:	Arnold Keßler
Sportwart:	Oskar Keßler
Jugendwart:	Arnold Rudigier
1. Beirat:	Josef Tschanun
2. Beirat:	Emma Flöry ¹⁴

Als erste Veranstaltungen wurden 1947 und 1948 die fünfte und sechste Ausgabe des Stemmler-Torlaufs durchgeführt, die zwar keine Montafoner Sieger brachten, aber in der Juniorenklasse konnte 1948 niemand Geringerer als jener Othmar Schneider den dritten Platz belegen, der vier Jahre später in Oslo Olympiasieger im Slalom werden sollte.

Während es zur Zeit der französischen Besatzung relativ einfach war, Skirennen durchzuführen, so war der Bau von Skiliften schon wesentlich schwieriger. Dennoch wurde 1947 mit den Planungen für den so genannten Silvrettalift zum Rehsee begonnen, dessen Bau jedoch einige Zeit dauerte und so kam es, dass bereits davor der Zweierschlepplift Motta gebaut wurde, der der erste Skilift der gesamten Innerfratte war. Im Januar 1949 konnte dann zudem der Silvrettalift

¹¹ Arthur Keßler in: Ebd.

¹² Vgl.: Brugger 2006. 145-150.

¹³ Wolfgang Weber: Von Jahn zu Hitler. Politik- und Organisationsgeschichte des Deutschen Turnens in Vorarlberg. 1847-1938. Konstanz 1995 (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs 1). 187f.

¹⁴ Brugger 2006. 245.

eröffnet werden. Viele weitere Lifte sollten diesen Pionierbauten folgen und die Silvretta Nova zu einem bekannten Skigebiet machen.¹⁵



Erster Gaschurner Skilift zum Rehsee

Wie Gaschurn zur Montafoner Langlaufhochburg wurde

Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg hatte der Skiclub Gaschurn mit den Brüdern Oskar und Ludwig Tschofen, Gebhard Tschannun, Engelbert Koch und Oskar Keßler sehr starke Langläufer.¹⁶ Diese Dominanz kam kriegsbedingt zum Erliegen. Auf der Jahreshauptversammlung im November 1956 wurde daher folgender Entschluss gefasst:

Auf Anregung von Sportkamerad [Dimitri] Böttiger (Zollwache) soll auch der Versuch unternommen werden, für die nordischen Disziplinen (Langlauf und Sprunglauf) das Interesse der [J]ungen zu wecken. Kam. Böttiger, der in diesen Disziplinen große Erfahrung besitzt, erklärte sich bereit, die Ausbildung künftiger Langläufer und Springer zu übernehmen.¹⁷



Langläuferfoto von 1927 (von li. nach re.: Obmann Rudi Mathei, Bertl Maurer, Willi Fabry, Adolf Felder, Edgar Felder, Peter Mathei und Trainer Dimitri Böttiger)

Im Langlaufbereich waren die Bemühungen sehr erfolgreich. So konnte Bertl Maurer zwischen 1960 und 1971 im Speziallanglauf und im 30 km-Lauf in den verschiedenen Altersklassen fünf Einzel-Staatsmeistertitel erringen und war mit Sepp Honrtrich und Willi Fabry auch drei Mal mit der Staffel erfolgreich. Mit Ilse Schönherr und Simone Nietzsche konnten 1973 und 1977 auch zwei Damen Staatsmeistertitel im Speziallanglauf erringen. Letztere gewann 1976 zudem gemeinsam mit Christine Brandl den Staffeltitel.¹⁸ Auf Landesebene konnten zwischen 1957 und 2000 noch mehr Titel errungen werden, wie die folgende Auflistung zeigt:

10 Titel: Gerhard Brandl und Armin Wachter

8 Titel: Albert Wachter

6 Titel: Sepp Honrtrich

5 Titel: Monika Wittwer, Simone Nietzsche und Konrad Kofler

4 Titel: Bertl Maurer, Martina Essig und Romana Gruber

3 Titel: Sepp Fechtig, Leane Kofler, Maria Pfeifer, Christine Schönherr, Sabine Burger und Reiner Wachter

2 Titel: Dimitri Böttiger, Willi Fabry, Birgit Burger, Sabine Tschofen, Peter Mathei, Martina Brandl, Edmund Pfeifer, Ludwig Wachter, Martin Netzer und Patrik Innerhofer

1 Titel: Karl Heinz Gütl, Edgar Felder, Monika Mangeng, Hermine Brandl, Markus Lechner, Heidi Honrtrich, Willi Steinberg, Michaela Brandl, Melanie Themel, Margreth Bruggmüller, Ulrike Netzer, Christof Schönherr und Bernhard Wittwer.¹⁹

Auch im alpinen Bereich tat sich einiges. So wurde beispielsweise in den 1950er Jahren der Versettllauf revitalisiert. Dass auch der Fremdenverkehr keinesfalls vernachlässigt wurde und dabei auch der Spaß nicht zu kurz kam, beweist folgender Bericht über ein so genanntes Gäste-Tankstellen-Rennen, bei dem drei „Tankstellen“ angefahren werden mussten:

Die Tankstellen sind gleichzeitig Kontrollpunkte. Jeder Teilnehmer erhält eine Kontrollkarte, in der jeweils die ordnungsgemäße Passage einer Tankstelle bestätigt wird. Zur „Gratis-Auftankung“ stehen an jeder Tankstelle höchstens 30 Sekunden zur Verfügung. Je Glasfüllung werden 20 Sekunden Zeitgut-schrift gegeben.²⁰

Vereinsrückblick zu den Jahren 2001 bis 2019

Auch im neuen Jahrtausend liefert der Skiclub Gaschurn eine sehr umfangreiche und vielseitige Arbeit ab. Mit dem überraschenden Ableben des langjährigen Obmanns Walter Netzer endete eine lange und erfolgreiche Ära in Gaschurn. Netzer, gemeinsam mit Dimitri Böttiger für die erfolgreichen Gaschurner und Montafoner Langläufer verantwortlich, war im ganzen Tal sehr angesehen und lebte für den Wintersport. Martin Netzer übernahm im Jahr 2002 die Vereinsagenden

15 Vgl.: Ebd. 245f.

16 Vgl.: Ebd. 278.

17 Protokoll in: Ebd.

18 Vgl.: Ebd.

19 Auflistung in: Ebd. 279.

20 Bericht in: Ebd.

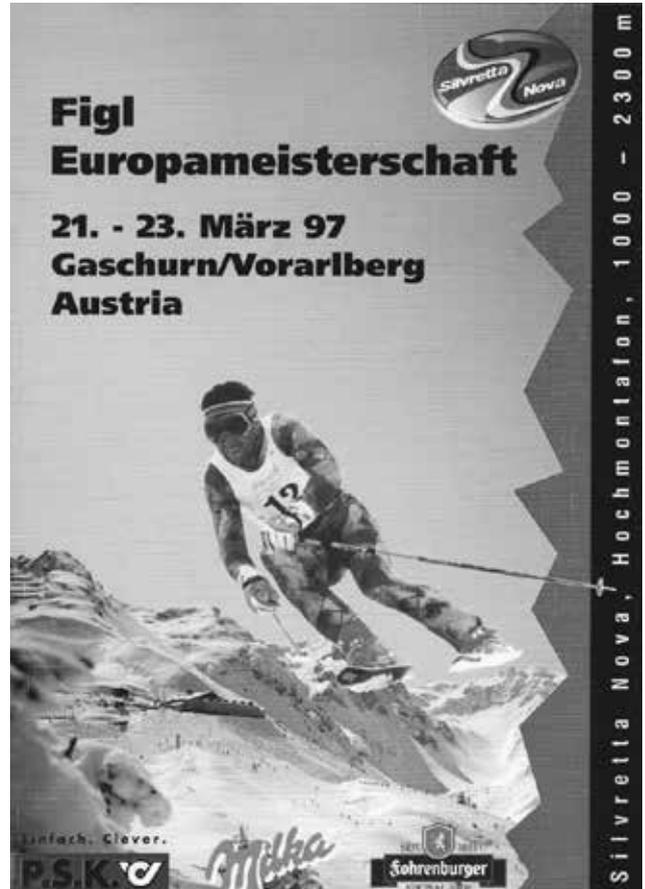




und verteilte die zahlreichen Aufgaben des Vereins auf mehrere Schultern. Im Jahr 2004 übergab er den Verein an Hanno Hämmerle. Gleichzeitig mit dem Inkrafttreten des neuen Vereinsgesetzes wurde der Verein auch digital im Internet mit Homepage und E-Mailadresse greifbar. In den folgenden Jahren wurde dann quasi ein Jahrhundert-Projekt realisiert. Mit dem Zielhaus am Spatla-Hang wurde ein langgehegter Wunsch des Vereins, gemeinsam mit der Silvretta Nova und dank der großzügigen Unterstützung von Walter Klaus, umgesetzt. Dieses Zielhaus ist bis heute Dreh- und Angelpunkt des Vereinsgeschehens.

Auch im sportlichen Bereich war und ist der Skiclub Gaschurn sehr erfolgreich unterwegs. Vor allem die Snowboarder, welche seit Jahren von Barbara Hoffmann betreut werden, liefern jeden Winter eine Menge Schlagzeilen. Die größten Erfolge erzielen aktuell die Brüder Alessandro und Luca Hämmerle, welche in den letzten Jahren mit einem Gesamtweltcupsieg, Junioren-WM-Titel und Medaillen bei den EYOF regelmäßig international für Aufsehen sorgten. Bei den Alpinen war es Anfang der 2000er Jahre Martin Marinac, welcher im Weltcup einige Top-10-Platzierungen erreichte, sich im Endeffekt im äußerst starken ÖSV-Slalom Team um Benjamin Raich, Mario Matt und Reinfried Herbst nicht voll durchsetzen konnte. Auch im Lager der Firngleiter und Shortcarver wandern Jahr für Jahr zahlreiche Medaillen bei österreichischen und europäischen Meisterschaften in die Innerfratte. Der Langlaufsport in Gaschurn befindet sich jedoch im Dornröschenschlaf und wartet darauf, von begeisterten Langläufern geweckt zu werden.

und personell am aufwendigsten. All diese Veranstaltungen konnten und können nur gemeinsam mit dem Skiclub Silvretta Partenen durchgeführt werden, hier besteht eine besondere Partnerschaft und nur gemeinsam können diese vielen Veranstaltungen und Skitrainings durchgeführt werden. Auch beim Weltcup Montafon und anderen Großveranstaltungen ist der Skiclub Gaschurn mit vielen motivierten Helfern stets dabei.



Die Figl-EM 1997 in Gaschurn



Ehrung von Alessandro Hämmerle (Foto SC Gaschurn)

Der Skiclub Gaschurn führt auch immer wieder Großveranstaltungen durch. So wurden zwischen 2001 und 2019 insgesamt sechs Österreichische Meisterschaften in den Sportarten Ski Alpin, Snowboard und Firngleiten durchgeführt. Auch die Firngleiter-Europameisterschaft fand nach 1997 im Jahr 2017 zum zweiten Mal unter Gaschurner Leitung im Montafon statt. Zweifelsohne war die Durchführung der Kombinations-Langlaufbewerbe im Rahmen der EYOF organisatorisch

Im Jahr 2019 feierte der Skiclub Gaschurn sein 100-jähriges Bestehen mit einem Fest im Herzen von Gaschurn. Gleichzeitig übergab Walter Marinac die Führung des Vereins in junge Hände. Die Statuten wurden an die heutigen Gegebenheiten angepasst und ein Vorstandsteam um Lisa Muster, Herbert Pfefferkorn und Josef Manahl kümmert sich um die Leitung des Vereins. Auch wurden neue Posten im Ausschuss geschaffen, schließlich muss sich heutzutage auch ein „kleiner Dorfverein“ um Marketing und Kommunikation kümmern. Auch das Vereinslogo wurde nach über 40 Jahren zeitgemäß angepasst. Geblieben ist aber der Auerhahn, welcher bis heute das Vereinswappen ziert und ein wachsames Auge auf den Skiclub Gaschurn wirft.

Hemingway und die Frauen¹

„Hemingway und die Frauen“ – das klingt wie der Titel eines Hollywoodfilms, mit viel Schlüssellochperspektive. Der amerikanische Autor, Literaturnobelpreisträger von 1954 und einer der berühmtesten amerikanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, bietet schon durch seine bewegte Lebensgeschichte viel Material zum Thema. 1899 in Oak Park in Illinois in der Nähe von Chicago geboren und 1961 in Ketchum in Idaho durch Selbstmord verstorben, führte er ein abenteuerliches Leben zwischen Amerika und Europa und war im 20. Jahrhundert als Kriegsfreiwilliger im 1. Weltkrieg, später dann als Reporter und Kriegsberichterstatter an den Brennpunkten der Weltgeschichte anwesend: 1918 wurde er an der italienischen Front schwer verwundet, im Spanischen Bürgerkrieg 1937 stand er auf Seiten der Republikaner und berichtete von diesem Schauplatz, 1944 landete er mit den amerikanischen Truppen in der Normandie und war bei der Befreiung von Paris und bei der verlustreichen Schlacht im Hürtgenwald dabei – um nur einige der wichtigsten Stationen zu nennen.

Das Thema „Hemingway und die Frauen“ richtet den Schwerpunkt des Interesses naturgemäß auf Hemingway als Mann: Er hatte nicht weniger als vier Ehefrauen, was vielfältige Möglichkeiten bietet, sich ihm unter diesem Gesichtspunkt zu nähern. Zudem zählten prominente Schauspielerinnen wie Ingrid Bergman oder Marlene Dietrich zu seinen Freundinnen. Hemingway verkörperte einen heute völlig aus der Mode gekommenen Männertyp, sozusagen den Urtypus des virilen Abenteurers: Er war charmant, trinkfest, aber auch ein dekorierter Kriegsheld und wagemutiger Kriegsberichterstatter, abenteuerlustiger Wintersportler im Montafon und anderswo, Freund des Stierkampfes, wettergegerbter Großwildjäger, erfahrener Hochseefischer und Boxer. Mit 1,85 Meter Größe, meist 95 Kilo und dichtem Brustpelz war der dunkelhaarige und braungebrannte, gutaussehende und sportliche Hemingway auch äußerlich ein Bild von einem Mann, ein attraktives und stattliches Mannsbild. Hinter dieser Fassade verbarg sich jedoch ein hochsensibler, oft unsicherer Mensch und ein Schriftsteller, der danach strebte, „wahre Sätze“ zu schreiben, der täglich nicht mehr als 500 bis 600 Wörter zu Papier brachte, weil er an seinem Stil feilte, bis er schlackenlos lapidar war und der einerseits sich hypochondrisch oft ins Bett verkroch, andererseits bei wirklich schweren Krankheiten, wie seinen Kriegsverletzungen oder einigen schweren Unfällen (z. B. zwei Flugzeugabstürzen) alle Leiden tapfer und stoisch ertrug. Hemingway war eine komplexe und widersprüchliche Persönlichkeit, oft sehr egomanisch und rücksichtslos, dann aber wieder mit einem ausgeprägten sozialen Gewissen. Sein Leben endete tragisch: Verbittert und fast wahnsinnig von einer andauernden Schreibblockade, schoss er sich beim Reinigen seiner Waffe in den Kopf. So behauptete es zumindest seine letzte Frau Mary, die darauf beharrte, dass es sich dabei um einen Unfall gehandelt habe. Auch Hemingways Helden sind keine simplen Machos, eher tragische, im Innern zutiefst verwundete Männer, die nicht aus ihrer Haut können.

Ich möchte Ihnen nun in diesem Vortrag die wichtigsten Frauen vorstellen, die in Hemingways Leben eine Rolle gespielt haben und dabei versuchen, auch ihnen ein deutlicheres Profil zu verleihen, sie nicht nur im Zusammenhang mit dem berühmten Autor zu sehen, sondern auch darüber zu informieren, wie sie z. B. vor oder nach der Ehe mit ihm gelebt haben². Das Montafon spielt dabei insofern eine Rolle, als Hemingway zwei Winter in Schruns verbrachte: 1924/25 mit seiner ersten Ehefrau Hadley Richardson und 1925/26 bereits in einer Dreierkonstellation, mit Hadley und Pauline Pfeiffer, die die zweite Mrs. Hemingway werden sollte.



Grace Hemingway, die Mutter

Beginnen wir mit der Familie: Vermutlich psychisch die prägendste Frau in Hemingways Leben war seine Mutter Grace. Die Familie Hemingway gehörte zu den angesehenen in der Kleinstadt Oak Park in der Nähe von Chicago. Hemingways Großvater väterlicherseits, Anson T. Hemingway, ein dekorierter Veteran des Sezessionskrieges, hatte es als Immobilienmakler in Chicago zu Wohlstand gebracht und war nach Oak Park gezogen. Hemingways Vater, Clarence Edmonds

- 1 Es handelt sich um das Manuskript des Vortrags, gehalten am 20. September 2019 im Rahmen der Veranstaltungsreihe septimo, im Posthotel Rössle in Gaschurn.
- 2 Als Quellen dienten v. a. Bernice Kert, *The Hemingway Women*. New York: Norton 1983 und Victor Schuller, *Hemingway und die Frauen: das abenteuerliche Leben des amerikanischen Schriftstellers*. Hamburg: Gruner und Jahr 1989.





Hemingway, war Landarzt, seine Mutter, Grace Hall, war die Tochter des wohlhabenden Messergroßhändlers Ernest Miller Hall aus Sheffield in England. Sie stammte aus einer musikalischen Familie und wollte ursprünglich Opernsängerin werden; einer ihrer Großväter war im England des 19. Jh. ein berühmter Violinvirtuose gewesen.

Grace litt unter den Benachteiligungen, die für Mädchen und Frauen damals selbstverständlich waren: Ihr Bruder Leicester durfte Rad fahren, sie nicht, er besuchte die Universität, für sie war kein Geld vorhanden, er verreiste allein, sie musste bei Vater und Mutter bleiben und im Kirchenchor singen. Ihre kräftige Altstimme und die Musik überhaupt waren für Grace aber der Weg aus diesem Käfig: Um ein Opernstar zu werden, setzte sie es durch, dass sie Gesangs- und Klavierunterricht erhielt. Fremdsprachen, v. a. Italienisch, brachte sie sich selbst bei, ein theatralisches Element lag ihr im Blut. Sie schaffte es bis auf die Bühne des Madison Square Garden Theaters in New York, doch bei der Generalprobe zu einer Operaufführung stellte es sich heraus, dass ihre hochempfindlichen Augen das Rampenlicht nicht ertrugen. (Die schlechten Augen erbte Ernest von seiner Mutter, sie waren der Grund, warum er 1917 zuerst als Kriegsfreiwilliger trotz seiner ausgezeichneten körperlichen Verfassung abgelehnt wurde.) Grace heiratete ihren treuen Verehrer Dr. Clarence Hemingway und hatte mit ihm insgesamt sechs Kinder über eine große Zeitspanne, vier Mädchen und zwei Buben. Ernest war der Zweitgeborene und der erste Sohn, sein jüngster Bruder Leicester war 16 Jahre jünger als er.

Die Mutter gälte heute als interessanter Frauentyp: Sie war ungewöhnlich kreativ in der Handhabung von Geschlechtszuschreibungen. Ernest wurde als Kind, wie seine ca. ein- einhalb Jahre ältere Schwester Marcelline, eine Zeitlang in Mädchenkleider gesteckt (was damals nichts Ungewöhnliches war), denn Grace wollte den Anschein erwecken, dass ihre beiden ersten Kinder Zwillinge seien. Ein Jahr später ging sie dazu über, ihre Tochter auch wie einen Buben anzuziehen. Ernest schlief das erste halbe Jahr seines Lebens bei der Mutter im Bett.

Der Vater Clarence Hemingway hatte am Oberlin and Rush Medical College studiert und führte eine angesehene Praxis als praktischer Arzt und Geburtshelfer. 1911 wurde er zum Präsidenten der Medizinischen Gesellschaft von Oak Park gewählt. In der Familie, die im Haus von Graces Vater lebte, hatte aber eindeutig Grace die Hosen an. Sie gab sehr erfolgreich Gesangsstunden, zeitweise hatte sie fünfzig Schülerinnen, und verdiente viel mehr als ihr Mann. Sie war die führende Gestalt im Musikleben von Oak Parks. Dr. Hemingway war ein leidenschaftlicher Koch und besorgte den Haushalt. Als Refugium hatte er sein sogenanntes Labor, in dem er eine Bibliothek und als Hobby-Naturforscher eine große Sammlung ausgestopfter Tiere, Schmetterlinge und Käfer untergebracht hatte. Er war vor allem ein großer Jäger. Auf seinem Grundstück am Lake Walloon in Michigan ließ Grace ein Landhaus errichten, das sie „Windemere“ nannte und das nur mit dem Boot erreicht werden konnte. Die Wälder um dieses Landhaus waren der Rückzugsort für Dr. Hemingway. Hier verbrachte die Familie die Sommer, Grace residierte im Haus, im Wald hatte Clarence

Hemingway seine Ruhe. Seinen ältesten Sohn Ernie nahm er in die Wildnis mit, brachte ihm das Fischen und das Schießen bei und lehrte ihn das Jagen.

Grace steckte ihre Energien nach dem Tod ihres Vaters in den Bau eines neuen Hauses, das nach ihren Entwürfen ausgeführt wurde, mit einem Musiksalon als Mittelpunkt, der später, als sie nicht mehr sang, sondern malte, zum Atelier umgebaut wurde. Das Labor des Vaters, seine Sammlung von ausgestopften Tieren, wurde von der Mutter unbarmherzig entsorgt und den Flammen übergeben. Der Vater wartete, bis seine Kinder aus dem Haus waren, studierten oder verheiratet waren, dann erschoss er sich 1928. Ohne Testament, ohne Abschiedsbrief. Finanzielle Sorgen und eine schwere Zuckerkrankheit mögen diesen Entschluss mitgefördert haben, Ernest empfand es aber immer so, dass er an der Herzlosigkeit und am Egoismus der Mutter zugrunde gegangen war. Die Mutter schickte ihrem ältesten Sohn übrigens nach dem Tod des Vaters die Pistole, mit der dieser sich erschossen hatte. Die anderen fünf Hemingway-Kinder hatten ein positives Verhältnis zu ihrer Mutter, Ernest stand auf der Seite des Vaters. Die dominierende Persönlichkeit seiner Mutter und die komplizierte Ehe der Eltern sind sicher wichtige Faktoren für Hemingways späteres Verhältnis zu den Frauen.

Die erste Liebe: Agnes von Kurowsky

Hemingway besuchte von 1913 bis 1917 die Oak Park Highschool und begann als Achtzehnjähriger 1917 seine Laufbahn als Lokalreporter beim „Kansas City Star“. Ein Studium genehmigte ihm seine Mutter nicht: sie warf ihn mehr oder weniger sanft aus dem Haus. Mit dem Geld, mit dem er hätte nach Princeton gehen wollen, baute sie für sich selbst auf einem Hügel in der Nähe ihres Wohnhauses ein kleines Häuschen als privaten Rückzugsort. 1917 traten die USA in den Ersten Weltkrieg ein, Hemingway meldete sich als Freiwilliger, wurde aber wegen seiner schlechten Augen zurückgestellt. Im Frühjahr 1918 erfuhr er von einem Freund, der auf einem Auge blind war, dass er als Fahrer des Roten Kreuzes angenommen worden war, und in dieser Eigenschaft kam auch Hemingway an die italienische Front, wo er zunächst vor allem Schokolade und Zigaretten an die italienischen Soldaten verteilte. Am 8. Juli wurde der 18-Jährige in Fossalta di Piave am Fuß der Dolomiten in Venetien bei einem österreichischen Artillerieangriff von einer mit Stahlsplittern und Schrott gefüllten Granate schwer verwundet. Achtundzwanzig Granatsplitter wurden im Feldlazarett aus seinem Bein entfernt. Nach fünf Tagen wurde er ins Amerikanische Militärspital in Mailand transferiert und nochmals operiert. Hemingway hatte schwerverwundet noch einen ebenfalls verwundeten Italiener aus dem Granatfeuer geschleppt, wofür ihm die silberne Tapferkeitsmedaille verliehen wurde, für „vorbildliche Kameradschaft unter Einsatz des eigenen Lebens“. Das Militärspital befand sich auf drei Stockwerken in einem Palazzo in der Innenstadt von Mailand, in der Nähe der Scala, und hatte damals fünf Patienten, darunter den Schriftsteller Henry S. Villard, der über diese Zeit berichtete, und fünfzehn Krankenschwestern, deren beliebteste Agnes von Kurowsky (1892-1984) war, eine siebenundzwanzigjährige, attraktive, humorvolle Bibliothekarin aus Washington



mit einem deutschen Vater, die fließend Englisch, Deutsch und Französisch sprach. Der junge Hemingway war bald der Mittelpunkt des Hospitals, auch ältere Offiziere fühlten sich zu ihm hingezogen, er sorgte immer für Unterhaltung. Agnes war sieben Jahre älter als er, damals verlobt und eine Frau, die ihre Unabhängigkeit liebte. In seinem Roman „In einem anderen Land“, den Hemingway zehn Jahre später abgeschlossen hat, schildert er die leidenschaftliche Liebesgeschichte zwischen einem jungen Amerikaner an der italienischen Front und einer englischen Krankenschwester, Catherine Barkley. In der Realität hat eine solche erfüllte Liebesbeziehung nicht stattgefunden, obwohl auch Agnes sich in ihn verliebte. Hemingway schrieb ihr täglich Liebesbriefe und bestürmte sie mit Heiratsplänen. Sie ließ sich nach Florenz versetzen und schrieb Ernest 1919, dass sie sich mit einem italienischen Herzog verlobt habe. Die Ehe kam aber wegen des Widerstands seiner Familie nicht zustande. Agnes schickte alle Briefe zurück, die Ernest ihr noch schrieb, kehrte in die USA zurück und heiratete später einen Mr. Stanfield. An dem Schmerz dieser ersten Zurückweisung litt Hemingway sein Leben lang. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass Agnes sich mit ihrem Mann nach dem 2. Weltkrieg in Key West niederliess und knapp einen Kilometer von der Villa von Hemingway und Pauline Pfeiffer (Ehefrau Nr. 2) und ungefähr sieben Kilometer von der Finca in Kuba entfernt wohnte, in die Hemingway mit Martha Gellhorn (Ehefrau Nr. 3) gezogen war, ohne dass es zu einem Zusammentreffen gekommen wäre. Hemingway wusste sicher nichts davon, Agnes schon eher, da Hemingway ja ein prominenter Autor war. In den sechziger Jahren kam es zufällig zu einer Begegnung von Betty Bruce, einer Freundin von Mary Welsh (Ehefrau Nr. 4), und Agnes Stanfield in der Bibliothek von Key West, wo Agnes ebenso wie Betty Bruce arbeitete. Betty erzählte von Hemingways damaliger Erkrankung, und Agnes fragte, ob es wahr sei, dass „Ernie“ eine Herzattacke gehabt habe. In der Folge berichtete sie, dass sie Hemingway im Ersten Weltkrieg in Italien ziemlich gut gekannt habe und dass sie noch ein paar wunderbare Fotos von ihnen beiden in Mailand besitze, die sie Betty gern übergeben würde, wenn diese in Kontakt mit Hemingway sei. Betty Bruce schrieb Hemingway in Sachen Fotos und glaubte, er würde interessiert sein. Stattdessen teilte er ihr mit, sie solle sie an seinen Verleger Scribner schicken. Als Betty dieses Zeichen von Desinteresse Agnes etwas verlegen mitteilte, brach diese nur in Lachen aus. Es sei nur natürlich, dass er wütend sei, er habe ihr nie vergeblich, dass sie ihn mit neunzehn abgewiesen habe.³

Die erste Ehefrau: Elizabeth Hadley Richardson

1919 kehrte Hemingway nach Oak Park zurück, wurde Reporter beim „Toronto Star“ und ab Herbst 1920 Polizeireporter in Chicago. Dort lernte er bei einer Party 1919 seine künftige erste Ehefrau Hadley (1891–1971) kennen. Hadley war von ihrer Schulfreundin Kate Smith mitgenommen worden, die später den Schriftsteller John Dos Passos heiraten sollte. Sie war acht Jahre älter als Hemingway und stammte aus St. Louis, ebenfalls aus problematischen Familienverhältnissen. Sie war das jüngste von vier Kindern. Ihr Vater hatte sich 1903 wegen finanzieller Probleme erschossen, eine Schwester war bei einem Brand umgekommen. Als Kind war Hadley aus ei-

nem Fenster im zweiten Stock gestürzt und von ihrer Mutter und ihrer Schwester Fannie überprotektiv behandelt und ständig in ihrem Selbstbewusstsein untergraben worden, nur der Vater ging mit ihr wie mit einem normalen Kind um. Fast ein Jahr lang pflegte sie ihre bettlägerige Mutter, die 1922 starb. Auch sie hatte ihre Energien (wie Hemingways Mutter) in die Musik gesteckt und versucht, sich eine Karriere als Pianistin aufzubauen, es aber wegen mangelnder Energie und mangelndem Zuspruch wieder aufgegeben, genauso wie ein Universitätsstudium.

Als sie Hemingway kennenlernte, war sie achtundzwanzig und hatte ein kleines Vermögen geerbt. In seiner Gesellschaft blühte die schüchterne Hadley auf, begleitete ihn zu Boxkämpfen und spielte wieder Klavier. Sie wurden beide bald einig, dass sie heiraten und in Europa leben wollten. Am 3. September 1921 fand die von Grace ausgerichtete Hochzeit statt, die Braut erschien mit feuchten Haaren, weil sie kurz vorher noch schwimmen gewesen war. Die Flitterwochen verbrachte das Paar in Windemere, dann schifften die beiden sich nach Europa ein und lebten in Paris, wo Hemingway als Auslandskorrespondent des „Toronto Star“ zu arbeiten begann.

Paris war damals ein Refugium für amerikanische Künstler, und Hemingway, der sich immer mehr der Literatur widmete, machte die Bekanntschaft anderer dort lebender Amerikaner, unter anderem von F. Scott und Zelda Fitzgerald, Gertrude Stein, Sylvia Beach, die die berühmte Buchhandlung „Shakespeare and Company“ führte, und Ezra Pound. Auch der irische Schriftsteller James Joyce wurde damals sein Freund. Über diese Zeit hat er in „Paris – ein Fest fürs Leben“ berichtet. Die Hemingways lebten in einfachsten Verhältnissen, Hadley war eine völlig anspruchslose Ehefrau, die klaglos alles gab, vor allem auch ihr Geld, sich niemals beschwerte und mit Klavierstunden das gemeinsame Budget aufbesserte. Sie ordnete sich Ernest jedenfalls anfangs völlig unter. 1921 wurde Hemingway Kriegsberichterstatte im griechisch-türkischen Krieg, was zu einer Ehekrise führte, weil Hadley ihn nicht gehen lassen wollte und ihn mit tagelangem Schweigen bestrafte und ohne Abschied fahren ließ. 1923 wurde Sohn John, genannt Bumby, in Toronto geboren, da Hadley ihr Kind unbedingt auf amerikanischem Boden zur Welt bringen wollte. Hemingway musste damals gerade eine Reportage über den britischen Ex-Premier Lloyd George schreiben, mit dem er im Zug unterwegs war, ging aber in Toronto nicht zuerst an seinen Arbeitsplatz, sondern zu Hadley ins Spital. In der Zeit in Toronto befreundete sich Hadley mit Kitty Cannel, einer ehemaligen Tänzerin, die Hemingway durchschaute und die damals den bemerkenswerten Satz von sich gab: „Hemingway hasst die Frauen“.⁴

Hemingway, Hadley und Bumby verbrachten die beiden Winter 1924/1925 und 1925/1926 in Schruns, weil der österreichische Ort damals für Amerikaner sehr preisgünstig war. Hier im Montafon schrieb der Autor an seinem Roman „Fiesta“. Hadley, die früher immer kränklich gewesen war, hatte

³ Kert, S. 496.

⁴ Schuller, S. 76.



sich zu einer sportlichen Frau entwickelt, die sogar schneller Schifahren lernte als ihr Mann. Dieser Aufenthalt im Hotel „Taube“ in Schruns, gemeinsam mit dem Schriftstellerkollegen John Dos Passos, ist bekannt. Man saß in den Wirtsstuben, machte große Schitouren, ein einheimisches Kindermädchen passte auf Bumby auf. Im Sommer 1925 reiste das Ehepaar nach Pamplona in Spanien zum Stierkampf, wo Hemingway der attraktiven Engländerin und femme fatale Lady Duff Dwysden begegnete, mit der ihm von manchen eine Affäre nachgesagt wurde. In diese kriselnde Ehe brach als nächste Pauline Pfeiffer ein, die Hemingways zweite Frau werden sollte.

Alles in allem kann man sagen, dass Hadley in der Ehe mit Hemingway aufgeblüht ist und an Selbstbewusstsein gewonnen hat. Das spannende Leben in Frankreich, die Reisen, der interessante Bekanntenkreis und nicht zuletzt die sportlichen Herausforderungen taten ihr gut. Auch nach der Scheidung blieb sie in lebhaftem brieflichem Kontakt mit Ernest, voll Wohlwollen und ohne Verbitterung. Auch sie blieb nach der Trennung nicht allein, sondern heiratete 1933 nach einer fünfjährigen Freundschafts- und Liebesbeziehung den angesehenen Journalisten, Pulitzerpreisträger und Dichter Paul Mowrer, den Ernest aus Genua kannte und dem sie nach ihrer Scheidung beim Tennis wiederbegegnete. Ihr Sohn John, den sie mit Hemingway hatte, sollte im späteren Leben noch einmal mit Schruns zu tun bekommen: Er war im 2. Weltkrieg Offizier in der US-Army und trainierte Partisanen, um feindliche Positionen zu infiltrieren. Er wurde verwundet und in der Gegend von Montpellier gefangengenommen. Die Gebirgsjägerinheit, die ihn gefangen nahm, wurde von einem ös-

terreichischen Offizier befehligt, der Ernest, Hadley und den damals zweijährigen Bumby von ihrem Schruns Aufenthalt 1925 kannte. Er stellte das Verhör ein und schickte Hemingways Sohn in ein Lazarett im Elsass.⁵

Pauline Pfeiffer, die zweite Frau

Am 25. Dezember 1925 kam die attraktive dreißigjährige Pauline Pfeiffer (1895–1951), die nur mehr vier Jahre älter als Hemingway war, auf Besuch ins Montafon. Pauline war Millionärstochter, hatte an der University of Missouri School of Journalism ein Studium abgeschlossen, bei verschiedenen Zeitungen gearbeitet und war damals Moderedakteurin bei der „Vogue“ und Mannequin. Sie hatte sich in klassischer Manier an Hemingway herangemacht, indem sie die beste Freundin seiner Frau Hadley wurde. Sie blieb mehrere Monate; eine Affäre mit Hemingway begann. Pauline stammte ebenfalls aus St. Louis, hatte dieselbe Schule besucht wie Hadley und war strenggläubige Katholikin. Der gemeinsame Freund Harold Loeb hatte die Schwestern Virginia und Pauline Pfeiffer bei den Hemingways eingeführt. Beim gemeinsamen Urlaub in Schruns machten Pauline und Ernest nachmittags Ausflüge, Hadley blieb mit Bumby daheim, abends las Ernest den beiden manchmal aus „Fiesta“ vor. Pauline kehrte nach Paris zurück und traf sich dort wieder mit Ernest.

Hemingway war kein Schürzenjäger: Er beschrieb, wie einem zumute ist, wenn „eine unverheiratete Frau die beste Freundin einer verheirateten jungen Frau wird und mit dem Mann und der Frau zusammenlebt und sich dann erbarmungslos anschickt, den Mann zu heiraten...Der Ehemann hat zwei anziehende weibliche Wesen um sich. Eine ist neu und fremd, und wenn er Pech hat, liebt er plötzlich beide. Zuerst ist es anregend und macht Spaß, und es geht eine Weile gut. Alles wirklich Böse beginnt in Unschuld. So lebt man Tag für Tag und genießt, was man hat, und macht sich keine Gedanken. Man lügt und haßt es, und es zerstört einen, und von Tag zu Tag wird es gefährlicher, aber man lebt von einem Tag zum andern wie im Krieg“⁶.

Nach Monaten dieser Ehe zu Dritt kam es zur klärenden Aussprache, Ernest gestand Hadley, dass er Pauline liebe und sie heiraten wolle. Hadley setzte einen Vertrag auf, in dem sich Ernest und Pauline verpflichteten, eine Trennung von hundert Tagen einzugehen. Wenn sie dann noch auf einer Heirat bestünden, wäre sie einverstanden.

Ernests Freunde waren über die Scheidung entsetzt, er selbst erging sich in Selbstmitleid. Am 27. Jänner 1927 wurde die Ehe geschieden. Der Erfolgsroman „Fiesta“ erschien auf dem Buchmarkt, mit der Widmung an Hadley und seinen Sohn John. Außerdem verfügte er, dass alle Einkünfte aus den amerikanischen und englischen Ausgaben auf Hadleys Konto überwiesen werden sollten.

Mit der mondänen, vermögenden Pauline kamen Reichtum und Ruhm ins Haus, Hemingways Bücher wurden Welterfolge.

⁵ Kert, S. 413.

⁶ Schuller, S. 97.



Am 10. Mai 1927 fand die Hochzeit in Paris statt, Hemingway wurde Katholik. Paulines Onkel kaufte ihr eine prachtvolle Villa in Key West in Florida, Hemingway legte sich aus seinen eigenen Einkünften die Hochseejacht „Pilar“ zu, auf der er dem Fischfang frönte. Zwei Söhne wurden geboren, Patrick 1928 und Gregory 1931, nach schwierigen, langwierigen Kaiserschnittgeburten, bei denen Hemingway nicht von der Seite seiner Frau wich. Als zweites Kind hätten sich Hemingway und Pauline eine Tochter gewünscht. Hemingway in seiner paternalistischen, beschützenden Art hatte die Gewohnheit, auch seine Frau Pauline oder Freundinnen zärtlich „Tochter“ zu nennen. Dieses Paternalistische konnte aber auch ins Tyrannische umschlagen: so verbot er z. B. dem Verehrer seiner Schwester Carol, John Gardner, sie zu heiraten, sonst würde er ihm die Zähne einschlagen. Die beiden heirateten trotzdem.

In der Zeit um die Geburt von Patrick schrieb Hemingway den Roman „In einem anderen Land“, in dem er seine Erlebnisse im 1. Weltkrieg und die Liebe zu Agnes von Kurowsky verarbeitete. Dort lässt er die Geliebte des Protagonisten und das gemeinsame Kind bei der Geburt sterben – so wenig gehen Leben und Literatur manchmal parallel. 1928 erreichte ihn die Nachricht vom Selbstmord des Vaters. Von da an fühlte er sich auch als Oberhaupt dieser Familie und für seine Mutter, der er monatlich 100 Dollar zukommen ließ, und für seine fünf Geschwister verantwortlich.

Mit Pauline machte er 1933 seine erste große Afrika-Safari. In seiner zweiten Afrikaerzählung „Schnee auf dem Kilimandscharo“ verarbeitete er auch Erinnerungen an die Winteraufenthalte in Schruns. Die Rolle der Ehefrau Helen in diesem Roman ist nicht beneidenswert. Victor Schuller, der Verfasser eines Bandes über „Hemingway und die Frauen“ schreibt dazu: „Ihr Reichtum hat den Schriftsteller Harry korrumpiert, seine Begabung im Luxus erstickt, seine Bewährungsmöglichkeiten als Mann aufs Bett beschränkt. ‚Dein verfluchtes Geld – du reiche Hure‘, stöhnt Harry auf seinem Lager mit dem Blick auf den Kilimandscharo. Bei diesem bitterbösen Gezänk der Eheleute muß Helen den kürzeren ziehen. ‚Das ist nicht fair‘, sagt sie weinend. ‚Ich habe alles verlassen und bin mit dir überall hingefahren, wohin du wolltest, und ich habe immer das getan, was du wolltest.‘ Diese Worte hätte auch Pauline sagen können.“⁷

Auch die Ehe mit Pauline war nicht von Bestand. Da eine weitere Geburt für sie nach Ansicht der Ärzte lebensgefährlich gewesen wäre und sie als strenge Katholikin jede Art von Empfängnisverhütung ablehnte, wurde das Eheleben zusehends schwierig. Ernest war häufig abwesend, oft auf der „Pilar“, mit der er vor Kuba auf Fischfang fuhr, immer wieder begleitet von der gemeinsamen, ebenfalls verheirateten Freundin Jane Mason, mit der er eine Affäre hatte. Pauline kümmerte sich um das geschmackvoll eingerichtete Haus und den Garten in Key West und um die beiden Söhne, ebenso wie um Bumby, der sehr an seinem Vater hing und immer wieder auf Besuch kam.

Zehn Jahre nachdem Pauline in Schruns Ernest Hadley ausgespannt hatte, erlebte sie in Key West eine ähnliche Situation. Im Dezember 1936 lernte Ernest bei „Sloppy Joe’s“, seiner Lieblingsbar, die attraktive, junge, blonde und hochintelligente Journalistin und Schriftstellerin Martha Gellhorn kennen, die seine dritte Frau werden sollte. Sie war in Begleitung ihrer Mutter und ihres jüngeren Bruders, um auf Key West nach dem Tod des Vaters Urlaub zu machen. Hemingway nahm sie bereitwillig unter seine Fittiche und lud sie nach der Abreise von Mutter und Bruder zu Ausfahrten auf der „Pilar“ oder zu Treffen in seiner Villa bei Pauline ein. Die erste gemeinsame Unternehmung sollte das neue Liebespaar 1937 als Kriegsberichterstatte in den Spanischen Bürgerkrieg führen.

Die Ehe mit Pauline wurde 1940 geschieden. Im Gegensatz zu Hadley machte sie Hemingway die Scheidung so schwer sie nur konnte und verlangte hohe Alimente (500 Dollar monatlich), obwohl sie es finanziell nicht nötig gehabt hätte. Pauline suchte sich keinen anderen Partner und ging keine neue Verbindung mehr ein. Ihre Kränkung und ihr Kummer waren tief, ihre lesbische Schwester Ginny, die allen Männern misstraute, verstärkte ihre Ressentiments gegen Ernest. Sie hatte das Sorgerecht für die Söhne erhalten, der Vater durfte sie aber jederzeit sehen. Einen Tag nach einem hochemotionalen Telefongespräch mit ihrem Ex-Mann über den Sohn Gregory, der in Los Angeles wegen einer Drogensache von der Polizei verhaftet worden war, und bei dem Hemingway sie offenbar wüst beschimpfte, starb sie im Alter von sechsundfünfzig Jahren 1951 an einem seltenen Nierentumor, offenbar infolge extrem hohen Blutdrucks, der möglicherweise vom Stress wegen Gregorys Verhaftung und wegen des Telefongesprächs mit ihrem Ex-Mann ausgelöst worden war. Seinem Verleger Scribner schrieb Hemingway am nächsten Tag: „I loved her very much for many years and the hell with her faults.“⁸

Martha Gellhorn, die dritte Frau

Mit Martha Gellhorn, genannt Marty (1908–1998), die wie Hadley und Pauline aus St. Louis kam und aus einer bemerkenswerten Familie stammte, wandte sich Hemingway erstmals ernsthaft einer jüngeren Frau zu. Sie war die einzige Tochter von Dr. George Gellhorn, einem aus Österreich

⁷ Schuller, S. 115.

⁸ Kert, S. 464.



stammenden prominenten Gynäkologen in St. Louis, der vor den Nationalsozialisten in die USA geflohen⁹ und Professor für Frauenheilkunde und Geburtshilfe an den Universitäten von St. Louis und Washington war. Ihre Mutter Edna hatte an dem Frauencollege Bryn Mawr studiert und engagierte sich intensiv für soziale Belange und das Frauenstimmrecht. Martha wuchs mit drei Brüdern in einer liebevollen, anregenden familiären Atmosphäre auf, ging ebenfalls nach Bryn Mawr, schloss ihr Studium aber nicht, wie ihre Mutter, ab, sondern wurde Journalistin und Schriftstellerin. Schon als Jugendliche war sie Gast im Weißen Haus, da ihre Mutter eine Schulfreundin von Eleanor Roosevelt war, und machte Reisen nach Europa. Durch Zeitungsartikel finanzierte sie mit einundzwanzig ihre Überfahrt nach Frankreich, lebte in Paris und bereiste dann ohne viel Geld England, Spanien und Italien. Als freischaffende Korrespondentin für den „St. Louis Post Dispatch“ besuchte sie den Völkerbund in Genf und interviewte wichtige Frauen dort. Sie war die einzige Frau, die mit einer Delegation junger Franzosen von der Sorbonne – weltanschaulich reichten die Meinungen vom Kommunismus bis zum rechtem Katholizismus – von jungen Nationalsozialisten nach Deutschland eingeladen wurde. Die Franzosen wollten unbedingt einen weiteren deutsch-französischen Krieg verhindern, waren aber von der intellektuellen Unbedarftheit der Nazis abgestoßen. Als besondere Gunst kam es zu einer Einladung bei Baldur von Schirach, damals dem Chef der Hitlerjugend, den Martha abstoßend fand. Als von Schirach den Soldaten, der ihn bediente, schlug, weil er eine Tasse Kaffee verschüttet hatte, verließ sie den Raum.¹⁰



In Capri schrieb sie 1933 ihr erstes Buch, einen Roman über drei Aussteigerinnen mit dem Titel „What Mad Pursuit“ („Was für ein verrücktes Unterfangen“), es trug ein Motto von He-

mingway: „Nichts geschieht je dem Tapferen“. Ihr nächstes Buch „The Trouble I’ve Seen“ (etwa „Die Not, die ich gesehen habe“) von 1936 über eine Dürrekatastrophe und das daraus resultierende Elend im einst reichen Amerika der Great Depression, das aus Interviews hervorgegangen war, die sie für eine Regierungsorganisation bei Arbeitslosen und von der Krise Betroffenen geführt hatte, machten sie als sozial engagierte Schriftstellerin bekannt. Die Kritiken waren sehr positiv: Graham Greene etwa lobte im „Spectator“ ihr Schreiben als „hart und klar“ und unfeminin, was positiv gemeint war. Lewis Gannett meinte, dass selbst Hemingway kein authentischeres Amerikanisch schreibe noch dass er ihr irgendetwas über den ökonomischen Einsatz von Sprache beibringen könne.¹¹ Eleanor Roosevelt lobte das Buch ebenfalls in ihrer wöchentlichen Kolumne. Daraus entwickelte sich eine lebenslange Freundschaft mit der Präsidentengattin und eine über Jahre währende Korrespondenz.

Martha war nicht nur neun Jahre jünger als Hemingway, sie war auch ein ganz anderer Frauentyp als die äußerlich eher unscheinbaren Hadley und Pauline: eine schöne, langbeinige Blondine, emanzipiert, berufstätig (wie Pauline), auf ihre Unabhängigkeit bedacht und noch dazu, wie Hemingway selbst, eine anerkannte Journalistin und bemerkenswerte Autorin, die ihre Kurzgeschichten im „New Yorker“ und „Harper’s Bazaar“ unterbrachte, also eine mögliche Konkurrentin. Die absolute Unterordnung unter die Wünsche des Mannes, wie es Hadley und Pauline praktiziert hatten, war ihre Sache nicht. Finanziell bestand sie immer auf getrennter Kasse und verdiente sich ihr Leben selbst. Das einzige Geschenk, das Hemingway ihr gemacht hat, war ein Gewehr und ein Paar lange Unterhosen aus Kaschmir für die Entenjagd. Hemingway war zwar nur neun Jahre vor ihr geboren, wirkte aber viel älter.

Hemingway quartierte sich im März 1937 im Hotel „Florida“ im Zentrum des von Franco belagerten und unter heftigem Artilleriebeschuss leidenden Madrid ein. Er hatte einen Reportervertrag als Kriegsberichterstatler mit der North American Newspaper Alliance und gehörte außerdem mit seinem Freund Dos Passos zu einer Filmcrew, die einen Dokumentarfilm unter dem Titel „Spanische Erde“ drehen sollte. Martha, mit der er sich in Paris verabredet hatte, fand dort weder Ernest noch eine Nachricht vor und schlug sich auf abenteuerlichen Wegen nach Madrid durch. Ernest brachte sie ebenfalls im „Florida“ unter, nahm sie zu den Dreharbeiten mit und machte sie mit seinen interessanten Freunden bekannt. Martha berichtete für „Collier’s Magazine“ und profitierte von Hemingways Privilegien. Ihre Ausflüge schildert Schuller etwas melodramatisch folgendermaßen: „Frontinspektion“ nannte Ernest diese Ausflüge. Martha machte alles mit und wirkte selbst im Schlamm der Schützengräben frisch, sauber und elegant. In ihrem Rucksack hatte sie immer Schokolade und Zigaretten mit, die sie an die Soldaten verteilte, was ihn verdammt an Fossalta erinnerte. Und wenn’s dunkel wurde, rollten sie ihre Schlafsäcke im Soldatenlager aus oder, lieber

⁹ https://de.wikipedia.org/wiki/Martha_Gellhorn, Zugriff 10.1.2020. Aus diesem Artikel stammen einige weitere biographische Informationen über Martha Gellhorn in diesem Vortrag.

¹⁰ Kert, S. 286.

¹¹ Ebda, S. 289.



noch, auf einem einsamen Bauernhof, umringt von Hühnern und Ziegen. Blanker Sternenhimmel über dem gepeinigten Land, Ehebruch unter Lebensgefahr – nie wieder waren sie sich so nah.“¹² Hemingway hielt Martha für die tapferste Frau, der er je begegnet war, tapferer als viele Männer. Er bewunderte ihren Mut und ihre Schönheit, sie fühlte sich von seiner Uneigennützigkeit und Großzügigkeit in Sachen Spanien angezogen und davon, dass er sich für etwas einsetzte, was größer war als er selbst, außerdem von seiner Fähigkeit, immer humorvoll und voller Zuversicht zu sein und wie ein Turm an ihrer Seite Sicherheit zu vermitteln.

Nach ihrer Rückkehr machte Martha eine Vortragsreise durch die USA, um den verzweifelten Kampf der Republikaner zu unterstützen, mit wenig Erfolg. Höhepunkt war die Vorführung des Films „Spanische Erde“, bei der Hemingway vor 3500 Zuschauern in der New Yorker Carnegie Hall eine umjubelte Rede hielt, die in den Sätzen gipfelte: „Es gibt nur eine Regierungsform, die keine guten Schriftsteller hervorbringen kann, und das ist der Faschismus. Denn der Faschismus ist eine von Raufbolden proklamierte Lüge. Ein Schriftsteller, der nicht lügen will, kann unter dem Faschismus nicht leben und arbeiten.“¹³ Im September brachen Hemingway und Martha Gellhorn zu einem zweiten Spanienaufenthalt auf, die politische Lage war aber inzwischen sehr viel düsterer geworden: die Deutschen waren ins Sudetenland einmarschiert, und Gellhorn wurde von „Collier’s“ in die Tschechoslowakei geschickt. Hemingway arbeitete in Spanien an einem Theaterstück „Die Fünfte Kolonne“. Bei seiner Rückkehr kam ihm Pauline bis Paris entgegen, in einem letzten Versuch, ihre Ehe zu retten, was kläglich scheiterte.

Ernest lebte nun vor allem in Havanna auf Kuba, in einem schäbigen Hotelzimmer ohne jeden Komfort. Als Martha kam, mietete und renovierte sie die später legendäre Finca Vigia am Stadtrand von Havanna, mit großem Garten, in dem Hemingway die Jahre fast bis zu seinem Tod verbringen sollte. Kurz nach der Scheidung von Pauline Anfang November 1940 heirateten die beiden. Martha war für Hemingways drei Söhne eine liebevolle Stiefmutter.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges reiste Martha im November 1941 für „Collier’s“ als Kriegsberichterstatlerin nach Finnland, 1941 gelang es ihr, Ernest nach China mitzunehmen, wo sie in gleicher Mission tätig war und wo sie Chiang-Kai-shek und Zhou-Enlai begegnete. Auch ohne ihn war sie weiterhin als Reporterin tätig, so fuhr sie 1942 in die Karibik oder später nach Italien. Ihre vielen Abwesenheiten trugen zur Entfremdung von Ernest bei, der, wie er sich ausdrückte, eine Ehefrau in seinem Bett haben wollte. Schließlich gelang es ihr, Ernest noch einmal zu einer gemeinsamen Tätigkeit als Kriegsberichterstatler zu überreden: 1944 in Europa. Doch da zeigte Ernest sich von seiner unangenehmsten Seite. Er schnappte ihr den Posten bei „Collier’s“ weg, wo sie fortan nur mehr die zweite Geige spielen konnte, und nahm selbstverständlich den einzigen Platz im Flugzeug für sich in Anspruch, sie musste die Überfahrt nach London auf einem unkomfortablen Schiff hinter sich bringen. Martha schmuggelte sich später Anfang Juni 1944 an Bord eines Lazarett-

schiffes und erlebte den D-Day mit; außerdem schrieb sie u. a. über die Befreiung des KZ Dachau.

In London, wo er sich im Hotel „Dorchester“ einquartierte, wurde Hemingway unter anderem der Time-Korrespondent Mary Welsh vorgestellt, einer kleinen, hübschen, wohlgeformten Person. Bei der Rückfahrt von einer Party wurde er in einen Autounfall verwickelt und musste ins Spital. Als Martha endlich ankam, fand sie ihn nicht im Hotel, sondern erst in seinem Krankenzimmer, umringt von Saufkumpanten. Sie gab dort vor Zeugen von sich, dass sie nun endgültig genug von ihm habe und sich trennen wolle. Am nächsten Tag erschien bereits Mary Welsh mit einem Tulpenstrauss, Hemingway soll gestöhnt haben: „Nicht schon wieder eine Journalistin!“¹⁴ Er machte es Martha trotzdem nicht leicht, die Scheidung zu erreichen, um endlich frei zu sein und wieder ihren Mädchennamen Gellhorn im Pass und als Schriftstellerin führen zu können. Sie verlangte weder Geld noch Alimente. Am 21. Dezember 1945 wurden die beiden in Kuba geschieden, wegen Verlassens ihrerseits. Sie sahen sich nie wieder.

Hemingway äußerte sich zeitweise sehr negativ über Martha. Nach Meinung eines Freundes war sie die einzige Frau in seinem Leben – außer seiner Mutter –, die ihm jemals Paroli geboten hatte. Auch ein anderer Freund, der amerikanische Generalmajor Buck Lanham, berichtet, dass Hemingways Hass auf Martha schrecklich gewesen sei.¹⁵ Er konnte ihr nicht verzeihen, dass sie ihn verlassen hatte. Martha Gellhorn war fünf Jahre, von 1940 bis 1945, mit Hemingway verheiratet und von 1954–1963 mit dem damaligen Chefredakteur des Time-Magazins, T. S. Matthews, mit Mitte vierzig adoptierte sie einen italienischen Jungen. Sie nahm sich, fast blind und an Krebs leidend, mit 89 Jahren in London das Leben.

Mary Welsh, die vierte Frau

Mary Welsh (1908–1986) kam aus ganz anderen Verhältnissen als die Bürgerstochter Hadley, Pauline oder Martha, mit der sie gleichaltrig war. Ihr Vater Tom war Holzfäller und schipperte nebenbei Touristen auf einem alten Mississippi-dampfer über einen See in Minnesota. Die Mutter Adeline stammte aus dem Rheinland, Mary war das einzige Kind. Die Sommer verbrachte sie monatelang mit ihrem Vater auf dem Boot. Sie absolvierte eine Lehrerbildungsanstalt und eine Journalistenschule in Chicago. Eine frühe Ehe mit einem Jugendfreund hielt nicht lange. Mary schlug sich selbständig durch und wurde Redakteurin bei den „Daily News“ in Chicago. Mit zwanzig finanzierte sie sich selbst die Überfahrt nach Europa und wurde persönlich bei Lord Beaverbrook vorgestellt, dem Londoner Pressezaren und späteren Luftfahrtminister von Churchill. Sie erhielt eine Stelle beim „Daily Express“, damals der größten Tageszeitung der Welt, in dessen Diensten sie z. B. über das Treffen zwischen Chamberlain und Hitler im September 1938 in München berichtete. Kurz vor Kriegsausbruch heiratete sie ihren Kollegen Noel Monks und wechselte

12 Schuller, S. 146.

13 Schuller, S. 148f.

14 Schuller, S. 172.

15 Kert, S. 409.



zum Londoner Büro des New Yorker Time-Life-Konzerns. Sie wurde nach Paris geschickt, das sie kurz vor dem Einmarsch der Deutschen verließ, dann floh sie mit ihrem Mann über Bordeaux zurück nach England und berichtete u. a. über die Pressekonferenzen von Winston Churchill.

Für Hemingway war sie offenbar auch eine erotische Erlösung, nach den schwierigen letzten, von Schwangerschaftsängsten durchzogenen Jahren mit Pauline und der anstrengenden Ehe und der Zurückweisung durch Martha, die er aber nach dem Zeugnis seiner Söhne noch immer liebte. Er nannte Mary verliebt „Papas Taschen-Rubens“ und schrieb sogar ein Gedicht für sie. Schon zu Beginn ihrer Beziehung stritten sie sich oft heftig, Mary bestand auf ihrer beruflichen Selbständigkeit, aber allmählich merkte sie, dass ihr ein Leben als Ehefrau an der Seite eines so attraktiven Mannes lieber war.

Hemingway machte als Kriegsberichterstatter die Landung der Alliierten in der Normandie und die Befreiung von Paris mit und bezog im Hotel Ritz Quartier, wohin ihm Mary schon am nächsten Tag folgte. Auch Marlene Dietrich, mit der er sehr befreundet war und die er scherzhaft „Kraut“ nannte, wohnte dort. Picasso, Malraux, Sartre und Simone de Beauvoir machten ihm ihre Aufwartung. Hemingway stürzte sich noch einmal ins Kriegsgeschehen, in die Schlacht im Hürtgenwald, wo die Amerikaner unter Hemingways Freund Buck Lanham gegen die massive Artillerie der Siegfriedlinie



anrannten und schwerste Verluste erlitten. Die Erinnerungen an diese Schlächtereie verfolgten Hemingway den Rest seines Lebens.

Am 2. Mai 1945 landete Mary Welsh in Havanna, wohin Hemingway bereits gereist war, und bezog mit ihm die Finca Vigia. Sie begleitete ihn mit großem Vergnügen auf seinen Hochseefischtouren auf der „Pilar“ und lernte ihre Stiefsöhne kennen. Hemingways Ehe mit Martha wurde im Dezember geschieden, Noel Monks bereitete größere Schwierigkeiten. Mary war die Ehefrau, die sicher die größten Schattenseiten von Hemingway kennenlernte. Sein Alkoholmissbrauch war schon ziemlich fortgeschritten, sie verabscheute das Taubenschießen und die Hahnenkämpfe, an denen Hemingway gerne teilnahm, und er steckte seit Jahren in einer Schreibkrise. Gegen Ende seines Lebens litt er zunehmend unter Depressionen und Verfolgungswahn. Dennoch heirateten sie am 14. März 1946 in Havanna. Mary verhielt sich in der Ehe ihm gegenüber absolut unterwürfig und übte nie Kritik an ihm, auch wenn er sie oft vor Freunden provozierte, indem er z. B. über seine sexuellen Eroberungen prahlte. Mary wurde mit neununddreißig zum ersten Mal schwanger, beide hätten sich über eine Tochter sehr gefreut. Es kam zu Komplikationen und sie wäre fast gestorben, wenn Hemingway ihr nicht das Leben gerettet hätte, indem er selbst beherzt die Plasmazufuhr in Gang setzte, als der Arzt Mary schon aufgegeben hatte. Von da an hatte sie das Gefühl, ihm ihr Leben zu verdanken.

1948 machte er mit Mary eine Reise nach Venedig, wo er die achtzehnjährige Adriana Ivancich kennenlernte, die letzte große Liebe seines Lebens. Mary absolvierte ein intensives Besichtigungsprogramm und besuchte u. a. Freunde in Florenz. Nach der Trennung von Adriana schrieb Hemingway seine berühmte Erzählung „Der alte Mann und das Meer“ (1952), für die er den Pulitzerpreis bekam. 1958 wirkte Mary an der Seite ihres Mannes in einer stummen Rolle in der Verfilmung dieses Buches durch John Sturges mit.

Mit Mary machte er eine große Reise nach Spanien und Ostafrika, wo sie zwei Flugzeugabstürze überlebten, Hemingway ziemlich schwer verletzt. 1959, nachdem die Verhältnisse durch die Machtübernahme Fidel Castros in Kuba für Amerikaner schwierig geworden waren, übersiedelte das Ehepaar nach Ketchum/Idaho, in ein festungsartiges Haus in den Bergen. Dort schrieb er sein letztes Buch, „Paris – ein Fest fürs Leben“, litt dann jedoch unter einer so heftigen Schreibblockade, dass er von seinem Arzt in die Mayo-Klinik in Rochester eingewiesen und dort mit Elektroschocks behandelt wurde. Nach einem weiteren Aufenthalt wurde er am 30. Juni 1961 als vollkommen geheilt entlassen. Zwei Tage später erschoss er sich mit seinem Jagdgewehr. Mary stellte es zuerst als Unfall dar, was ein kirchliches Begräbnis auf dem Friedhof von Ketchum ermöglichte, doch später bestätigte die Familie den Selbstmord.

Mary war Hemingways Universalerbin und wurde eine reiche Frau. Sie bekam alles: Bargeld, Aktien, Immobilienbesitz in den USA und im Ausland und das Copyright für alle seine veröffentlichten und unveröffentlichten Werke. Die Söhne gingen leer aus. Sie widmete sich der Verwaltung seines li-



terarischen Nachlasses, organisierte die Rückführung seiner Papiere und Manuskripte aus Kuba, vermachte die Finca Vigia dem kubanischen Volk und stiftete unter der Ägide des PEN-Clubs den Hemingway-Preis für den besten Erstlingsroman in amerikanischer Prosa. 1976 verfasste sie eine Autobiographie „How It Was“ („Wie es war“), die nicht in allen Einzelheiten zuverlässig und bar jeder Reflexion oder Selbstreflexion ist, aber als Quelle für die biographische Hemingway-Literatur diene. Später übersiedelte sie nach New York, wo sie 1986 starb. In ihrem letzten Willen verfügte sie, dass sie neben Ernest Hemingway in Ketchum bestattet werden wollte – dort ruhen sie nun beide.

Adriana Ivancich, die letzte Liebe

Hemingways erste und letzte Liebe fanden beide in Oberitalien statt: mit Agnes von Kurowsky war es 1918 Mailand gewesen, nun, dreißig Jahre später im Jahr 1948 war Venedig der Schauplatz einer den Autor tief bewegenden Begegnung. Er selbst stand knapp vor seinem fünfzigsten Geburtstag, die (wie Agnes) aus einer aristokratischen Familie stammende Adriana Ivancich (1930–1971) war achtzehn. Dennoch muss Adriana seelisch und in ihrer ganzen Haltung zum Leben bereits eine reife Frau gewesen sein, was Hemingways Faszination erklären würde. Ihre Vorfahren stammten von der dalmatinischen Insel Lussino und waren mit ihren Handelsschiffen unter den Dogen bis in die Nordsee gefahren. In der Napoleonischen Zeit verlegte Anton Luigi Ivancich seine Geschäfte nach Venedig; die Familie zählte fortan zu den fünf wichtigsten der Stadt und bewohnte einen Palazzo in der Calle de Rimedio in der Nähe des Markusplatzes, der von Palladio entworfen worden war. Adrianas Großvater war Besitzer des Grandhotels, in dem Königin Victoria zu Gast war und besorgte die Elektrifizierung eines Teils von Venedig. Ihre Großtanten waren bekannte Salondamen: Yole, die Marchesa Biaghini Moschini, inspirierte den italienischen Schriftsteller Antonio Fogazzaro zu seinem wichtigsten Roman „Piccolo Mondo Antico“, die andere war eng mit D’Annunzio befreundet. Zur Zeit von Adrianas Geburt war das Familienvermögen zusammengeschmolzen, die Ivancich zählten aber immer noch zum venezianischen Establishment. Vor allem ihr Vater Carlo war eine angesehene Persönlichkeit, der mit dem Ehrentitel „Grandissimo Ufficiale Dottore“ für seine Verdienste um das Gemeinwesen ausgezeichnet wurde. Die lebhaft und intelligente, sehr gut aussehende schwarzhaarige und grünäugige Adriana war das zweitjüngste von vier Kindern, besuchte ein Mädchengymnasium und verbrachte ein halbes Jahr in der Schweiz zur Verbesserung ihrer Französischkenntnisse. Sie schrieb schon als Jugendliche Gedichte und zeichnete sehr gut. Ihr um zehn Jahre älterer Bruder Gianfranco wurde 1942 in Nordafrika verwundet; als Italien zu den Alliierten überlief, kämpfte Gianfranco als Chef aller Partisanenverbände in Venetien gegen die Deutschen. Auch ihr Vater unterstützte die Partisanen, die Mutter Dora Betti arbeitete als freiwillige Krankenschwester am Bahnhof Santa Lucia und bewahrte einige jüdische Mitbürger vor der Deportation. Auch die junge Adriana wurde für Botengänge eingesetzt. 1945 wurde das Landgut der Familie von alliierten Bombern zerstört, Gianfranco wurde dabei verwundet. Am 12. Juli wurde die Leiche des Vaters Carlo von seinem Sohn auf der Straße gefunden.

Er war von einem Partisanen ermordet worden, dem er eine Veruntreuung nachgewiesen hatte. Die Familie hatte also schwer unter dem Krieg gelitten, besonders der Verlust des Vaters traf die Ivancichs hart.

Adriana begegnete Ernest zuerst bei einer Entenjagd in der nördlichen Lagune, zu der er vom Baron Franchetti eingeladen worden war, der auch zu den Bekannten Adrianas zählte. Hemingway lud sie in „Harry’s Bar“ ein und machte sie mit seiner Frau Mary bekannt, die Adriana „mädchenhaft“ fand, der aber der Flirt zwischen den beiden nicht entging. Adriana hatte nichts von Hemingway gelesen, war aber fasziniert von dem Autor, der sie „Tochter“ nannte, seine bevorzugte Anrede für Frauen. Sie führten lange Gespräche, oft in Gesellschaft von Freunden, manchmal auch allein. Adriana sah in Ernest keinen Ersatz für ihren verstorbenen Vater, wie sie 1980 in ihren Erinnerungen „La Torre Bianca“ („Der Weiße Turm“) schrieb. Ernest lernte auch ihren Bruder Gianfranco kennen, der gerade zufällig eine Stelle in Kuba in Aussicht hatte. Adriana Ivancich betrachtete ihre Beziehung zu Hemingway als Freundschaft, er sei für sie ein viel älterer Mann gewesen, obwohl er manchmal etwas von einem großen Kind an sich gehabt habe und sie manchmal den Wunsch verspürt habe, ihn vor sich selbst zu schützen. Aber dreißig Jahre seien für sie ein ganzes Leben gewesen. Sie habe nie gedacht, dass sie ihn lieben würde. Sie habe seine Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten geschätzt, sie seien Freunde gewesen und sie habe viel von ihm gelernt.¹⁶

Ernests Beziehung zu ihr war ganz anders, in seiner Phantasie waren sie ein Liebespaar. Das Denkmal, das er ihr setzte, war der Roman „Über den Fluss und in die Wälder“, den er in Torcello begonnen hatte und auf der Finca in Kuba vollendete. Darin lernt der fünfzigjährige amerikanische Oberst Richard Cantwell, der in Triest stationiert ist, die neunzehnjährige venezianische Gräfin Renata kennen und lieben, bei einer nächtlichen Gondelfahrt kommt es zur erotischen Vereinigung unter einer amerikanischen Militärdecke. Da er geschieden und sie katholisch ist, kann er sie nicht heiraten. Cantwell ist vom Krieg tief traumatisiert, Renata bringt ihn dazu, davon zu erzählen, am Schluss stirbt er. Der Roman, der die Widmung „Für Mary – in Liebe“ trug, erschien 1950 und war ein Verkaufserfolg, von der Kritik wurde er allerdings für eher schlecht befunden, es gab aber auch lobende Stimmen. Ein Erscheinen in Italien hatte Hemingway für mindestens zwei Jahre verboten.

Bei einem weiteren Europa-Aufenthalt der Hemingways im Frühling 1950 sahen sich die beiden in Venedig wieder und anschließend in Paris, wo Adriana einige Monate Kunst studierte und Hemingways Verleger Scribner vorgestellt wurde, der einen Entwurf von ihr für den Umschlag von „Über den Fluss und in die Wälder“ auswählte, ohne zu wissen, dass sie mit Ernest befreundet war. Dort gestand ihr Ernest, dass er sie von Herzen liebe und nicht anders könne und nur ihr Bestes wolle. Adriana spürte, dass es ernst gemeint war und empfand das als Schock. Sie habe sich wie gelähmt gefühlt, habe gewusst, dass ihre wunderbare Freundschaft nun zu Ende ginge, dass eine Lawine drohe. Doch dann habe sich

¹⁶ Kert, S. 443.



Hemingways Stimme verändert und er sagte, er würde sie bitten, ihn zu heiraten, wenn er nicht wüsste, dass sie nein sagen würde. Die Lawine war nicht niedergegangen, der gefährliche Moment vorbei.¹⁷ Im Oktober 1950 reiste sie auf Einladung von Ernest mit ihrer Mutter für drei Monate nach Havanna, wo Gianfranco bereits lebte. Dort las sie „Über den Fluss und in die Wälder“ und fand die Figur der Renata langweilig und unwahrscheinlich. Hemingway versprach ihr, ein wirklich gutes Buch für sie zu schreiben. Das war „Der alte Mann und das Meer“, den er im Frühling 1951, nach ihrer Abreise, verfasste und der 1952 mit einem Umschlag von ihr erschien, der als bester Buchumschlag des Jahres in den USA ausgezeichnet wurde. Hemingway und sie sahen sich zum letzten Mal 1954 in Nervi am Ligurischen Meer, ihre Korrespondenz ging bis 1958. Adriana heiratete 1953 den deutschen Grafen Rudolph von Rex, publizierte einen Gedichtband und hatte zwei Söhne. Auch sie nahm sich schließlich das Leben, indem sie sich 1983 erhängte.

Nach diesem Überblick über Hemingways Frauenbeziehungen umweht einen unweigerlich ein Hauch von Tragik. Etwas vereinfacht ausgedrückt, hat er nach der Zurückweisung durch Agnes von Kurowsky sein Leben lang nach der Frau gesucht, die ihm die Liebe geben würde, die ihm schon seine Mutter versagt hat. Nicht nur Hemingway selbst, auch sein eigener Vater, der Vater seiner ersten Frau Hadley, seine dritte Frau Martha Gellhorn und Adriana Ivancic nahmen sich das Leben. Bei Martha Gellhorn ist das aber wohl eher als Freitod in dem Sinn zu verstehen, dass sie die schlimmsten Folgen ihrer Krankheit und des Alters vermeiden wollte.

Wenn man abschließend noch kurz etwas über Hemingways Frauenbild in seinen Romanen sagen will, so kann das hier nur sehr summarisch sein. Als „Wem die Stunde schlägt“ mit vorwiegend positiven Kritiken erschien, beschwerte sich Edmund Wilson in „The New Republic“ über die „amöbenartige Maria“, die nur zu sehr den unterwürfigen Eingeborenenfrauen bei Kipling gleiche, die nur lebten, um ihren Herren zu dienen. Die Liebesaffäre zwischen Robert und Maria im Schlafsack entbehre völlig des Gebens und Nehmens, das zwischen wahren Liebenden herrsche. Er meinte, dass Hemingways Heldinnen zwei extreme Frauentypen verkörpernten, entweder die tödliche Frau (wie Brett Ashley und Margot Macomber) oder die Heilige (wie Catherine Barkley und Maria). Die ersteren seien seine Angstprojektionen, die zweiten seine Wunschvorstellungen. Allerdings wandte Carlos Baker dagegen ein, dass Hemingway mit dieser Polarisierung nichts anderes machte als der Großteil der englischen und amerikanischen Romanautoren vor ihm.¹⁸ In Wirklichkeit sind Hemingways Frauenfiguren nie so eindimensional. Selbst die tödliche Mrs. Macomber, die ihren Mann (versehentlich) erschießt, gewinnt die Sympathie des Lesers dadurch, dass sie die brutale Großwildjagd der Männer kritisch sieht.

¹⁷ Kert, S. 450 f.

¹⁸ Kert, S. 347.

„Vor den Tribunalen des Dritten Reiches“

Ein Bericht zum Thema Verfolgung und Widerstand in der NS-Zeit von Pater Johannes Vogt

Im Folgenden wird ein Bericht des aus St. Gallenkirch stammenden Kapuzinerpaters Johannes (Heinrich) Vogt (1923 – 2018) veröffentlicht, den dieser im Jahr 1995 der Johann-August-Malin-Gesellschaft zukommen ließ. Er schildert darin das Schicksal seines Vaters sowie weiterer Personen aus dem Montafon, die noch in den letzten Wochen des NS-Regimes im Winter/Frühjahr 1945 massiver Verfolgung ausgesetzt waren, da sie einer angeblich verfolgten und zur Flucht gewillten Person einen sicheren Grenzübertritt zu ermöglichen versuchten. Der Bericht verdeutlicht eindrücklich, dass es in der Bevölkerung eine nicht unerhebliche Zahl von Personen gab, die dem Regime kritisch gegenüberstanden und Verfolgten Hilfe zu gewähren bereit waren.

Der Text wurde möglichst originalgetreu wiedergegeben. Lediglich Tippfehler und Interpunktion wurden vereinzelt, der leichteren Lesbarkeit halber, stillschweigend geändert.

„Herr Josef Tschofen aus Schruns Gamprätz, geboren in Gaschurn 1882, verehelicht mit Karoline Siegele aus Gaschurn, weilte ab Mitte Februar [1945] einige Wochen als Patient im Josefsheim (damals Krankenhaus) in Schruns. Er war Kleinbauer und Saisonarbeiter in Frankreich bis 1938 und dann bei der Baufirma Büsch in Schruns als Maurer beschäftigt. An einem frühen Morgen traf er im Gang zum WC eine jüngere Frau, die er ansprach. Sie gab sofort zu kennen, daß sie Französin sei. Nun sprach sie Herrn Tschofen an und erzählte ihm, der perfekt französisch beherrschte, daß sie aus einer Munitionsfabrik in der Nähe von Konstanz mit ihrem Freund geflohen sei und mit ihm versucht habe über GOLM bei Tschagguns in die Schweiz zu fliehen. Man hätte beide an der Schweizer Grenze gestellt. Der Freund flüchtete und wurde erschossen. Sie sei total unterkühlt in dieses Krankenhaus gebracht worden, Man habe ihr, um die neuerliche Flucht zu verhindern alle Kleider genommen. Sie habe nur dieses Nachthemd und die Spitals ‚Schlapfen‘. Sie bat ihn, Mittel und Wege zu finden, daß sie doch in die Schweiz flüchten könne. Herr Tschofen sagte ihr, daß nun das Wetter kalt und schön sei. Sie könnte auch auf der schneeglatten Straße leicht zu Herrn VOGT JOHANN, Gortniel 76, nach St. Gallenkirch gehen. Er zeichnete ihr einen kleinen Plan, damit sie die Ortschaft Gortniel leichter finde und riet ihr, sie solle schon um 3 Uhr früh dorthin gehen. Nun ging sie tatsächlich – es war etwa die 2. Märzwoche um 3 h früh – nach St. Gallenkirch, ging aber an Gortniel vorbei und versteckte sich im ‚Vorzeichen‘ (Vorraum der Kirche) der Pfarrkirche von St. Gallenkirch. Der heiligmäßige Pfarrer Josef Stoppel († 1947 in St. Gallenkirch), kam regelmäßig vor 5 Uhr früh in die Kirche, um zu beten und dann um 7 Uhr die hl. Messe zu zelebrieren. Er traf die frierende Frau im Vorzeichen an und nahm sie in die warme Pfarrhofstube mit, wo sie die Köchin, so weit als möglich, einkleidete und ihr ein Frühstück gab. Es hatte an diesem Tag ca. 10 Minusgrade. Täglich kam zu dieser frühen Messe Frau KONSTANTINA BEHONEK von



Primiz von Heinrich Vogt (Sammlung Friedrich Juen)

Unterschrofen (gegenüber Gortniel). Da die aus dem Spital geflohene Person immer nach JOHANN VOGT, Gortniel Nr. 76, verlangte, nahm sie Frau Behonek nach der Messe mit. Es bestand ja damals noch die Brücke der Illwerkebahn von Unterschrofen Richtung Montafonerhüsli. Somit war das für Frau Behonek kein allzugroßer Umweg. Herr Johann Vogt bewirtete zusammen mit seiner Tochter MARIA VOGT die Französin. Aber Johann Vogt sandte sofort per Fahrrad seinen Sohn Ludwig Vogt, damals 16 Jahre alt, zu Herrn Tschofen ins Josefsheim nach Schruns. Johann Vogt war der französischen Sprache mächtig, da er von 1895 bis 1902 als Saisonarbeiter ebenfalls in Frankreich zubrachte. Johann Vogt ließ Herrn Tschofen fragen, wie er sich die Sache vorstelle? Die Pässe im Gargellental wären alle über drei m hoch zugeschnitten und zudem sei die Grenzwahe so intensiv verstärkt, daß niemand durchkommen könne. Herr Tschofen meinte dann, Vogt – er war sein Schwager – solle sie nach Tisis/Feldkirch bringen und dort den Grenzübertritt nach Lichtenstein versuchen. Um nicht aufzufallen, behielt Vogt die Französin bis Sonntag in seinem Hause und Maria Vogt bewirtete sie. Am Sonntag ging er mit ihr – sie hielten ca. 50 m Abstand – nach Schruns und fuhr per Bahn Schruns-Bludenz und Bludenz-Feldkirch. In Feldkirch ging Johann Vogt wieder ca. 60m voraus und die Französin hinter ihm her bis nach Tisis. Dort wohnte damals Herr Meinrad Fitsch aus St. Gallenkirch mit seiner Familie. Er war mit Vogt befreundet und geschäftlich verbunden. Vogt Johann war Tischlermeister und Heugeschirrerzeuger.





Fitsch betrieb eine kleine Landwirtschaft und beide tauschten ihre Produkte in Naturalien. Fitsch betonte die scharfe Bewachung der Grenze und wies aber dann doch Schleichwege, wo ein eventuelles Durchkommen möglich wäre. Joh. Vogt fungierte als Dolmetscher. Man gab der Frau genaue Anweisungen und Verhaltensregeln mit. Vogt ging zu Fuß wieder nach Feldkirch und fuhr per Bahn bis Schruns und von dort zu Fuß nach Gortniel. Er war damals schon 64 Jahre alt. Am Mittwoch darauf kam der Postenkommandant der Gendarmerie von St. Gallenkirch und verhaftete Herrn Johann Vogt. Er hatte gerade noch Zeit den 16jährigen Sohn zu instruieren. Auch Fr. Maria Vogt, Jahrgang 1919, Tochter von Johann Vogt wurde verhaftet. Der Postenkommandant brachte sie zur Untersuchungshaft nach Feldkirch, wo bereits der kranke Josef Tschofen seit einem Tag einsaß. Am nächsten Tag kamen auch noch Pfarrer Josef Stoppel und Frau Behonek dazu. 3 Söhne von Johann Vogt waren an der Front, zwei davon schwer verwundet und ein dritter Sohn war schwer kriegsinvalid entlassen in Imst im Kapuzinerkloster. Die Gestapobeamten verhörten unter Brüllen und Schlägen alle einzeln und dann gemeinsam. Pfarrer Stoppel betonte immer wieder, er habe die Flüchtende nur kurz beherbergt. Ihn schrien sie als Volksschädling an und hießen ihn sofort in die Pfarrei zurückgehen, wo sie scharf darauf achten würden, daß er seine Pfarrerpflicht recht ausübe. (Welch ein Hohn aus dem Munde dieser Kirchenfeinde – so Pfarrer Stoppel an Vogt Heinrich schw. kriegsinvaliden Sohn des Joh. Vogt.) Johann Vogt wurde angeschrien. Er sei ein Verbrecher und den Söhnen in den Rücken gefallen. Man wüßte genau, daß er vor 1938 Unteroffizier bei der Heimatwehr gewesen sei usw. Vogt, Behonek und Maria Vogt kamen in Untersuchungshaft und Tschofen, am nächsten Tag hochfieberig zusammengebrochen, kam in das Stadtspital nach Feldkirch, wo er 14 Tage danach starb. Wie die U-Häftlinge bald feststellten, hatte die Französin alle ihre Helfer verraten. (Im Montafon wurde lange davon geredet, daß diese Person eine Doppelagentin gewesen wäre!) Maria Vogt wurde nach dem ersten Verhör von der Gestapo am nächsten Tag in das Hotel ‚Bären‘ in Feldkirch zu einem Essen eingeladen und man gab ihr viel Wein zu trinken. Sie wurde peinlichst ausgefragt, sah aber von Anfang an die plumpe Falle und schwieg. Nach drei Wochen Untersuchungshaft kam der schwer verwundete Sohn Ernst nach Hause in Urlaub. Er hatte im Fronteinsatz das linke Auge anfangs Jänner verloren. Er traf nur den jüngsten Bruder an und fuhr sofort zu Anwalt Dr. Schratz nach Feldkirch, der einmal sofort die Schwester Maria Vogt freibekam, da der beurlaubte, schwer kriegsinvaliden Bruder eine Betreuung benötigte. Tags darauf brachte Dr. Schratz den Vater Vogt Johann frei und konnte ihn, der inzwischen an Herpes zoster erkrankt war, in das Josefsheim nach Schruns bringen. Dort wurde in das Zimmer ein Spitzel – sogar ein Verwandter – gelegt. Maria Vogt gelang es einen Brief zum Bruder Heinrich nach Imst zu senden, der sofort kam und für Frau Behonek und Herrn Pfarrer Stoppel Dr. Ender als Anwalt erbat und auch mit Dr. Schratz einige rechtliche Dinge Regeln konnte. Joh. Vogt wurde dann von Schruns nach Hause gebracht. Gute Menschen standen dabei Vogt Heinrich, der das organisierte, bei.

Mitte April 1945 kam es dann in Feldkirch zur Verurteilung. Tschofen Josef war inzwischen ja verstorben. [...] Frau Behonek und Pfarrer Stoppel bekamen eine bedingte kleinere Strafe. Vogt Johann wurde verurteilt ein ganzes Jahr unentgeltlich auf dem Gemeindegut in Nofels als Bauernknecht zu arbeiten und sich monatlich der Gendarmerie zu stellen und die Gerichtskosten zu tragen. Maria Vogt wurde verurteilt ab Juli 1945 in einem nicht näher bestimmten Lazarett als Putzfrau 6 Monate lang unentgeltlich zu arbeiten.

Verschiedene Herren der Naziartei streuten in St. Gallenkirch das Gerücht aus: Vogt Johann habe Schmuck und Edelsteine und Geld von der Französin bekommen und sich bei dieser mißlungenen Flucht wacker bereichert. Als Vogt Heinrich, Sohn des Vogt Johann nach Schruns kam, infolge des Geheimbriefes der Schwester aus der U-Haft, erzählte ihm ein Mann aus Schruns auf dem Weg nach St. Gallenkirch bereits diese Verleumdung.

Im Herbst 1945 kamen Vertreter der Widerstandsgruppe zu Johann Vogt und wollten ihm für die finanziellen Schäden, die durch diese Fluchthilfe erlitten hatte, einen Ausgleich reichen, was aber Johann Vogt ablehnte.

So wurde eine wohlgemeinte Tat allen zum Verhängnis, denn das Wort Nächstenliebe kannten die Nazibosse nicht.

Zusammengestellt nach Aussagen der oben angeführten Personen von P. Johannes Vogt (Heinrich Vogt) Kapuzinerordenspriester, Jahrgang 1923. 28. Mai 1995, Feldkirch Kapuzinerkloster.

NB: Der nach Schruns ins Josefsheim gebrachte Spitzel war ein gewisser Versell aus Schruns, den eine Zammer Krankenschwester sofort als solchen erkannte und auf schlaue Weise Vogt Johann unterrichtete.“



RESPEKT

Ein Rückblick

Vor 15 Jahren,

im Herbst 2004, nimmt das Haus „Maria Rast“ erste asylsuchende Familien auf. Bürgermeister Erwin Bahl und Mitglieder der Gemeindevertretung haben zu Diskussionen eingeladen und anfängliche Bedenken der Schrunser Bevölkerung weitgehend zerstreuen können. Engagierte Bürgerinnen und Bürger organisieren Begegnungen und unterstützen das Projekt „Nachbarschaftshilfe“.

Drei Wochen sind wir in der Galina gewesen. Weil wir ja etwas Deutsch konnten, hat uns der Betreuer gefragt, ob wir nicht in ein neues Flüchtlingshaus in Schruns wollen. Er ist mit uns nach Schruns gefahren und hat uns Maria Rast gezeigt. Mein Gott! Nachdem, was wir alles erlebt haben, war Maria Rast für uns wie ein Hotel mit zehn Sternen. Wir haben die Tage bis zum Übersiedeln gezählt. Maria Rast ist unser Glück geworden. Überall sonst haben wir wieder gehen müssen.

Es ist einer meiner glücklichsten Tage gewesen, als viele Schrunser mit dem Bürgermeister nach Maria Rast gekommen sind: Weil sie uns Flüchtlinge kennen lernen wollten! Diesen Tag werde ich nie vergessen! R. P.

Ich war sechs Jahre alt. Wir haben in Maria Rast zwei Zimmer bekommen. Das war für mich eine neue Welt. Es war so schön. Alles! Alle waren nett. Daneben gab es einen Bauernhof. Die Oma hat uns eingeladen. Wir bekamen Kakao und durften die Kühe füttern. Sie hat mit der Saftmaschine für uns Apfelsaft gemacht. Super geschmeckt! I. J.

Mehr als zehn Jahre war das Montafon eine jener Regionen, die mit Abstand am meisten Flüchtlinge beherbergten. Als Leiter der Caritas Flüchtlingshilfe war es für mich immer beeindruckend, wie viele Unterstützer und Unterstützerinnen im Montafon einen Teil dazu beitrugen, dass sich die Flüchtlinge willkommen fühlen konnten. Im Montafon wurden Bürgermeister auch zu Mitstreitern für eine humanitäre Behandlung der Flüchtlinge. M. F.

Vor 10 Jahren,

im Frühjahr 2009, wird die Plattform WIR BRAUCHEN DIESE KINDER gegründet. Die nach negativen Asylbescheiden drohenden Abschiebungen gut integrierter Familien erschrecken und empören viele engagierte Menschen in Schruns. Es bildet sich eine Bürger-Plattform, die von vielen Verantwortungsträgern für die soziale Gemeinschaft unterstützt wird. Geeint von der Überzeugung, dass mit einer „Außerlandesbringung“ Menschen- und Kinderrechte grob missachtet werden; überzeugt, dass gehandelt werden muss. Die in Vorarlberg politischen Verantwortlichen aller Parteien werden um eine „politische Unterstützung der demokratischen Zivilgesellschaft“ gebeten: „Wir fordern die Anerkennung des Subsidiaritäts-Prinzips“. Die Plattform werde bei der Beschaffung von Wohnung und Arbeitsplatz, bei der Vorbereitung einer A2-Deutschprüfung

helfen und erwartet einen Aufenthaltstitel: Humanitäres Bleiberecht! Kein Flüchtling muss in der Folge unbegleitet zu einer Behörde. Nach einer Diskussion im Rundfunk gibt es Vorwürfe gegenüber Bürgermeister Erwin Bahl. Dieser erklärt seine Position:

In meiner Stellungnahme habe ich darauf verwiesen, dass es für mich untragbar ist, integrierte Familien mit Kindern, die bereits mehrere Jahre in Österreich leben, einfach abzuschicken. Konkret gibt es Fälle, in denen Kinder im Alter von wenigen Monaten einen Bescheid bekommen, dass sie das Land verlassen müssen.... Es wurden in der letzten Zeit sogar Kinder in Schubhaft genommen (nicht in Vorarlberg). Es geht hier um Familien mit Klein- und Schulkindern, die vollkommen integriert sind, Dialekt sprechen, den Kindergarten oder eine Schule besuchen und die sich überhaupt nichts zuschulden kommen lassen haben. Die Kinder wurden zum Teil in Österreich geboren und kennen ihre „frühere Heimat“ überhaupt nicht. Sie erfreuen sich einer gelebten Freundschaft der Bevölkerung von Schruns und des Montafons. Diesen Kindern kann auch nicht vorgeworfen werden, dass die Prüfung des Asylrechts so viele Jahre benötigt. Im Zusammenhang mit der Vollziehung von Gesetzen vertrete ich die persönliche Meinung, dass auch Gesetze hinterfragt werden dürfen. Es gibt ja auch in Österreich immer wieder Gesetze, die Menschenrechte verletzen, Ungleichheit schaffen und deshalb vom Verfassungsgerichtshof sogar aufgehoben werden.....Auch Gesetze können Menschenrechte verletzen; die Geschichte hat es mehrfach bewiesen. So hat der Menschenrechtsbeirat die Verfassungswidrigkeit des österreichischen Fremdenrechts angeprangert. Es widerspreche der Europäischen Menschenrechtskonvention! Ich sehe deshalb den Handlungsbedarf beim Gesetzgeber Hier den Stehsatz zu hören „Gesetze sind zu vollziehen“, kann von mir nicht nachvollzogen werden. Unrecht bleibt Unrecht und es gibt zudem ein Recht höherer Ordnung, nämlich das Menschenrecht.

Das Bemühen um ein humanitäres Bleiberecht, nach abgelehntem Ansuchen um Asyl, hat erstmals 2010 Erfolg. Im Laufe von vier Jahren erhalten weitere 12 Familien das Recht auf Bleiben. Deutschprüfung A2, ein Arbeitsplatz, Wohnung und der Nachweis der Integration sind Voraussetzung. Deshalb wird jeder Antrag mit zahlreichen Unterstützungs-Erklärungen und die Bestätigungen der Integration durch Mitbürgerinnen und Mitbürger eingereicht. Das positive Interesse der Gemeinde attestiert der Bürgermeister. Das Kostenproblem bei Beschaffung von Dokumenten aus den Herkunftsländern, der teuren Übersetzungen durch beeidigte Dolmetscher kann mit Spenden gelöst werden.

Nach vier Jahre haben wir „Negativ“ bekommen und das hieß: Wir werden zurück geschickt. Meine Lehrerin hat davon erfahren. Sie hat mich aus der Klasse geschickt. Ich habe gelauscht, weil ich wissen wollte, warum ich nicht dabei sein durfte. Leider habe ich nichts verstanden. Sie wollte es den Mitschülern sagen, dass wir wieder weg müssen. Freunde aus Schruns aber haben uns geholfen, dass wir in Österreich bleiben konnten. Als wir die Bleiberechts-Karten bekamen, haben wir alle vor Freude geweint. Ich war glücklich. I. A. J.



Vor 5 Jahren,

im Jahr 2014 fällt einer aufmerksamen Leserin in Wien ein Artikel im „Standard“ auf. In diesem wird über den Einsatz der Schrunser Plattform WIR BRAUCHEN DIESE KINDER für Flüchtlingsfamilien berichtet. Sie nominiert diese Bürger-Initiative beim Verein <RESPEKT.net> für einen erstmals ausgeschriebenem Bewerb: Wir suchen Orte des Respekts. Vereine, Bürgerinitiativen, Privatpersonen werden gesucht, die mit *Engagement und Ideen Respekt leben und das Zusammenleben in Österreich positiv mitgestalten möchten*. Der Verein ersucht die Schrunser Plattform um nähere Informationen. Aus ganz Österreich kommen 600 Einreichungen. Bei den 23 Projekten aus Vorarlberg wählt eine Jury die Schrunser Plattform zum Landessieger. Bei der Wahl eines Bundessiegers entscheidet sich ein prominent besetztes Schiedsgericht für das Montafoner Projekt und ernennt SCHRUNS zu ÖSTERREICHS ORT DES RESPEKTS 2014. Heide Schmidt, die Sprecherin der Jury, begründet das einstimmige Urteil so:

„Ich freue mich über dieses Siegerprojekt, weil es die von uns definierten Kriterien Gleichbehandlung, Vorbildwirkung, Nachhaltigkeit, sowie die „Einbindung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen“ in vorbildlicher Weise vereint. Hier wird deutlich, was der und die Einzelne real verändern können, nämlich die Lebenssituation von Menschen, die sonst oft einer seelenlosen Bürokratie und Politik ausgeliefert wären. Wenn dieses Beispiel Schule machte, würde unsere Gesellschaft wohl anders aussehen.“

Landschaft



Kennzeichnung zur Montafoner Baukultur 2019

Bereits zum dritten Mal wurde die Kennzeichnung zur „Montafoner Baukultur“ verliehen. Mit der Kennzeichnung werden Objekte aus dem gesamten Spektrum der Montafoner Baukultur (Landwirtschaft, Tourismus, Wasserwirtschaft etc.) ausgezeichnet, die fachgerecht und beispielgebend erhalten und renoviert wurden. Bei den ersten beiden Kennzeichnungen in den Jahren 2015 und 2017 wurden insgesamt 13 Baukulturgüter gekennzeichnet. Auch 2019 hat die Jury rund um Barbara Keiler (Bundesdenkmalamt), Clemens Quirin (Vorarlberger Architekturinstitut) sowie Baumeister Thomas Mennel und Bauforscher Raimund Rhomberg wieder mehrere besonders wertvolle, historische Gebäude besichtigt und schließlich fünf Objekte mit dem Signet „Montafoner Baukultur“ ausgezeichnet.

Im Rahmen eines kleinen Festaktes wurden die Kennzeichnungen im September 2019 den engagierten Eigentümer*innen übergeben. Ausgezeichnet wurden die Familie Rhomberg für das Winklerhüsli in Gargellen, die Agrargemeinschaft Maisäß Ausschlag Montiel für das Maisäß-Ensemble Montiel in St. Gallenkirch sowie die Familie Sandrell für das „Sandrell-Haus“ in Tschagguns, die Familie Cofalka für ihr „Mangahüsli“ in Vandans und die Agrargemeinschaft Ausschlag Maisäß Rüti gemeinsam mit der Gemeinde St. Gallenkirch für die Trockensteinmauern beim Maisäß Rüti in Gargellen.

Die nächste Verleihung findet wieder 2021 im Rahmen der Kulturoffensive „septimo“ statt. Alle weiteren Informationen unter www.montafoner-baukultur.at.



Auszeichnung

Montafoner Baukultur 2019



Agrargemeinschaft Ausschlag Maisäß Rüti
und Gemeinde St. Gallenkirch
Trockensteinmauern – Maisäß Rüti, Gargellen



Ein Teil der Via Valtellina führt über Galgenul, vorbei am Maisäß Rüti weiter nach Gargellen und zum Schlappiner Joch. Was auf Rüti besonders auffällt, ist das „Dazwischen“ – die gemeinsam benutzten Weiden und die von Lesestein- und Trockenmauern gebildeten Gassen. Ein seltenes Bild, das andernorts schon für die Befahrung mit Traktoren weichen musste. Der eine oder andere hölzerne Zaun vervollständigt das Bild und dokumentiert das Gemeinschaftswerk, das die in den vergangenen Jahren wieder revitalisierte Via an kaum einer anderen Stelle des Tales so gut erlebbar macht.

Wie auf anderen Montafoner Maisäßen findet sich auf Rüti eine Reihe von Ställen und Wohnhäusern in mehr oder weniger originalen Zuständen, die in die verschiedensten Zeiten bis in die Gegenwart datieren. Von der ursprünglich landwirtschaftlichen bis zur Ferienwohnungsnutzung entdeckt man ebenfalls alles. Die Pflege und Erhaltung des Weges scheint allen ein großes Anliegen zu sein, das nun mit dieser Auszeichnung entsprechend gewürdigt wird.

Jury:
Barbara Keiler, Bundesdenkmalamt – Abteilung für Vorarlberg
Clemens Quirin, vti Vorarlberger Architektur Institut
Thomas Mennel, Architekt
Raimund Rhomberg, Bauforscher

Jurykommentar: Barbara Keiler





Stand Montafon



Auszeichnung

Montafoner Baukultur 2019

Familie Rhomberg
Winklerhüsli, Gargellen

vo
früanr
bis
mara

Stand Montafon



Unweit des denkmalgeschützten Altbaus des Hotel Madrisa befindet sich das Winklerhüsli, ein kleines von einem „Schraggazu“ umgebenes Holzhäuschen, das wochenweise gemietet werden kann. Schon vor über 20 Jahren erwarb die Familie Rhomberg das früher als Maisäß und im vorigen Jahrhundert von einer Großfamilie bewohnte Gebäude. Der damalige Bauzustand und auch die Raumhöhe des oberen Stockes waren mehr als bescheiden.

Mit viel Engagement und Liebe zum Detail wurde das Haus instandgesetzt, leicht erhöht und wiederum mit einem Schindeldach versehen. Der Grundriss des Blockbaus mit Stube, Plurküche und Kammer lässt sich von außen leicht ablesen. Im Inneren zeugen Täfer, niedere Türen, Holzböden und ein geflämmt Kachelofen von der Baukultur des Tales. Küche und Badezimmer sind der (Umbau)zeit entsprechend gestaltet. Geheizt wird immer noch mit dem einen Ofen. Sogar die eingekerbten Inschriften und Jahreszahlen an den Wänden kann man noch erkennen; auch der Keller mit hölzernem Käseregal ist völlig unverändert. Ein schönes Beispiel für eine vorbildliche Erhaltung eines historischen Bauobjektes (innen wie außen) und einer auch wirtschaftlich erfolgreichen Nutzung.

Jury:
Barbara Keller, Bundesdenkmalamt - Abteilung für Vorarlberg;
Clemens Quirin, val Vorarlberger Architektur Institut
Thomas Mennel, Architekt
Raimund Rhomberg, Bauforscher

Jurykommentar: Barbara Keller

Stand Montafon



Auszeichnung

Montafoner Baukultur 2019

Agrargemeinschaft Maisäß Ausschlag Montiel
Maisäß-Ensemble Montiel, St. Gallenkirch

vo
früanr
bis
mara

Stand Montafon



Der Maisäß Montiel liegt oberhalb von St. Gallenkirch auf einer Höhe von 1.361 Meter über dem Meer. Im Jahre 1511 erstmalig als Maisäß erwähnt sind bis heute einige Bauwerke aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert erhalten. Der Hauptteil der Bauwerke stammt aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, nur wenige aus dem 20. Jahrhundert. Zumeist handelt es sich um Paarhofanlagen, sprich um getrennt stehende Wohnhäuser und Stall Scheunen. Der Name lässt sich vom lateinischen Monticulum (= Berglein) über das romanische Montigel hin zum wälder-deutschen Montiel zurückverfolgen. Bis in die 1970er Jahre wurde der Maisäß ausschließlich als solcher genutzt.

Mehrere Faktoren begünstigen Montiel. So ist der Maisäß nah am dauerhaften Siedlungsgebiet gelegen und von diesem sehr gut zu erreichen. Die reine Südausrichtung befreit die Landzunge früh vom Schnee. Steinschläge und andere Naturgewalten beschränken sich zumeist auf die den Maisäß begrenzenden Tobel. Für den hervorragenden und originalgetreuen Erhaltungszustand sind aber nicht zuletzt die Eigentümer und ihr Bemühen um den Maisäß verantwortlich. Ihr Einsatz und eine funktionierende Maisäß-Satzung ermöglichen ein gutes Nebeneinander von landwirtschaftlicher und zeitgemäßer Ferien-Nutzung. Ein wichtiges Beispiel, dass bei sorgfältiger Pflege des kulturhistorischen Bestandes die Ferien-Nutzung ein wichtiger Baustein für den zukünftigen Erhalt unserer Kulturlandschaft sein kann. Der Maisäß Montiel ist sicherlich eine der ursprünglichsten und am wenigsten überformten Mhwaisäße des Montafons. Ein großer Dank und Anerkennung an die Eigentümergemeinschaft.

Jury:
Barbara Keller, Bundesdenkmalamt - Abteilung für Vorarlberg; Clemens Quirin, val Vorarlberger
Architektur Institut; Thomas Mennel, Architekt; Raimund Rhomberg, Bauforscher

Jurykommentar: Clemens Quirin

Stand Montafon



Auszeichnung

Montafoner Baukultur 2019

Familie Sandrell
Sandrell-Haus, Tschagguns

vo
früanr
bis
mara

Stand Montafon



Das Sandrell-Haus steht als Wohnteil eines Paarhofes prägnant in der Wiese. Den Zugängen zufolge war es von zwei Einzelparteien genutzt. Erdgeschoß und Obergeschoß hatten einen baulich und nutzungsspezifisch unterschiedlichen Werdegang. Was sich als einheitlicher Steinbau mit Putzfächeln und historischen Wandmalereien von außen gibt, ist eigentlich ein Holzbau. Das Mauerwerk ist vor einem Blockstrickbau aus den Jahren 1457 bis 1459 vorgemauert. Verwandte Lösungen gibt es im rätomanischen Raum und im Montafon über die Jahrhunderte. Im Erdgeschoß wurden Anbauten in den 1990er Jahren in Bad und WC verwandelt, die Einzelräume Stube und Schlafkammer für eine Vermietung für Ferienzwecke nutzbar gemacht. Die Offensituation mit Herdstelle wurden unter einem riesigen, gemauerten Rauchschurz belassen. Schließlich drohte der Dachstuhl einzustürzen und das Objekt wurde notsaniiert.

Dieser zimmermannstechnische raue Eingriff erscheint auf ersten Blick roh, hat aber durchaus längerfristiges Potential. Zeitgeistig und bautechnisch überengagierte Eingriffe fehlen und an der Substanz wurde wenig zerstört. Die Restauratoren der Malereien auf dem Putz beim Sandrell-Haus waren vorsichtig genug, nur die Details hervorzuheben, die sie für erneuerungswert hielten. Eine große Anerkennung den Eigentümern des Sandrell-Hauses, dass sie durch diese Art der Sanierung der nächsten Generation die Chance gelassen haben, diesen Weg weiter zu gehen oder neue Ideen umzusetzen.

Jury:
Barbara Keller, Bundesdenkmalamt - Abteilung für Vorarlberg;
Clemens Quirin, val Vorarlberger Architektur Institut
Thomas Mennel, Architekt
Raimund Rhomberg, Bauforscher

Jurykommentar: Thomas Mennel

Stand Montafon



Auszeichnung

Montafoner Baukultur 2019

Familie Cofalka
Mangahüsli, Vandans

vo
früanr
bis
mara

Stand Montafon



Das sogenannte „Mangahüsli“ befindet sich etwa 300 Meter südwestlich der Pfarrkirche HL Johannes in Hanglage eines Sedimentkegels nördlich des Reilbaches. Es handelt sich hier um ein traditionelles in Strickwerkbauweise aus Holz errichtetes Bauernhaus mit einem aus Bruchsteinen gemauertem Sockel. Das Gebäude besitzt einen Keller, der sich unter der Stube und Kammer erstreckt. Der Keller wird heute als Weinkeller verwendet, in dem sich noch eine originale Käselade in der Mitte des Raumes befindet. Im Erdgeschoss in der Südostecke des Hauses befindet sich die Stube mit angrenzender Kammer (Gaden). Im Obergeschoss spiegelt sich der Grundriss des Erdgeschosses wieder, allerdings mit einem großen Flur, der sich durch das gesamte Gebäude erstreckt. Das Gebäude ist über dem Haupteingang mit der vermutlich später angebrachten Jahreszahl 1761 bezeichnet, was eine Erbauung auf Grund des Würfelrieses und der bemalten Pfettenköpfe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus in Betracht ziehen lässt. Das Haus wurde im Jahre 1965 unter Bundesdenkmalerschutz gestellt.

In den Jahren 1992 bis 1994 wurde das Gebäude generalsaniert und wieder bewohnbar gemacht. Dabei wurde im Norden ein neuer Schopfer errichtet, um u. a. die neuen Sanitäranlagen unterbringen zu können. Die Fassadenmalerei um den Haupteingang mit der mehrmals übermalten Mariendarstellung wurde größtenteils restauriert. Die Fenster wurden historisierend nachgebaut und erneuert. Ähnliches gilt für die Inneneinrichtung, besonders was Stube und Kammer betrifft. Die Küche wurde inklusive dem Kaminogelbe komplett neugestaltet. Das gleiche gilt für die Dachkonstruktion, bei der die bemalten Pfettenköpfe zum Teil im Original erhalten blieben. Dank und Anerkennung den Eigentümern für den Erhalt und vor allem die Weiterverwendung der alten Bausubstanz.

Jury:
Barbara Keller, Bundesdenkmalamt - Abteilung für Vorarlberg; Clemens Quirin, val Vorarlberger
Architektur Institut; Thomas Mennel, Architekt; Raimund Rhomberg, Bauforscher

Jurykommentar: Raimund Rhomberg



Förderaktion „Kulturlandschaftsfonds Montafon“ – Jahresbericht 2019

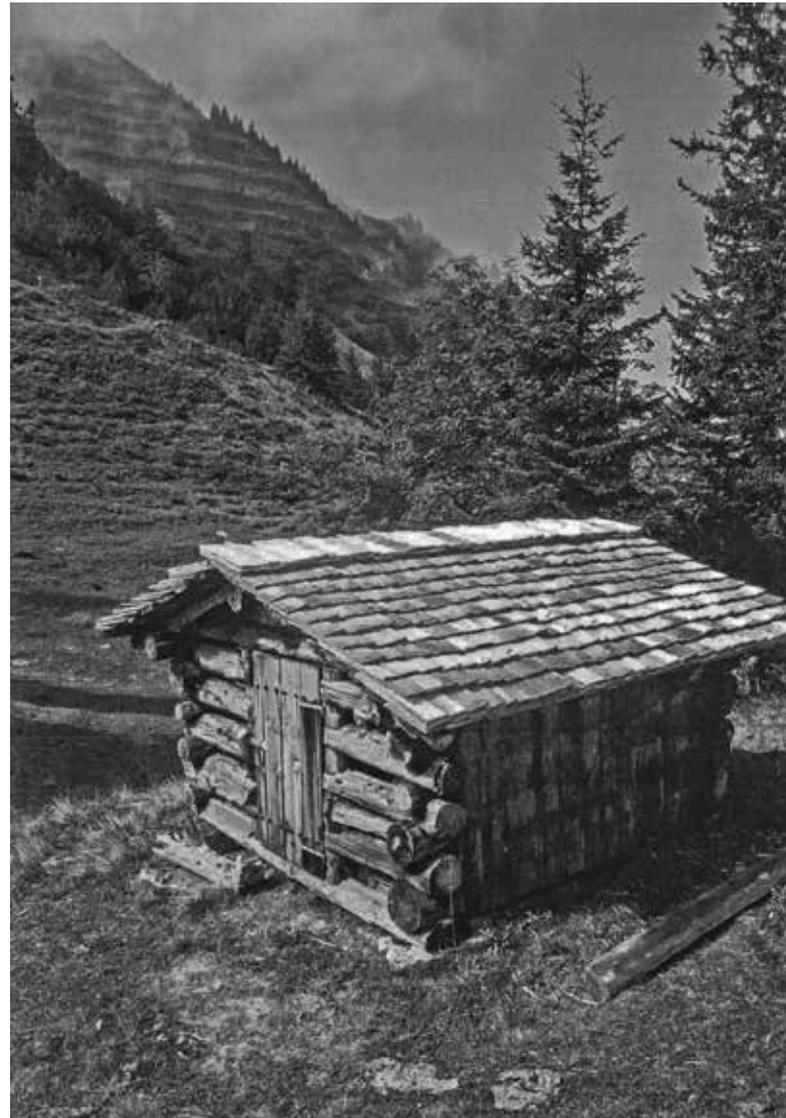
Die Erfolgsgeschichte dieses vom Land Vorarlberg und vom Stand Montafon jährlich mit insgesamt 50.000 € dotierte Sonderförderprogramm zur Pflege und Erhaltung des (nicht denkmalgeschützten) baukulturellen Erbes, vornehmlich der talschaftstypischen Holzschindeldächer, fand auch im Berichtsjahr ihre Fortsetzung. Vom Vergabebeirat wurden in zwei Sitzungen 50 Förderansuchen geprüft. In vier Fällen waren die Anträge mit den Förderrichtlinien nicht vereinbar und konnten daher nicht berücksichtigt bzw. mussten die Antragsteller an die für alpwirtschaftlich genutzte Gebäude zuständige Förderstelle beim Amt der Landesregierung (Abteilung Landwirtschaft und ländlicher Raum) verwiesen werden.



Nebenstall in St. Gallenkirch

Für die 46 förderbaren Vorhaben wurden insgesamt 73.463,50 € an Unterstützungsbeiträgen zugesichert. Das ist die zweithöchste Jahresfördersumme seit der Einrichtung des KLF Montafon im Jahr 1997. Wie üblich bezogen sich die Geldzuwendungen hauptsächlich auf die Erneuerung oder Neueindeckung von Maisäbhäusern und -ställen mit Fichten- oder Lärchenschindeln. Erfreulich ist, dass auch für Kleinobjekte und in der Regel nicht mehr dem ursprünglichen Zweck entsprechend genutzte Nebengebäude, wie Heubergen, Hirtenhütten oder Ziegenställe (Gässcherma), auf Grund ihrer landschaftsästhetischen oder ihrer ortsbezogenen kulturgeschichtlichen Bedeutung Förderbeiträge gewährt werden konnten. Gleiches gilt für etliche baukulturell interessante oder ortsbildprägende Altgebäude im Dauersiedlungsraum. Die Förderfälle des Jahres 2019 dokumentieren demnach die breite Palette der Fördergegenstände des KLF Montafon.

Die auch schon in den letzten Jahren erfolgte Überziehung des KLF- Jahresbudgets war deshalb möglich, weil die geförderten baulichen Sanierungsmaßnahmen erst ein bis zwei Jahre nach Erhalt der Förderzusage ausgeführt werden und in



Heubarge unterhalb des Itonskopfs.

einigen wenigen Fällen aus unterschiedlichen Gründen letztlich darauf verzichtet wird. Um die Fördersätze für Holzschindelbedachungen den gestiegenen Preisen anzupassen, haben die für die Förderung baulicher Kulturgüter zuständigen Stellen des Landes (über Vorschlag des Berichterstatters) beschlossen, ab Jahresbeginn 2020 die Regelförderbeiträge dazu um jeweils 10 €/m² anzuheben. Das bedeutet, dass für Dachdeckungen mit Fichtenschindeln nun ein Finanzierungszuschuss von 35.00 € bzw. mit Lärchenschindeln von 45,00 € je Quadratmeter Dachfläche gewährt werden können. Dies hat zur Folge, dass in Anbetracht der seit Jahren gleichbleibend hohen Zahl an Förderansuchen wohl auch die Dotierung des KLF entsprechend erhöht werden muss.



Verordnungen nach dem Raumplanungsgesetz über die Ausweisung von Maisäckgebieten als erhaltenswerte Kulturlandschaften

Im Jahr 2015 wurden die Vorschriften des Raumplanungsgesetzes über die Errichtung bzw. die Nutzung von Wohnungen und Wohnräumen als Ferienwohnung neu geregelt. Ein Schwerpunkt dieser Gesetzesnovelle bezog sich auf die Nutzung des Wohnteiles von Maisäckgebäuden (im Übrigen auch von Vorsäß- und Alpgebäuden) zu Wohnzwecken ohne Zusammenhang mit der landwirtschaftlichen Nutzung der zugehörigen Maisäckflächen (siehe auch Seite 133 f. im Jahresbericht 2018). *Eine solche Nutzung stellt jedenfalls, und zwar auch dann, wenn sie ausschließlich durch den Eigentümer und seine nahen Angehörigen erfolgt, eine Nutzung zu Ferienzwecken dar und ist ohne entsprechende raumplanungsrechtliche Erlaubnis nicht zulässig.*

Die landwirtschaftliche Bewirtschaftung der Maisäckflächen hat sich in den letzten Jahrzehnten dahingehend geändert, dass die Maisäckgebäude dafür in den meisten Fällen nicht mehr benötigt werden. Ungeachtet dieser Entwicklung bilden sowohl die Maisäckgebäude als auch die Maisäckflächen in ihrer Gesamtheit eine besondere Kulturlandschaft. Der Landesgesetzgeber hat daher bestimmt, dass zum Erhalt dieser schützenswerten Kulturlandschaften die Umnutzung des

Wohnteiles eines Maisäckgebäudes zu Ferienzwecken bewilligt werden kann, wenn dessen Eigentümer nachweist, dass die ortsübliche landwirtschaftliche Bewirtschaftung der ihm gehörenden Maisäckflächen im jeweiligen Maisäckgebiet und auch die Erhaltung der darauf befindlichen, ihm gehörenden (rechtmäßig bestehenden) Wirtschaftsgebäude rechtlich und tatsächlich gesichert ist. Die Ermöglichung einer Umnutzung des Wohnteiles eines Maisäckgebäudes zu Ferienzwecken unterstützt zum einen die Erhaltung dieses Gebäudes. Zum anderen wird durch die Verknüpfung der Umnutzung mit der Bewirtschaftung von Maisäckflächen die weitere Bewirtschaftung und damit die Erhaltung dieser aus landschaftskultureller Sicht erhaltenswerten Flächen einschließlich der darauf befindlichen Wirtschaftsgebäude (Stallgebäude) sichergestellt.

Eine weitere gesetzliche Voraussetzung für die Bewilligung der Nutzung eines Maisäckhauses bzw. des Wohnteiles eines Maisäckgebäudes zu Ferienzwecken, also zur Benützung während des Urlaubs, der Ferien oder sonst zu Erholungszwecken (§ 16 Abs. 2 Raumplanungsgesetz) ist, dass das jeweilige Maisäckgebäude in einem von der Gemeindevertretung mit Verordnung ausgewiesenen Maisäckgebiet liegt. Eine solche Verordnung darf nur erlassen werden, wenn zwei Voraussetzungen erfüllt sind. Zum einen dürfen als Maisäckgebiet nur Flächen ausgewiesen werden, die als Maisäck genutzt werden oder früher genutzt wurden. Zum anderen müssen diese Flächen (einschließlich der darauf befindlichen Wirtschaftsgebäude) auf Grund ihrer Charakteristik als Kulturlandschaft erhaltenswert sein. Eine solche Verordnung bedarf zu ihrer



Maisäckgebiet in Vandans



Wirksamkeit der Genehmigung der Landesregierung. Eine Maisäbgebietsausweisung als erhaltenswerte Kulturlandschaft ist im Übrigen keine raumplanungsrechtliche (Sondergebiets-)Widmung.

Über Anregung des Berichtverfassers werden in den Erläuterungsberichten zu diesen Verordnungen nun nicht nur die Wohngebäude, sondern auch die Stallgebäude in den Maisäbgebieten ausgewiesen.

Der aktuelle Stand der Erlassung von Maisäbgebietsverordnungen im Montafon stellt sich wie folgt dar:

Die **Marktgemeinde Schruns** hat schon im Frühjahr 2017 alle 21 im Kulturlandschaftsinventar Montafon (KLIM) erfassten Maisäbgebiete in dieser Gemeinde als erhaltenswerte Kulturlandschaften ausgewiesen.

In der **Gemeinde Gaschurn** wurde im Juli 2017 zu 6 Maisäbgebieten und Ende 2018 zu 5 weiteren Gebieten eine solche Verordnung erlassen. Beide Verordnungen umfassen ca. 95 % der Maisäbwohngebäude.

Nachgezogen hat zwischenzeitlich auch die **Gemeinde Vandans**. Im November 2019 wurde von der Gemeindevertretung die Ausweisung von 10 Maisäbgebieten beschlossen. Die Genehmigung der Landesregierung ist noch ausständig. In den meisten dieser Gebiete ist die Ferienwohnungsnutzung der Maisäbhäuser allerdings schon 1996/1997 durch entsprechende Flächenwidmungen ermöglicht worden. Die Ausweisung der Vandanser Maisäbgebiete als erhaltenswerte Kulturlandschaften soll auch in den nach dem Raumplanungsgesetz vorgeschriebenen Räumlichen Entwicklungsplan (REP) der Gemeinde aufgenommen und dadurch deren landschaftliche Wertigkeit anerkannt und gefördert werden.

In **St. Gallenkirch** liegen seit 2018 für 14 der insgesamt 31 im KLIM erfassten Maisäblandschaften Vorschläge für Maisäbgebietsausweisungen vor. Die Diskussionen über die Erhebung von Zweitwohnsitzabgaben auch von jenen Maisäbeigentümern, die ihr Maisäbhaus ausschließlich für sich und ihre nahen Angehörigen für Ferienwohnungszwecke nutzen, haben angeblich zu einer Aussetzung der Ordnungsverfahren geführt. Dieser Hinderungsgrund ist allerdings durch eine Novellierung des Zweitwohnsitzabgabegesetzes im Juni 2019 entfallen.

Auch in der **Gemeinde Silbertal** mit seinen 18 im KLIM erfassten Maisäblandschaften besteht ein Verordnungsentwurf für deren Ausweisung als erhaltenswerte Kulturlandschaften, der in den REP dieser Gemeinde einfließen soll.

In **Tschagguns** (29 Maisäbgebiete) liegt seit Juni ein mit der Raumplanungsabteilung der Amtes der Landesregierung abgestimmter Vorschlag für Maisäbgebietsausweisungen vor.

Weiterhin keine Vorschläge für solche Verordnungen gibt es offensichtlich in **Bartholomäberg** mit seinen 22 Maisäbgebieten.

Das einzige, die Gemeindegrenze von **Lorüns** und **Stallehr** überschreitende Maisäbgebiet am Montafoner Taleingang dürfte auf Grund der zunehmenden Bewaldung für eine Gebietsausweisung nicht mehr in Frage kommen. In **St. Anton i.M.** gibt es überhaupt keine Maisäbgebiete.

Aus dieser Zwischenbilanz über die Umsetzung der Raumplanungsgesetz-Novelle 2015 ergibt sich augenscheinlich, dass in den Montafoner Gemeinden das Interesse und die Bemühungen zur möglichst gesamthaften Erhaltung der Maisäbkulturlandschaften und an der Sanierung der noch bestehenden rechtlichen Missstände betreffend die Nutzung von Maisäbhäusern zu Ferienwohnungszwecken unterschiedlich sind. Die „Säumigkeit“ einiger Gemeinden steht im Widerspruch zu den auf Standesebene insbesondere durch den Kulturlandschaftsfonds und das Kulturlandschaftsinventar erbrachten Vorleistungen und die Initiativen zur Änderung des Raumplanungsgesetzes mit dem Ziel der Erhaltung der Montafoner Maisäblandschaften. Nicht unerwähnt bleiben soll auch, dass die für die Genehmigung der Maisäbgebietsverordnungen der Gemeindevertretungen zuständige Raumplanungsabteilung im Amt der Landesregierung die Gemeindeverwaltungen bei der Ausarbeitung der Verordnungsentwürfe samt Erläuterungsberichten in besonderem Maße berät und unterstützt.



Sanierungs- und Erhaltungskonzept 1994 für das Maisäßgebiet Plazadels/ Wachters Dieja im Gauertal – Umset- zungsbilanz nach 25 Jahren

Das Gebiet Plazadels/Wachters Dieja ist allein durch seine Lage auf der Sonnenseite des Gauertales mit der Aussicht auf den besonders eindrücklichen Talschluss mit den Druentürmen und dem Sulzfluhmassiv eine der schönsten Maisäßlandschaften im Montafon.

Historische Dokumente über die landwirtschaftliche Nutzung und die Ergebnisse von Holzbauforschungen nach den Gründungs- bzw. Kernbauten belegen einen Gebäudebestand aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. In der Mitte des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts sind dann zahlreiche Um- und Neubauten ausgeführt worden. Aus dem Katasterplan 1857 (Urmappe) sind auf Plazadels und auf Wachters Dieja (einschließlich des Egga-Maisäß auf dem Geländerücken zwischen diesen Parzellen) 12 Maisäßanwesen mit insgesamt 29 Häusern, Stallscheunen und Heubargen ablesbar.

In den folgenden Jahrzehnten, insbesondere nach dem 2. Weltkrieg, änderten sich die Besitzverhältnisse und die Bewirtschaftungsarten, was auch den Verfall von Maisäßhütten und Wirtschaftsgebäuden zur Folge hatte. Gegen Ende des 20. Jh. hatte sich dadurch das Maisäßigentum auf drei Anwesen in Plazadels und zwei auf Wachters Dieja mit einem Gebäudebestand von 19 Objekten, teilweise in schlechtem Bauzustand, reduziert.

Die landwirtschaftliche Nutzung der beiden Maisäßgebiete mit einer Gesamtfläche von ca. 15,5 ha erfolgte in jüngerer Vergangenheit weitestgehend durch Beweidung mit Rindvieh, teilweise auch mit Schafen, Ziegen oder Haflingerpferden, allerdings nicht mehr flächendeckend und zeitweilig unterbrochen. Eine Bergheugewinnung fand nur noch auf kleinen Teilflächen statt. In Randbereichen und in vernässten Zonen lagen die Flächen brach. Dort hatte sich aus Naturanflug auch forstlicher Bewuchs (insbesondere auf Wachters Dieja) eingestellt. Der Maisäß auf der Egga war übrigens schon in den 1950er Jahren gänzlich aufgegeben worden.

Auf Grund des schlechten Bauzustandes etlicher Maisäßgebäude hat der Verfasser dieses Berichtes in seiner damaligen beruflichen Funktion als Leiter der Natur- und Landschaftsschutzbehörde nach Gesprächen mit den Maisäßigentümern und mit engagierter Unterstützung des Tschaggunser Bürgermeisters Guntram Bitschnau im Herbst 1994 ein Sanierungs- und Erhaltungskonzept erstellt. Darin wurden die erforderlichen Maßnahmen zur baulichen Instandsetzung und Renovierung, aber auch zur möglichsten Sicherung der weiteren landwirtschaftlichen Bewirtschaftung und zur Biotoppflege beschrieben.

Dieses Konzept zur Erhaltung der Maisäßlandschaften Plazadels und Wachters Dieja war einer der Gründe für die Einrichtung des Sonderförderprogrammes „Schindelfonds“

beim Stand Montafon im Jahr 1997 (ab 2010 „Kulturlandschaftsfonds Montafon“ benannt). Im Jahr 2000 beschloss der neu gewählte Vorstand des Heimatschutzvereines Montafon, unter dem Titel „Montafoner Schriftenreihe“ schriftliche Abhandlungen zur Dokumentation und Vertiefung von heimat- und volkskundlichem Wissen zu veröffentlichen. Den Auftakt zu dieser Schriftenreihe bildete das Thema „Maisäßkultur und Maisäßlandschaft im Montafon“ mit einem einleitenden Abschnitt über den Naturraum, die Geschichte sowie die Besitz- und Bewirtschaftungsverhältnisse der Kulturlandschaft Plazadels/Wachters Dieja (Band 1). Als Band 2 folgte noch im gleichen Jahr eine Spezialstudie über diese Gauertaler Maisäßsiedlungen.

Über die Umsetzung dieses Kulturlandschaftsprojektes im vergangenen Vierteljahrhundert kann nunmehr folgendes berichtet werden:



Übersichtsfoto Wachters Dieja im Gauertal, 1993



Auf **Plazadels** wurde als erste bauliche Renovierungsmaßnahme im September 1995 am E. Durig-Maisäß die südliche der beiden Stallscheunen (Bp. 308/2, Bj. 1819/1845) saniert. Mit Unterstützung von Pionieren des Bundesheeres (Hilfestellung im Rahmen der Ausbildung) wurden Wand- und Dachkonstruktionsteile restauriert und das Dach mit Fichtenschindeln neu gedeckt.



Maisäßhaus Bp. 309/1

Im taleinwärts benachbarten Maisäß hat der Landwirt Ernst Jenny 1995/96 das schon weitgehend verfallene Maisäßhäuschen mit Flurküche und Stube (Bp. 309/1, Bj. 1699) nach dem Vorbild des originalen Vorgängerbaues erneuert. Jenny hatte dieses Maisäßanwesen samt Doppelstall (Bp. 309/2, Bj. 1768/69), an seinen ursprünglichen Maisäßbesitz westlich angrenzend, kurz zuvor erworben.

Gegen Ende der 1990-er Jahre errichtete E. Jenny bei seiner Stallscheune Bp. 322/2 (Bj. 1746 mit Bauteilen des Vorgängerbaues aus 1607) an der talseitigen Giebelfassade einen Pultdachzubau als Pferdestall. In dem zu diesem Maisäßanwesen gehörenden Haus (Bp. 322/1, Bj. 1823) in Stein-Holzbaupweise mit Butzenscheibenfenstern in Stube und Kammer und einer Giebelinschrift befand sich damals noch eine Vielzahl alter Gebrauchs- und Einrichtungsgegenstände.

Bald nach der Jahrhundertwende haben die Eigentümer des Durig-Maisäß die bitumengedeckte zweite Stallscheune (Bp. 307/2, Bj. 1791) mit Holzschindeln neu eindeckt. Auch die am talseitigen Rand der Maisäßwiese in schlechtem Bauzustand bestehende alte Heubarge (Bp. 308/4) wurde durch Erneuerung des holzschindelgedeckten Daches vor dem Verfall gerettet. Es ist dies die letzte noch erhaltene Heuhütte auf Plazadels und Wächters Dieja.

Beim untersten Anwesen auf Plazadels (Bargehr/Thöny) ist die Stallscheune Bp. 323/2 um das Jahr 2000 berg- und traufseitig erweitert worden. Diese Zubauten wurden vertikal mit Brettern verschalt. Im Jahr 2013 ist das Holzschindeldach renoviert worden.

Das landschaftsästhetisch wohl auffallendste Maisäßgebäude und daher ein „begehrtes“ Fotomotiv ist das schmale, hochproportionierte Wohnhaus mit Flurküche, Kammer und Unterkellerung (ehemaliger Milch Keller mit traufseitigem Eingang) in steiler Hanglage oberhalb der vorerwähnten „Zwillingsställe“ des Durig-Maisäß (Bp. 308/1, Bj. 1778, mit schöner Inschrift im Giebelfeld). Zur statischen Sicherung des Kellermauerwerkes und damit des Baubestandes wurde vor Jahrzehnten in der Mitte der talseitigen Kellerwand eine Metallplatte angebracht, welche das Mauerwerk zusammenhielt. Im Berichtsjahr 2019 ist nun diese mehr als 2 m hohe Natursteinmauer im Auftrag und mit engagiertem Arbeitseinsatz der Besitzerfamilien Berger/Rebholz von einem hochqualifizierten Steinmauer general saniert worden. In nächster Zeit soll auch noch das Dach mit Lärchenschindeln neu gedeckt werden.



Maisäßhaus Bp. 308/1

Im Maisäßgebiet **Wächters Dieja** hatten Hangbewegungen und -rutschungen über die Jahre an den Stallgebäuden Bp. 313 („Kessler-Stall“) und Bp. 319/2 und besonders beim Maisäßhaus Bp. 317 Bauschäden verursacht. Die Eigentümergemeinschaft Both versuchte mit Entwässerungsgräben die Hanggleitungen zu stabilisieren. Diese Wasserausleitungen verhinderten vermutlich beim Pfingsthochwasser 1999 ein örtliches Katastrophenereignis mit Zerstörung dieser Gebäude. Im Jahr darauf wurde dann zur Ausführung eines wasserbautechnischen Sanierungsprojektes der Wildbach- und Lawinerverbauung vom Ronnawald aus über das Kilkatobel ein Fahrweg zum Maisäß errichtet.

Beim Kessler-Stall (Anfang des 19. Jh. erbaut) wurde 1998 das Dach mit Fichtenschindeln neu gedeckt. Jedoch schon im folgenden Winter hat eine Nassschneeeauflage von mehr als 2 m die Dachkonstruktion (Rafen) beschädigt. Nach erfolgter Reparatur im Sommer 1999 wurde dieser Maisäßstall im nächsten Winter durch eine ähnlich hohe Schneelast neuerlich schwer beschädigt. Der oberste traufseitige Wandbaum war nach innen verschoben und darunterliegende Rundhölzer wurden regelrecht zerquetscht. Firstseitig waren

ebenfalls Schneedruckschäden entstanden. Auch diesen Gebäudeschaden haben die Eigentümer im Jahr 2000 mit Unterstützung eines Bundesheerpionierzuges behoben.



„Kesslerstall“ BP. 313

Die Hanggleitungen beim Starkregenereignis 1999 hatten beim Maisäßhaus Bp. 317 (Bj. 1748, Kammerzubau und Flurküchenverbreiterung 1826) zur Folge, dass die hintere Hauswand in die Flurküche verschoben wurde. Dieser Elementarschaden wurde von den Maisäßbeigütern unverzüglich repariert. Im Jahr 2004 musste das Hausdach renoviert und geschindelt werden.



Maisäßhaus BP. 317

Nicht mehr zu retten war allerdings die baufällige Heubarge Bp. 1093/1 im stark vernässten unteren Bereich dieses Anwesens, zumal dieses Objekt auch keinen Nutzwert mehr hatte.

Weitere Sanierungs- und Erhaltungsmaßnahmen unternahm die Erbgemeinschaft Both im Jahr 2010 beim Doppelstall mit verschalter talseitiger Giebellaube (Bp. 318/1 und 320, Bj. 1777/1886). Ein heftiger Föhnsturm hatte im März dieses Jahres das Profilblechdach der mächtigen Stallscheune samt Unterdach und Dachbalken abgehoben und bis zu 20 m bergauf geschleudert. Bei den aufwändigen Reparaturarbeiten wurde das Dach mit Holzschindeln gedeckt. Seither zeichnet sich der Maisäß Wächters Dieja mit seinen noch bestehenden acht Gebäuden durch eine einheitliche Holzschindeldachlandschaft aus.

Im Jahr 2015 erfolgte schließlich die Schindeldacherneuerung beim benachbarten Stallgebäude Bp. 319, dem ältesten Baubestand auf Wächters Dieja (Bj. 1614 mit Anbau im Jahr 1700).

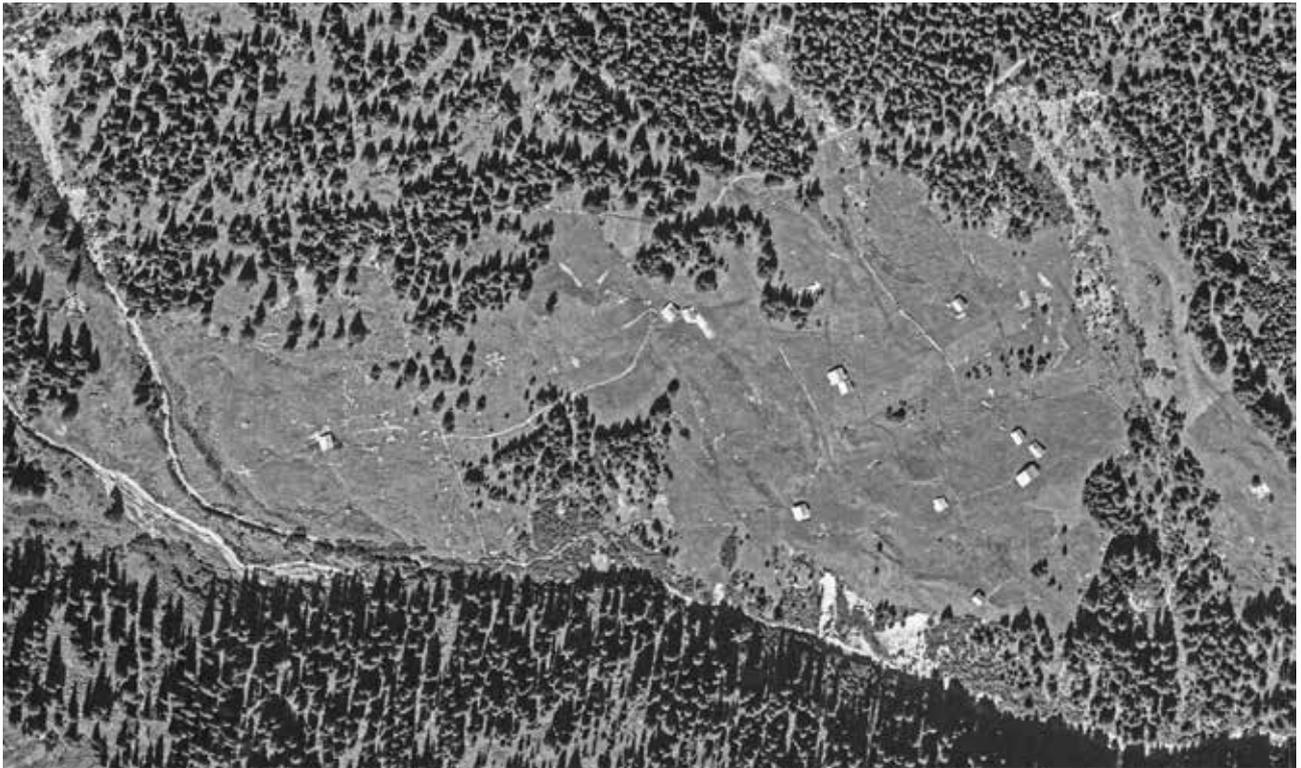


Maisäßställe 318/1 und 319/2-320

Betreffend die beiden obersten Maisäßanwesen Bp. 311/1 (bestehend aus Wohngebäude Bj. 1749/50 und Stallscheune Bj. 1775) und Bp. 312/1 (Wohnhaus Bj. 1776) mit Stallgebäude Bp. 312/2 (Bj. 1869) sind aus der Berichtszeit keine größeren Erhaltungsmaßnahmen bekannt. Die Gebäude sind für Ferienzwecke vermietet und befinden sich in gutem Bauzustand.

Zu den vorbeschriebenen baulichen Sanierungsarbeiten wurden aus dem Kulturlandschaftsfonds Montafon jeweils Unterstützungsbeiträge gewährt. Ohne die Wertschätzung der Eigentümer an ihrem Maisäßbesitz und deren wiederholte Bereitschaft zum erforderlichen hohen Arbeits- und Kosteneinsatz wäre es natürlich nicht möglich gewesen, diese Tschaggunser Kulturlandschaft bis heute zu erhalten. Aus der Sicht des Heimatschutzvereines gebührt den Eigentümern und Bewirtschaftern hierfür öffentliche Anerkennung. Besonders zu bedanken sind die Familien Berger/Rebholz und die Erbgemeinschaft Both, die auf Plazadels bzw. Wächters Dieja auch mehrere, an und für sich nicht mehr benötigte Wirtschaftsgebäude instandgehalten und damit das gewohnte Landschaftsbild bewahrt haben.





Maisäb Wachers Dieja ca. 1955



Maisäb Wachers Dieja 2018

Berglandwirtschaft im Rellstal – Forschungsbericht

In einer Publikation der Montafoner Schriftenreihe soll das Rellstal und seine Geschichte umfassend behandelt werden. Im Jahr 2019 konnten die Forschungen dazu intensiv vorangetrieben werden.

Folgende Aspekte bilden die Schwerpunkte, für die ausgewiesene Autorinnen und Autoren gewonnen werden konnten: Geologie und Naturraum (Katharina Stocker), Wirtschaft und Tourismus (Ulrich Wendl), Maisäb- und Kulturlandschaft (Bernhard Maier), die Geschichte der Rellstaler Alpen (Sophie Röder), sowie die Geschichte des Rellser Wegs (Rudolf Sagmeister).

Auch die Wechselwirkungen oder das gegenseitige Sich-Bedingen dieser Aspekte soll sich den Lesern auf diese Weise erschließen.

Im Beitrag zum Naturraum (Katharina Stocker) wird die spannende Geschichte der vielfältigen Gesteine im Rellstal geschildert. Sowohl die Art, wie auch die Herkunft der wichtigsten Gesteine aber auch die Zusammenhänge zwischen Geologie und Landschaftsformen werden behandelt. Komplexe Zusammenhänge werden grafisch dargestellt und regen damit zur Erkundung an.

Dass die geologischen und naturräumlichen Begebenheiten maßgeblich für die Bewirtschaftung und landwirtschaftliche Erschließung des Rellstals sind, versteht sich von selbst – nicht nur, was die Gesteinsformationen betrifft, sondern

auch, welche Besonderheiten sich dadurch für die Beschaffenheit des Bodens ergeben und welche Voraussetzungen für die Bewirtschaftungen gegeben sind.

Die Geschichte der Rellstaler Alpen seit dem späten Mittelalter (Sophie Röder) wird anhand des reichen Quellenmaterials im Montafon Archiv und den Gemeindearchiven Vandans und Ruggell aufgearbeitet. Zentral sind dabei alte Alpordnungen, Streitfälle, Alpbücher, (Ver-)käufe oder der Tausch von Weiderechten oder die Statistiken der Nachkriegszeit über Flächenverhältnisse, Gebäude, Milchproduktion und Käseverarbeitung. Interviews mit (ehemaligen) Obmännern oder Alpmeistern der Agrargemeinschaften ergänzen und liefern weitere wichtige Informationen über die Entwicklung der Bewirtschaftung, über alte und neue Herausforderungen oder Probleme, Sanierungen, rechtliche Grundlagen und Verände-



Alpe Saloni/Zaluanda



rungen, über Personalfragen und vieles Weitere. Auch zahlreiche Fotos bilden dabei einen wichtigen Bestandteil und verdeutlichen die bewegte Geschichte der Bewirtschaftung mit ihren jeweiligen Erfordernissen der unterschiedlichen Jahrzehnte und Jahrhunderte. Auch die Besitzverhältnisse und das Mit- oder Nebeneinander der Alpen mit den Eigentümern, die seit alters her aus Vandans, Bürs, Liechtenstein, dem Großen Walsertal und dem Walgau oder Rheintal kommen, verdient besondere Aufmerksamkeit.

Doch nicht nur die Geschichte, auch Geschichten über die Rellstaler Alpen, v.a. in Form von Sagen, finden Eingang in den Beitrag. An den Sagen wird z. B. auch deutlich, wie man sich vermeintlich unerklärliche Vorkommnisse im Alpalltag zu erklären und sie zu bewältigen versuchte.

Die Kontinuität der Dreistufenlandwirtschaft bis heute, aber auch der Wandel der Maisäßlandschaft am Beispiel Ganeu

sind für die Geschichte des Rellstals prägend. Bernhard Maier konnte dazu in seiner Diplomarbeit maßgebliche Forschungen leisten, die in die geplante Publikation Eingang finden.

Bergbauversuche und Sommertourismus werden in einem eigenen Beitrag (Ulrich Wendl) dargestellt, ging aber freilich auch nicht spurlos an der traditionellen landwirtschaftlichen Nutzung des Tals vorbei, brachte den Alpen u. a. die Elektrifizierung. In diesen Bereichen werden die Wechselwirkungen der unterschiedlichen das Rellstal betreffenden Aspekte sehr deutlich. Ebenso mit den geologischen Grundlagen: Nicht zuletzt durch die Erklärung zum Naturschutzgebiet in den 1960er Jahren wurde z. B. der Abbau des im Gestein vorhandenen Gipses verhindert.

Auch die Geschichte des Rellser Weges ist für die Erschließung des Rellstals, sei es durch die Berglandwirtschaft, sei es durch die Wasserkraft, wesentlich und wird daher mit einem eigenen Beitrag von Rudolf Sagmeister bedacht.

Ähnlichkeiten und Unterschiede zu anderen land- und alpwirtschaftlich genutzten Gebieten des Montafons werden durch das Projekt deutlich, das einen weiteren Meilenstein in der Reihe der Publikationen bildet, die sich der Berglandwirtschaft im Montafon widmen, z. B. die bereits erschienenen Bände über Netza, Monigg und Sasarscha (Montafoner Schriftenreihe 23), über Röbi und Rong (Montafoner Schriftenreihe 22), über die Alpe Bofa (Montafoner Schriftenreihe 16), den Maisäß Valschaviel (Montafoner Schriftenreihe 15), den Maisäß Montiel (Montafoner Schriftenreihe 12), Die Maisäße auf Tafamunt (Montafoner Schriftenreihe 9), Gweil - Maisäß und Alpen (Montafoner Schriftenreihe 6), um nur einige Beispiele zu nennen.



Handbuch „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“ als idealer Leitfaden für Maisäb-Sanierungen

Um dem Erhalt der einzigartigen Montafoner Maisäblandschaft eine Perspektive zu geben, wurde im Jahr 2016 das EU-Leader-Projekt „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“ vom Stand Montafon entwickelt. In diesem Projekt wurde das Wissen um die Vorzüge und Grenzen alter Bautechniken der Montafoner Maisäbe mit Handwerker*innen und Planer*innen zusammengetragen. Dadurch sollen künftig Maisäbe in zurückhaltender und angemessener Weise für die neue Nutzung zu Freizeit- und Erholungszwecken adaptiert werden.



Präsentation des Handbuchs „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“ bei der Ausstellungseröffnung im Sep. 2019 (Foto: www.meznar.media)

Im Projekt wurde anhand konkreter Fallbeispiele „der Weg der sanften Sanierung“ besprochen und die Erfahrungen in der Umsetzung in Form eines Handbuchs und einer Wanderausstellung allen zur Verfügung gestellt. Das Handbuch beinhaltet konkrete Handlungsempfehlungen, führt geeignete Partner*innen an und gibt eine Orientierung in Richtung nachhaltiger und praktikabler baulicher Lösungen.

Am 26. April 2019 fand im Rahmen des Projektes „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“ die bereits dritte Exkursion statt. Bei dieser Exkursion wurden verschiedene Holzverbindungen erklärt, gezeigt und getestet. Mehr als 20 interessierte Personen nahmen trotz Schneefall und Kälte an dieser Veranstaltung teil. Unter der Leitung von Architekt Thomas Menzel wurden verschiedene Arten von Holzverbindungen nicht nur erklärt, sondern auch vor Ort mit Hilfe der anwesenden Handwerker hergestellt. Es wurde sehr anschaulich gezeigt, dass die alten Handwerkstechniken mit wenigen technischen Hilfsmitteln umgesetzt werden können, manchmal sogar kostengünstiger sind und langfristig den äußerlichen Einflüssen besser Stand halten.

Bei der vierten Exkursion zum „Werkzeugkoffer Maisäbsanierung“ wurde am 10. Mai 2019 zum Thema Durchlüftung das Maisäb Hoha in Schruns besichtigt. Hier wurden zur Entfeuchtung des Kellers Durchlüftungsschlitze eingefügt. Weiteres wurden die diversen Variationen von Dächern, Dachrändern und Fenstereinfassungen beim Gantschierer Maisäb betrachtet. Besonderes Augenmerk lag auf der Deckung der Dächer. Der Blick von Oben auf die Dächer wird durch die Wahl von Holz-, Kunststoff- oder Metallschindeln wesentlich geprägt.



Exkursion auf den Maisäb Hoha im Mai 2019 (Foto: Valentina Bolter)





Am 24. September 2019 wurde schließlich im Heimatmuseum Schruns die Wanderausstellung zum Thema Maisäbssanierung eröffnet. Die Ausstellung startete im Heimatmuseum ihre Wanderung durch die ganze Talschaft. Gemeinsam mit der Ausstellungseröffnung wurde das fertiggestellte Handbuch präsentiert. Welche Materialien und Techniken sich für die Sanierung von Maisäben eignen und worauf geachtet werden muss, ist in diesem Leitfaden beschrieben. Der Leitfaden ist auf der Homepage des Standes Montafon kostenlos abrufbar (www.stand-montafon.at).



Exkursion zum Tschuga-Stall in St. Gallenkrich im April 2019 (Foto: Valentina Bolter)



Austausch beim Werkstattgespräch im Tschuga-Stall über alte Handwerkstechniken (Foto: Valentina Bolter)



Besichtigung des Maisäb Hoha, Thema Durchlüftung des Kellers (Foto: Valentina Bolter)



Ausstellungseröffnung im September 2019 (Foto: www.meznar.media)



Exkursion zum Maisäb Hoha, Schruns (Foto: Valentina Bolter)

Das LEADER-Projekt Werkzeugkoffer Maisäbssanierung wurde unterstützt durch Bund, Land und Europäische Union.

Mit Unterstützung von Bund, Land und Europäischer Union



Sprache



Reden wie einem der Schnabel gewachsen

Nachdem unsere Mundart im südlichen Vorarlberg als *immaterielles Kulturerbe in Österreich* offiziell anerkannt worden ist, dürfte es Sinn machen, diesen regional herausragenden Dialekt auch der jüngeren Generation und Zugezogenen etwas vertrauter zu machen oder in Erinnerung zu rufen. Manches aus der älteren Sach- und Arbeitswelt ist ohne Zweifel am Abgehen und wird bald nur mehr **museal** zu finden sein. Es gibt in einem Walgaudorf heute garantiert mehr *Rasenmäher* als Sensen oder *Seisa*, *Sägassa*, wie wir sagten. Damit ist auch das *Fúaterfass* ‚Kumpf‘ mit dem *Dengelgeschirr* weithin vergessen worden zugunsten von *Kantenschneider*, *Mähroboter* und ähnlichen Errungenschaften zeitgenössischer Gartenkultur angelsächsischen Zuschnitts. *Nutella*, *Cornflakes* und *Toast* haben den einst allgemein geschätzten *Riebel* (*Brose*, *Stopfer*) beim Frühstück verdrängt. Ein ähnlicher Wandel ließe sich noch in vielen Bereichen anführen. Arbeitsgeräte und Werkzeug haben sich im Laufe der Zeit verbessert und jedenfalls verändert, wie auch deren Namen und Benennungen erweisen. Es wäre wohl nicht sehr sinnvoll, sich dagegen zu stemmen.

Der noch vom **Romanischen** herstammende Relikt- oder Restwortschatz in unserer Mundart wird immer mehr durch die neuen Medien und durch die Verwaltung, durch Handel und Verkehr und Migration verdrängt. Alte und insbesondere vordeutsche Bezeichnungen haben sich nicht nur in abgelegenen Gebieten, sondern auch in sprachlichen Randbereichen eher gehalten als bei zentralen Gegenständen von Handel und Gewerbe. In der Bauernarbeit spricht man deutsch, wenn es um gängige Futtermittel wie *Gras*, *Heu* und *Stroh* geht. Die Streu, auf der das Vieh steht, hatte aber ältere Namen wie *Pälla* (zu lat. PALEA ‚Stroh‘). Milchprodukte wie *Schmalz*, *Butter* und *Käse* kommen aus der Hochsprache, *Ziger*, *Föhla* und *Schotte* ‚Milke‘ waren kaum marktfähig und haben daher ihre alten Namen lange behalten. Durch tiefgreifende Veränderungen der Lebensweise und Arbeitswelt gerät sachlich wie sprachlich viel Altvertrautes außer Kurs.

Wer glaubt, dass mundartliche Ausdrücke immer derb und ungehobelt sein müssen, der beweist mit dieser Meinung nur, dass er den Dialekt zu wenig kennt. Man kann sich nämlich in einer voll entwickelten und gut beherrschten **Mundart** fast ebenso höflich ausdrücken wie in einer Hoch- oder Schriftsprache, aber auch abweisend und kotzgroß sein. Wenn in den süddeutschen Mundarten *Muul*, *Mäü* etc. für hochspr. ‚Mund‘ gilt, so ist der Gefühlswert, die sog. Konnotation keineswegs identisch mit der hochsprachlichen des Wortes *Maul*, das man eher für Tiere gebraucht. Auch die Mundart hat derbere Varianten dafür wie *Schnabel*, *Brotlada*, *Schnära*. In anderen deutschen Gegenden sagt man *Goschen*, *Klappe*, *Schnauze*, *Fresse* u.ä., die sicher nicht besser sind als unser *Schnäbele*. Richtig ist allerdings, dass man im Dialekt kaum über spezifischere und vor allem neuere Fachgebiete sprechen kann, es sei denn, man übersetze in die Mundart nach deren Lautgewohnheiten. In Österreich und Deutschland ist

es nicht üblich, Wörter der Standardsprache zu dialektalisieren (mit Mundartlautungen) wie bei unseren Schweizer Nachbarn; vielmehr werden in die Mundart eingefügte Wörter der Hochsprache entweder als *Fachwortschatz* oder aber als *Hervorhebung* verstanden.

Richtig ist ebenso, dass Mundarten gewöhnlich einen Gegenstand oder Sachverhalt direkter und unverhohlener ausdrücken. Wir sagen *Buuchweh* und nicht umschreibend *Leibschmerzen* oder *Regelbeschwerden*. Wenn manche Leute meinen, es sei unfein zu sagen, man solle „sich *hinten* anstellen“ und dafür *rückwärts* einsetzen, dann kehrt – wer es wörtlich nimmt – dem Vordermann den Rücken zu. In der Kinderstube haben sich nicht selten ältere, ursprünglich rätomanische Wörter gehalten, die in großbürgerliche Tabubereiche hineinreichen, Relikte aus einer Jahrhunderte zurückliegenden Epoche, für meine Generation aber noch immer vertrauter Mutterlaut.

Der Widerspruch zwischen abgehenden Sprachformen mit mehr und mehr vergessenen Wörtern und Wendungen trifft eine Generation, die noch zum Teil in Familien sozialisiert worden ist und mit manchen Begriffen der alten Leitkultur Gefühlswerte verbindet. Wenn man nach gemeinsamer Heuarbeit bei der Barge das übliche *Marénd* (anderwärts *die Marende*, *Jause*, *Brotzeit* ...) verzehrt hat, wurde über dies und jenes geredet, die lokale Sprache wurde tradiert. Die Kontakte im Dorf (Brauchtum, Feierabend etc.) haben eigene Lautungen entstehen lassen, an welchen die Zugehörigkeit zu einem Wohnort oder Kirchdorf erkennbar war. Nun starren viele Leute nicht nur bei der Arbeit auf einen Bildschirm, sondern auch in der Freizeit (Handy); der gemeinsame Mittagstisch wird seltener. Was Wunder, wenn die Kinder ihre Sprache vom Kindergarten oder Bildschirm mitbringen, mehr und mehr uniform und karg. Wenn alles sachlich wie sprachlich über einen Leisten geschlagen wird, kann das einem Tourismusland, das wir nun einmal sind, nur schaden, wie mir scheint.

Einige Beispiele aus der älteren Mundart: Die Pflanzenbezeichnungen sind in der Mundart allgemein deutsch gebildet wie Himmelschlüssel (mda. *Patóna* †), Vergißmeinnicht oder auch Löwenzahn (mda. *Schwübluama*), das wäre surs. *clav sogn Pieder*, *emblida buca mei* und *flur piertg* etc., sie besagen wörtlich dasselbe und sind eher übersetzt. Aber wer hat hier wen übersetzt? Die Surselva hat bekanntlich nicht wenig Germanismen.

Leichter zu entscheiden ist die Frage bei Futter- und Heilpflanzen sowie bei Unkraut. *Heu* und *Gruamat* („Grünmahd“) etc. sind offensichtlich deutschen Ursprungs; der minderwertige dritte Schnitt *Boff* < rtr. *bual* kommt von BOVALE ‚Ochsenweide‘ (Mätzler 1968, 29); übersetztes *Borst(gras)* heißt rtr. *sadátsch* u.ä. und gehört zu SAETA ‚Borste‘; im Montafon kennt man auch *Parfésa* < rtr. *pervésa* ‚Büschelfarn‘, das vorrömisch sein dürfte (Hwb. 2, 583). Einige Pflanzennamen aus der alten Volksmedizin haben sich ebenso erhalten wie *Sälfa* < SALVIA ‚Salbei‘ oder *Astrenze* [ã:štrentsa] < ASTRANTIA ‚Meisterwurz‘ (Jutz 1, 137). Auch *Rasaféna* < rtr. *rasavénas* (Lantsch), *darvéna* etc. ‚Bärenklau‘ (Hwb. 1, 242) oder *Re-*



fítsch ‚Ackersenf‘, rtr. *raváun* ‚Hederich‘ sind vordeutsche Namen. In der Standardarbeit von Sr. M. Clarina Mätzler kann man Dutzende solcher Namen nachschlagen, die heute nur mehr selten gehört werden.

Wer kennt noch den alten Ausdruck für ‚Schluckauf‘, in Tirol *Schnaggl(er)* genannt? Wir sagten noch, man habe den **Glutsch** oder *glutsche*: Das kommt vom lat. SINGULTUS ‚Schluckauf; Schluchzen‘, das zu rtr. *singlút*, *sanglút* geworden ist (Hwb. 2, 794). Übernommen wurde auch das Verb *sanglutér* mit der 3. Person rtr. *sanglutéscha*, zu *(*san*)*glút-scha* zusammengezogen. Das Substantiv *Glutsch* war vermutlich primär und hat hier wohl das zugehörige Zeitwort gestützt.

Im Unterland fällt *Glutsch* mit *Glúgga* ‚Gluckhenne (die brütet)‘ zusammen, wie *Glucker* für ‚Schluckauf‘ und *Glucke* ‚Bruthenne‘ zeigen (vgl. Allgäuer 1, 710). Der Ansatz *glucken* (lautmalend) ist für beide Oberländer Wörter sicher falsch, weil auch unsere *Glugga* ‚Gluckhenne‘ vom lat. GLOCIRE > surm. *clutschier* herkommen muß, ebenso wie das Verbum *glúgga*, das dem rtr. *clutschár* entspricht (Hwb. 1, 186). Die Lautentwicklung bildet ein gutes Beispiel für die Rückbildung romanischer Palatale, hier des [tš].

Die Annahme, daß Lautmalerei bei solchen Wörtern mitspielt, ist natürlich nicht aus der Luft gegriffen. Auch bei den Romanen sind die Verba *clutschár* ‚gluggen‘ und surm. *clutgeár* ‚glucksen‘ lautlich wie inhaltlich nahe beisammen, denn *clutgear* meint unser mda. ‚*knootza* (in nassen Schuhen)‘. Die Bezeichnungen dafür ahmen mit dunklen Vokalen und Zischlauten das Geräusch nach, das benannt werden soll.

In der Kinderstube hat sich anscheinend mehr Sprachgut halten können als in Beruf und Arbeitswelt. Das Zeitwort *zuzeln* ‚saugen‘ gilt auch im Oberinntal (Schatz 2, 738), im Süden Vorarlbergs etwa als **zützla** (Allgäuer 2, 1814); im Hinblick auf die geografische Verteilung des Wortes und auf die Varianten gewinnt der romanische Ansatz *SUCTIARE ‚saugen‘ viel mehr an Wahrscheinlichkeit als lautlich recht fernes dt. *saugen* oder sog. Lautmalerei. Das Wort ist zuerst an der südlichen Sprachgrenze vorhanden, womit auf das engad. *tschütschér*, surs. *tschitschér* und *ciucé* (Dolomiten) ‚saugen‘ verwiesen wird. Das Deutsche macht daraus *zutzeln*, der *Zutz* oder alem. *Dutzl* ‚Schnuller‘ gehört in die gleiche Lautfamilie im Gegensatz zu *Zitze* ‚Brustwarze, Strich‘, das im Grenzgebiet zur Romania unverschoben *Tutte*, lad. *tétta* lautet.

Wer sagt noch **gärpsla** für ‚aufstoßen, Bäuerchen machen‘ der Kleinkinder? Das Wort ist auch bairisch als *gróppezen* vertreten (Id. 2, 428) und dürfte auf die romanische Wurzel RUCTUS ‚Rülpsen‘ zurückgehen. Den Übergang zeigt Paznaun mit *grépsla* (Schatz 1, 257), dem im nahen Engadin *RUPTARE, westromanische Variante zu klassischen RUCTARE ‚rülpsen, aufstoßen‘ unter Einfluß von RUPTUS ‚Sprung; Käsebruch‘ zu entsprechen scheint, surs. *ruppár*, engad. *rupchár* ‚rülpsen‘ entspricht. Das Zeitwort hat mehrere Varianten und Spielformen entwickelt. Den sukzessiven Wandel von mda. *gróp-* zu *gorp-*, *görp-* und *gerp-* kann man in der Sprach-

landschaft belegen. Dem Substantiv rtr. *rupch* [ruptj] hat man ein dt. *ge-* vorangestellt und diminutives *-lín* angehängt.

In den Dolomiten sagt man gröd. *rudlè* für ‚rülpsen; gurgeln‘, im Buchenstein *ruglè* ‚aufstoßen; erbrechen‘, auf das *gróggezn* (Pustertal) und *grölgezn* (Tux) zurückgehen (Schatz 1, 257), ähnlich eingedeutscht wie bei uns (EWD 5, 577).

Ein anderes, ähnlich auf Kinder und alte Leute angewendetes Wort ist **krígla**, dessen Bedeutung mit ‚keuchen, röcheln‘ (Jutz 2, 162) unscharf wiedergegeben wird wie auch die Herkunft, die angeblich lautmalend sein soll. In Westtirol ist *grüglen* ‚durch Schleim behindert hörbar atmen; gurren‘ bei J. Schatz (1, 259) genauer definiert und die Herkunft mit Verweis auf *Grúgla* ‚Hals, Gurgel‘ im oberen Lechtal angedeutet. Unmittelbar auf dt. *Gurgel* kann das Dialektwort aber nicht zurückgehen, weil sowohl *gr-* als auch der Umlaut aus dem ahd. *gúrgula* nicht zu erklären sind. Das dt. *Gurgel* ist selbst früh entlehnt vom lat. GURGULIO ‚Luftröhre‘ (Betonung). Das Verbum *grüglen*, entrundet *gríglen* dürfte – wegen älterem *gr-*, *kr-* im Anlaut – erst spät aus dem Romanischen gekommen sein: Ich halte eine Übernahme von rom. *GURGULIARE mit Umstellung von rom. *gur-* zu dt. *gru-* für wahrscheinlicher als die Herleitung von dt. *gurgeln*, die übrigens auch auf ein Lehnwort zurückgreift.

Romanischer Hintergrund ist auch anzunehmen bei mda. **trüm(m)la** ‚taumeln‘ mit dem Adjektiv *trümlig* ‚schwindlig‘, seltener das Hauptwort *Trüml* m. ‚Schwindelanfall‘ (Allgäuer 1, 447). Im angrenzenden Tirol wird das gleiche Wort mit der Lautumstellung *tírmilig*, im Paznaun auch *tirm(s)lig* nebst *Tírmil* m. gebraucht. Das deutet auf surm. *turnégl* ‚Wirbel, Strudel‘ hin, surs. *turmégl*, *trabügl* u.ä., deren Herleitung im Romanischen aber nicht ganz geklärt ist. Es scheinen sich TURBARE ‚verwirren, trüben‘ und TORNARE ‚drehen‘ ins Gehege zu kommen, was bei der Bedeutung von ‚(Dreh)schwindel‘ durchaus erklärlich ist.

Wer kennt noch das Zeitwort **sürpfla** ‚vorsichtig trinken, schlürfen‘ mit dem zugehörigen Hauptwort *a Sürpfle* ‚ein Schlückchen‘ (Allgäuer 2, 568)? Der Hinweis auf mhd. *sürfeln*, *sürpfeln* ‚schlüpfen‘ ist berechtigt, aber die Umstellung des *-l-* von *schlüpfen* zu **sürpfeln* mit Anlaut *s-* bleibt unerklärt. Daher würde ich lieber bei engad. *süerf* ‚Schluck‘ und *sorvár* ‚schlüpfen, in kleinen Schlucken trinken‘ ansetzen (Hwb. 2, 869) und von SORBERE ‚schlüpfen, hinunterschlucken‘ ausgehen. Der Wandel *b – v – f* (oder, zeitlich eng begrenzt, *pf*) ist typisch für unser Kontaktgebiet. Das Verbum dt. *schlüpfen* hat meines Wissens kein Hauptwort **Schlurf* daneben und es bedeutet primär ‚trinken mit Geräusch‘, während bei mda. *sürpfla* das Schlucken im Vordergrund steht. Der Ansatz mhd. *sürfeln* (Kluge) geht auf die germanistische Sehweise der Entlehnung zurück und führt ebenfalls zu rom. SORBERE, ist aber für das südliche Vorarlberg nicht stimmig, weil dieses Gebiet in mittelhochdeutscher Zeit noch romanisch sprach (bis gegen 1500). Damit ist *sürpfla* hier eher ein romanisches Relikt. Entscheidend ist die zeitliche Einordnung des Wandels *v – f – pf* (relative Chronologie).



Wir sagen mda. **ggäggala** [käkala], ‚sich mit Kleinigkeiten abgeben, herumtrödeln‘ (Allgäuer 2, 618), das man kaum von mda. *Gägl* ‚Exkrement; Kind (abschätzig)‘ aus lat. CACARE trennen kann. Man beachte in der Mundart *SchiißBerle* als Kosename, das schon wegen des Suffixes nicht böse gemeint sein kann, wogegen unsere Wendung *a Gschiss hå* ‚ein Getue haben‘ eindeutig negativ wertet (wie etwa *Überdüri* ‚übertriebener Aufwand‘; vgl. Allgäuer 1, 676). Wörter wie *vergägla* ‚zerfallen, kaputt gehen‘ oder *gägala* (Kleinvieh) haben keinerlei Unterton, letzteres kommt auch in Kinderreimen vor; *Múusgagla* sagt man für Mäusespuren.

Mehrere der vorgenannten Verba zeigen eine diminutive Endung, die deutsche Mundarten sehr wohl kennen (*lachen – lächeln*), die aber in süddeutschen Dialekten viel häufiger vorkommt als im Norden, ganz ähnlich verwendet wie in den angrenzenden romanischen Mundarten Suffixverbindungen wie -ELLU/A + -INU/A (das dem mhd. *-ellin* wohl zugrunde liegt, also entlehnt). Diese „verkleinerten“ Zeitwörter haben meist eine abschwächende, **inkohative** Konnotation: So bedeutet mda. *süüda* ‚sieden‘ wie in der Hochsprache, aber *sütterla* ‚leicht siedeln‘; *dötterla* ‚eine Ahnung bekommen, schwanen‘ hat auch diese sich anbahnende, verstärkende Bedeutung, aber als Walser Import einen ganz anderen Hintergrund (frz. *douter* refl. ‚ahnen‘, *se douter de quelque chose*).

Man hört nicht selten alem. *schnéiala*, *régnala*, bezogen auf Kinder auch *läufala*, *täppala*, *schlœæffala*, *güggala* und viele andere mehr. Das kann man in der gleichen Weise romanisch formulieren; deutsch wird die Konnotation manchmal mit „ein bißchen, ein wenig, leicht“ *schneien* oder mit eigenem Verb wie *nieseln* ausgedrückt.

Ich verstehe nicht ganz, warum sich manche Germanisten so sehr sträuben, einen etymologischen Ansatz auch außerhalb des Germanischen zu suchen. Es kann kaum an mangelhaften Lateinkenntnissen liegen, denn die vorige Generation hat die alten Sprachen besser beherrscht als unsere Zeitgenossen (die sich mehr auf moderne Sprachen verlegt haben). Das Oberdeutsche, also das Alemannische und Bairische, hat als Grenzgebiet zur Nordromania, zum Rätoromanischen und Ladinischen wesentlich mehr vom romanischen Substrat übernommen, als man gemeinhin annimmt. Ich möchte das aufzeigen an einem Zeitwort, das im Vorarlberger Oberland ‚fallen‘ bedeutet, nämlich **troolen** (Allgäuer 1, 441), gesprochen [tró:la]. Die Walser verwenden dafür eher *geheien* gespr. [khäja] (Allgäuer 1, 630), das sicher deutschen Ursprung hat.

Auffällig ist im Vorarlberger Wortschatz, dass wir gleich *drei* Wörter nebeneinander für den Begriff ‚fallen‘ verwenden. Das Standardwort im Deutschen ist wohl *fallen* im Sinne von frz. *tomber* oder ital. *cadere*, in der näheren romanischen Umgebung zlad. *tomè* oder verstärkt *splunfè* ‚plumpsen‘ (Dolomiten), bei den Graubündner Rätoromanen surs. *curdár*, *cróda* < *CORROTARE ‚zusammenfallen‘ und *cupitgar* ‚umstürzen (mit dem Kopf voran)‘ oder *ruclar*, auf das ich zurückkomme. Im Engadin gilt ebenso *crudér*, sodann entlehntes *caskér* (ital. *cascare*) nebst dem umschreibenden *der gïo*

‚niedergehen‘. Ich nenne die Bezeichnungen der Nachbarn, weil zwar das ahd. *fallan* in germanischen Sprachen verbreitet ist und als Grundbedeutung etwa ‚(ein)stürzen‘ zeigt, das gängige Wort im Vorarlberger Oberland dafür aber **troola** [tró:la] sein dürfte, dessen bisherige Deutungen (Stucki: *thraul-*; Allgäuer: mhd. *trollen*) keineswegs überzeugen können. Dazu kommt noch das Verbum *gehéien*, das vielleicht die Walser mitgebracht haben.

Primär ist sicher ein Verb **troolen** und nicht das (rückgebildete) Substantiv *Trool* m. anzusetzen, das L. Jutz im Vorarlberger Unterland und als Femininum *Trole* im Bregenzerwald belegt, also marginal (Wb. 1, 622). Im Süden Vorarlbergs ist *troola* das Normalwort für ‚fallen, stürzen‘, soweit ihm in Walsergebieten nicht [khäja] Konkurrenz macht. Das Verb *fál(l)a* dürfte über die Hoch- und Verwaltungssprache eingedrungen sein und hat eine allgemeine, breitere Bedeutung (vgl. Allgäuer 1, 534), auch in übertragenem Sinn, die den beiden vorgenannten Verba abgeht. Das zeigen Wendungen wie „eppas ischt i ds Wasser gfalla“ neben „er ischt in Bach troolat“.

Das Verb *troola* bedeutet im Walgauer Sprachgebrauch ‚(um) fallen, hinfallen (Personen), herunterfallen‘, somit sagt man áhetroolat oder ússitroolat ‚(auf den Boden) hingefallen‘, aber auch áahetroolat ‚hinabgefallen‘, *vertroolat i dr Alp* ‚in der Alpe zu Tode gefallen‘, *zématroolat* ‚zusammengefallen‘: Die jüngere Generation würde diese Wendungen z. T. mit *fal-len* bilden. In analogen Wendungen wie *auffallen*, *einfallen*, *überfällen*, *zufallen* etc. kann man jedenfalls *troola* nicht einsetzen.

Nicht geläufig ist mir der Gebrauch von *troola* für ‚rollen, kollern‘, das ich mit *kúgla* oder *róllna* wiedergeben würde; das Kausativum *trööla* hat jedoch klar diese Bedeutung, etwa wenn man sagt: *vertrööla d’Öpfel net* (Transport) im Sinne von ‚lass sie nicht wegrollen‘. Das veranlassende Verb *vertrööla* impliziert für mich etwas Rundes, auch eine Heuburde oder einen Käseleib, die ‚verkugeln‘, also umstürzen oder wegrollen. Eine *Trööla* f. ist meines Wissens ein runder, etwas längerer Baumstamm (gegen den kürzeren *Bâra*), also Rundholz; dazu passt etwa *a-n uftrööla(a)te Baarga*, aus Rundholz mit Zwischenräumen gebaut gegen einen geschlossenen sog. *Strick* aus behauenen oder gesägten Balken.

Die Herkunft von mda. *troola* ist bislang nicht geklärt geworden. Schatz bringt Belege wie *Troale* aus dem Lechtal und *trôle* ‚fortwälzen‘ für Tannheim (1956, 652), das im Walgau *trööla* (transitiv) wäre. Das *treila* im Oberinntal (Schatz 648) entspricht eher dem alem. *trüala* ‚trenslen‘, abgesehen von *vertréila* ‚schlecht hüten, sodass Tiere verfallen‘. Die Ableitung *vertroola* in diesem Kontext rückt in die Nähe von ‚kollern, sich überschlagend stürzen‘, ein drastisches Bild von Menschen oder Tieren, die in den Felsen abstürzten oder *vertroolat sen*, wie wir sagen.

Nach meiner Ansicht hat *troola* als Grundbedeutung ‚rollen, kugeln‘; das kann man mit der Bedeutung im Randgebiet Paznaun belegen, wo mda. *khúgla* für ‚fallen‘ eingedrungen ist (Köck 157). Im Walgau unterscheidet man mda. *trööla* ‚rollen, wälzen‘ und *troola* ‚fallen, stürzen‘. Das dte. *rollen* ist eine



junge Entlehnung aus dem Französischen, die hier als Ansatz nicht in Frage kommt. Die ennetbirgischen Walserdialekte zeigen unter ital. *cadere* nur *falle*, aber unter ital. *rotolare* ‚rollen; refl. sich wälzen‘ dagegen *trólo*, *trelt* (Greschoneytitsch 207) und *trúalun* nebst refl. *dschi trüelljen* (D'Eischemtöitschu 223). Das ergibt einen brauchbaren und überzeugenden Ansatz in einer Ableitung zu ROTA, nämlich ROTULUS ‚Rolle, Walze‘ und das Verbum *ROTULARE ‚rollen‘. Das mda. *ródlá* ‚schlittern, rutschen‘ (Allgäuer 2, 1274), das außer ‚Schlitten fahren‘ auch allgemeiner ‚gleiten, rutschen, kollern‘ meint, ist auch als rtr. *ruclár* oder *roudlár* ‚rollen, purzeln‘, transitiv ‚wälzen‘ üblich (Hwb. 2, 677) und offensichtlich der Vorläufer, regulär entwickelt aus lat. *ROTULARE. Unser *troola* entstand aus *rodlar* durch Umstellung von Konsonanten, wie sie öfters vorkommt. Vielleicht gehört auch *Trodl* m. in diesen Kontext, das in meinem Walgauer Sprachgebrauch soviel wie ‚Verwicklung, Knoten (Faden, Schnur)‘ bedeutet, oft übertragen gebraucht für ‚Unstimmigkeit, Verwirrung‘ (vgl. Allgäuer 1, 440).

Zum Abschluß wollen wir noch einen kurzen Blick auf die Windbezeichnungen werfen, die in sprachlichen Rand- und Kontaktgebieten nicht selten überlappen. Wer einmal in Dalmatien Urlaub gemacht hat, kennt vermutlich die *Bóra*, einen recht frischen und kräftigen Nordwind. Auch in Slowenien und Kroatien haben die Winde trotz slawischen Umfelds griechisch-lateinische Namen, denn *Bóra* wird zu *Bóreas* gestellt, dem wichtigsten der griechischen Windgötter: slov. *Búrja*, kroat. *Bura* und Ableitungen wie *Borína* oder *Burásco* kennt man an der Adria. Andere für die Seefahrt wichtige Winde wie die *Tramontána* haben hier die Venezianer bekannt gemacht, die nach den Griechen die Meere weithin beherrscht haben.

In unseren rätischen Bergen sind einige Windbezeichnungen ganz eindeutig älter als die herrschende alemannische Mundart, wie schon der Sammelbegriff *Luft* erkennen läßt. Wenn es draußen windet, sagen wir: *es gáht dr Luft* oder auch *es luftet*, *es blääst (dr Pföö)*. *es pföönat*, *es biischat*, *dr Haaterer khunt*, *d'Jochbiischa gon ...* Man untercheidet also den Südwind (Föhn) und den Nordwind (Heiterer) als wichtigste lokale Winde in den Nord-Süd-Tälern wie dem Illtal oder dem Vorderrheintal. Und dann gibt es in den Bergen natürlich den Winterwind, der meist Schnee daherbläst, wenn *d' Jochbiischa* gehen, wie wir sagen.

In der deutschen Umgangssprache sagt man „die“ *Luft*, die *Zugluft* (mda. *es züücht* ‚Durchzug‘, ebenso rtr. *tilár*, *trar*), wir sagen dagegen: **dr Luft** nüm̄t ds Loob vo da Böm, dr Luft hot d'Haanza-n-abtreet (*abträägat?*), *es gäǟt dr Luft*; *ab'm Luft* oder *hinder Luft* ‚im Windschatten‘ (Allgäuer 2, 1078). Wenn man im innersten Montafon dagegen von *Wind* spricht, wie auch montaf. *Geechwindá* f. ‚Schneeverwehung‘ zeigt (Allgäuer 1, 617), so verweist das auf Walser: Gaschurn hat deren Bezeichnung angenommen, denn im Kleinwalsertal wie auch im Ennetbirgischen sagt man *Winn*, *Wenn* (Greschoneytitsch 263), maskulin wie mda. *Luft* in dieser Bedeutung. Wie in der Hochsprache heißt es aber in der Mundart auch: *dá hât's a Luft* zom Schniida, *i khriag kha Luft me*, übertragen *dia Schruufa hat Luft* und ähnlich, wo die Bedeutung die für dt. *Luft* übliche ist. Man möchte als Muttersprachler wohl

annehmen, daß durch das maskuline dt. *Wind* das Genus von *Luft* geändert worden sei.

Es ist aber ebenso möglich, daß sich die romanische Sprache, die hier immerhin ein Jahrtausend lang gesprochen wurde, noch immer bemerkbar macht. Ein Seitenblick auf das Rätoromanische, das sich bei den Graubündner Nachbarn bis heute erhalten konnte, dürfte deshalb nicht ganz ohne Interesse für unsere Mundart sein. Unsere romanischen Nachbarn sagen *vent* oder *suffel*, beide sind maskulin. Daß längerer Sprachenkontakt ein Geben und Nehmen bedeutet, erweist die Entlehnung von dt. *Luft* in der Surselva.

Der wichtigste Wind in unseren Längstälern dürfte wohl der *Föhn* sein, den wir **Pföö** nennen, ein gewöhnlich warmer Wind aus dem Süden (bei den Walsern auch ‚der welsche Wind‘ genannt). Die Tiroler sagen dazu *warmer Wind* oder *Pfíen*, poetischer *Türggenröster* (weil er in höheren Lagen noch den Maisanbau erlaubt hat). Trotzdem ist der *Föhn* nicht sonderlich beliebt, weil er oft sehr stürmisch bläst oder mitten im Winter nasses Tauwetter verursacht.

So sagt man, wenn jemand zornig herumläuft, *er pföönat umanand* oder *er hât da Pföö* (im F. ‚Hintern‘, vgl. Allgäuer 1, 577). Das hat wohl auch damit zu tun, daß manche Leute wetterfühliger sind und auf die Temperatur- und Luftdruckschwankungen reagieren, wenn *dr Pföö gäǟt*. Bei Föhnwetter sind viele Mitmenschen gereizt und reagieren ungewohnt heftig, wozu es auch einige Literatur in der Mundart gibt.

Der Name des Südwindes wird hergeleitet vom lat. FAVONIUS, das zu FOVERE ‚wärmen, kosen‘ gehört. Im Romontsch heißt er *favúgn*, im Stammland Italien *faógn*, span. *faguéño* ‚Westwind, Frühlingwind‘ etc. Es gibt verschiedene Erklärungen, um vom vulgärlat. **faónio* zum ahd. *fônno* zu kommen, aber keine sprachlich exakte Herleitung von diesem ahd. *fônno* bis hin zu alem. *Pföö*. Manche Germanisten nehmen mit guten Gründen an, der *Föhn* sei entlehnt aus dem Schweizerdeutschen, weil vor dem 16. Jht. die Bezeichnung im Deutschen zu fehlen scheint. Man sollte bei der Herleitung dem mda. Anlaut (Affrikate) *Pf-* mehr Aufmerksamkeit schenken, denn der Ersatz von rom. *f-* (stimmlos) durch alem. *pf-* verweist auf eine Übernahmezeit nach etwa 1200, ein kleines Zeitfenster, in welchem dt. *f-* stimmhaft war und daher nicht als Ersatz für das rom. *f-* verwendet werden konnte. Die deutsche Affrikata *pf-* ist hier sicher kein Ergebnis einer deutschen Lautverschiebung (wie *p > pf*), sondern Ersatz. Es gibt mehrere Wörter, die diesen selteneren romanisch-deutschen Lautersatz zeigen, und sie alle weisen auf die deutsch-romanische Sprachgrenze: *Pfürri* < FURIA, ebenso eine Reihe von Flurnamen wie *Pfóppa* < FOVEA ‚Grube‘, *Pfratta* < FRACTA ‚Bruch‘, *Pf óssa* < FOSSA ‚Graben‘ etc.

Ein anderer lokaler Wind ist der *Haaterer*, der „heiteres“, also schönes Wetter bringt. Im Walgau (Bürs) ist es der Nordwind, im Montafon anscheinend der Föhn (Allgäuer 1810), in Lech der Ostwind (Jutz 1, 1368: *Héiterer*). Weil die Wortfamilie dt. *heiter* in der Mundart nicht sehr verbreitet ist, kommen Bedenken auf, ob die Bezeichnung wirklich genuin deutsch sei. Weil nun **seréin** im Surselvischen den kühlen Morgenwind



meint, der oft aufklart (auch: *serenélla*, *serenézi*; im Veltlin *seréna* ‚nächtliche Briese‘), liegt eine Übersetzung nahe, und zwar romanisch → deutsch.

Von **Jochbiischa** [jóχbi:ža] spricht man, wenn der Wind lange Schneefahnen über die Bergkämme hinauszieht; gängiger scheint das Verbum *biischa* ‚winden und schneien zugleich (Schneegestöber)‘ zu sein, das nicht mit *biisa* zu verwechseln ist und von Kühen gesagt wird, wenn sie ‚vom Ungeziefer geplagt davonstürmen‘ (Kleinwalsert. Wb. 41). Das letztere gehört zu ahd. *pison* (EWD 1, 280), während *biischa* anscheinend von den Walsern mitgebracht wurde und zu frz. *bise* ‚(Nordost)wind‘ gestellt wird. In Tirol scheint dafür *Gáchwint* m. einzutreten als ‚Sturmwind, zumal der Schnee treibende‘ (Schatz 1, 199). In den Dolomiten sagt man *gumfedé*, das vielleicht zu CONFLARE ‚zusammenblasen‘ gehört, ebenso *gunf* m. ‚Schneewächte‘ (EWD 3, 458).

Bei nicht wenig Wörtern schwankt man und zögert, sie aus dem Rätoromanischen herzuleiten, wenn es um alltägliche Dinge geht. In Randgebieten der Sprache (Sondersprachen, Affektbereiche) ist die Wahrscheinlichkeit von Relikten viel größer. Es bleibt ein relativ großer Zwischenbereich im Wortschatz, der sehr deutliche Spuren des langen Sprachenkontakts aufweist, auch wenn lautliche Konvergenzen im Vorderland und erst recht im Norden Vorarlbergs oft zu Umdeutungen geführt haben. Manche Parallele wird verdeckt bleiben, weil auch die Philologen (-innen) eine Muttersprache haben und die Kontaktsprache nicht entsprechend gut kennen.

Literatur

- Allgäuer, Hubert: Vorarlberger Mundartwörterbuch, Feldkirch 2008, 2 Bde. (mit breiter Bibliographie)
- D'Eischemtöitschu, Vocabolario Italiano – Töitschu, Gressoney St. Jean 1988
- Decurtins, Alexi: Niev vocabulari romontsch sursilvan – tudestg, Chur 2001
- Ebneter, Theodor: Wörterbuch des Romanischen von Ober- vav, Lenzerheide, Valbella, Tübingen 1981
- Greschoneytitsch, Vocabolario Italiano – Titsch, Gressoney (Aosta) 1988
- Greyerz, Otto von: Sprache, Dichtung, Heimat, Bern 1933
- Handwörterbuch des Rätoromanischen, initiiert von H. Stricker, hg. von Rut Bernardi, A. Decurtins, W. Eichenhofer u.a., Zürich 1994, 3 Bde. Hwb.
- Jutz, Leo: Vorarlbergisches Wörterbuch, Wien 1955-65, 2 Bde.
- Kluge, Friedrich / Seebold, Elmar: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1989
- Köck, Walter: Talas Talein, Erlebtes, Gehörtes, Erfragtes a.d. Paznaun, o.O.o.J.
- Kramer, Johannes: Etymologisches Wörterbuch des Dolomitenladinischen, Hamburg 1998, 8 Bde. EWD
- Mätzler, Sr. M. Clarina: Romanisches Wortgut in den Mundarten Vorarlbergs, Innsbruck 1968

- Pallioppi, Emil: Wörterbuch der romanischen Mundarten, Samedan 1902
- Pallioppi, Zaccaria und Emil, Dizionari dels idioms romauntschs, Samedan 1895
- Plangg, Guntram: Mda. *Turm*, *Tirm* und Verwandtes. In: *Cultura animi* (= Fs. für Roberto Cottéri), Meran, Akademie dt.-ital. Studien 2010, 238-241.
- Plangg, Guntram: Mundart unter der Lupe. In: Jahresbericht 2016 der Montafoner Museen, Schruns 2017, 118-123.
- Schneider, Elmar: Romanische Entlehnungen in den Mundarten Tirols, Innsbruck 1961
- Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld 1881 ff. Id.
- Soler, Clau: Romanisch in Schams. Zürich 1991
- Sonder, Ambros / Grisch, Mena: Vocabulari da Surmeir, Chur 1970
- Tiburt, Fritz / Drechsel, Werner / Keßler, Karl: Kleinwalsertaler Mundartwörterbuch, Immenstadt 1995
- Trüb, Rudolf: Die Sprachlandschaft Walensee – Seeztal, Frauenfeld 1915
- Vieli, Ramun: Vocabulari tudestg – romontsch sursilvan, Chur 1944



Spaziergang durch die Montafoner Sprachgeschichte

Persönliche Überlegungen – vorher, dabei, nachher

Warum ist der Montafoner Dialekt von UNESCO Österreich zum wertvollen Kulturerbe erklärt worden? *Warum usgrächnat s Muntafunerisch? Was ischt do so Bsundrigs dra?* Wie oft bin ich das schon gefragt worden? Sehr oft.

Als uns Michael Kasper einige Jahre früher von seiner Idee erzählte, für die Mundart des Tales einen Antrag um Aufnahme in das UNESCO-Verzeichnis des wertvollen immateriellen Kulturerbes zu stellen, da habe ich mir diese Fragen auch gestellt. Für mich war jede Mundart etwas Besonderes. Und als Lehrer hatte ich nie verstanden, warum die Beschäftigung mit Dialekt im Lehrplan nirgends zu finden war. Heimatkunde hieß ein Fach früher, die Sprache der Heimat aber kein Thema. Für alle Mädchen und Buben in meiner einklassigen Schule *of am Gamplaschg war s Muntafunerisch* ihre Muttersprache. Aber nach Anweisung der Lehrplanmacher, der Schulaufsicht hatte der Dialekt keinen Platz im Klassenzimmer. Deutschunterricht hatte Hochdeutsch-Unterricht zu sein. Stiefmuttersprache oder erste Fremdsprache: Schuldeutsch.

Lieblingswörter

Für mich ist die Bestätigung des Dialekts als wertvolles Erbe eine Genugtuung. Nicht lange gezögert habe ich deshalb mit einer Zusage, als mir Michael Kasper vorschlug, zur Septimo-Zeit einen „Spaziergang durch die Montafoner Sprachgeschichte“ zu planen. Wir treffen uns beim Heimatmuseum Schruns, diesem Haus der Geschichte im Hauptort des Tales. Herrliches Spaziergang-Wetter. Die Gruppe hat eine gute Größe für Gespräche miteinander.

Nur die neu zugezogene Frau aus den Niederlanden muss passen, als die Runde gebeten wird, mit dem Vornamen ein persönliches Lieblingswort aus dem Montafoner Sprachschatz zu nennen. Ganz erstaunlich dieses Wortpotpourri, das da zusammenkommt. Etliche Wörter, die auf der roten Liste stehen wie *Schafträti, Gulimug, schlems, brotaschtöbig...* Als jemand *Fifoldera* nennt, sagt ein anderer, für ihn sei das ein *Pifoldera*. Als der *Hennatschätter* und das *Quaddapätschli* genannt werden, kommt viel Zustimmung. Wörter mit Gefühlswert aufgeladen sind dabei. *Hengera, dr Maisäb, s Pfüfli* werden genannt. Unverzichtbar für die Kommunikation: *wädli, mollbak, wellaweg*. Farbtupfer für eine lebendige Sprache. Poetisch klingen *Dörrgütschbombeer, Gigagampfa*. Ja, und ein kräftiges Schimpfwort ist tatsächlich auch dabei.

Vor ein paar Jahren hatte ich einmal begonnen, Schimpfwörter, spaß- und boshafte Zuschreibungen – *Titulatura* – im Dialekt zu sammeln. Einen Rap wollte ich machen. Den hat es dann nicht gegeben, aber in diese Auslese kamen überraschend viele originelle, anschauliche Ausdrücke für weibliche und männliche Montafoner: *Zwörgl, Röfischlitta, Pfliterfödl, Gmingata, Rüalzapfa...*

Den späteren Versuch, eine Liste mit freundlichen, liebevollen Zuschreibungen für erwachsene Mitbürger zu erstellen, gab ich mangels ausreichender Substanz wieder auf.

Jedes Haus eine Geschichte

Auf dieser kurzen Wegstrecke vom Heimatmuseum über den Kirchplatz in die Silvrettastraße bis zum Josefsheim findet sich viel Denkmalgeschütztes. Jedes Gebäude hat Geschichten zu erzählen. Es beginnt mit *dr Kilka* und dem *klina alta Hüsli vis-a-vis*. *Do hot dr Mesmer möt sina elf Gagla gwohnt*, übernimmt eine Teilnehmerin die Information für die anderen.





Am nördlichen Rande vom *Kilkaplatz schtot d Gme - dia o Schualhus gsi ischt - und da Pfarrhof*. Vor Jahren das absolute Machtzentrum des Ortes. Und was die Hierarchie-Pyramide anbetrifft, hat das Biedermann in einem seiner *Gsätzele* geklärt:

*Der Her und der Vorstehr
regiaren halt d' Gme',
der Vorstehr gilt etschas,
der Her, der gilt meh.*

Dieser Johann Baptist Biedermann war Chef im Hotel Taube, das den *Kilkaplatz* in östlicher Richtung begrenzt. Dahin kamen nach dem obligaten Besuch der Sonntagsmesse die Schrunser zum Frühschoppen. Vieles, was Wirt Biedermann, beobachtet, verwandelt er in Literatur. Literatur in der „Volksprache“, wie er die Mundart nennt. Viel Freude mit ihm und seinen Texten öbr *d Liabi*, öber *s Hengara* dürfte der *hochwürdig Her* im Pfarrhaus nicht gehabt haben, gilt der dichtende Hotelier doch als Freigeist, der es gar nicht so eng mit der Religion hat.

Biedermann ist der Klassiker unter den Montafoner Mundart-Literaten. Deren Arbeiten haben Anteil daran, dass die Jury von UNESCO-Österreich *Munfamerisch* als Kulturerbe auszeichnet.

Materialien eines Vorarlberger Sprachschatzes

Aus dem Liechtensteinischen Dorf Mauren stammen Biedermann's Vorfahren. Sein Vater hat die Tochter des letzten Montafoner Landammans Ignaz Vonier geheiratet. Die Volksschule hat Johann Baptist in Schruns besucht, in Feldkirch das Jesuiten-Gymnasium, die Matura bei den Benediktinern in Meran abgelegt. Dann Rechtswissenschaft in Innsbruck studiert und 1870 mit dem Doktorat abgeschlossen. Kurz arbeitet er als Rechtsanwalt in Bludenz, übernimmt aber bald den Hotelbetrieb in Schruns. 1873 heiratet er die Toch-

ter des Sternewirts Ludwina Jochum. Handelt mit Vieh und Holz, berät die Bauern weiterhin juristisch.

1891 werden erstmals Texte von ihm in einer Anthologie gedruckt. „Nüt för uquat“ heißt sein 1897 erschienener Gedichtband. „Ermutigt mit meinen dichterischen Versuchen vor die Oeffentlichkeit zu treten“ habe ihn der „anhaltend gute Klang“ des Buches NIT LUGG LO von Gabriel Ludwig Seeger, dem Seeger an der Lutz. Mit seinem „poetischen Versuch“ möchte er auch einen „Beitrag zu den Materialien eines Vorarlberger Sprachschatzes“ leisten, schreibt er im Vorwort.

„An meinem Lebensabend schellt und klingelt es immer noch in meinem Innern“, schreibt der 53jährige im Vorwort. Nun, dieser Lebensabend dauert noch weitere sechsundzwanzig Jahre bis zu seinem Tod im Herbst 1923. Fast hätte er den heute berühmtesten Gast in seinem Hotel noch kennen gelernt.

Es war ein guter Platz zum Arbeiten

Im November 1924 kommt ein amerikanischer Journalist, der in Paris arbeitet, sich mit mäßigem Erfolg als Schriftsteller versucht hat, nach Schruns. Er hat für sich und seine Familie in der „Taube“ Zimmer bis Ostern gebucht. Mit ihm ziehen seine Frau Hadley und der einjährige Sohn John, genannt Bumby, ein. In Schruns sei es ruhig, sonnig und billig. So hatte ein Kollege diesem Ernest Hemingway die Überwinterung im Montafon empfohlen. Ernest entdeckt für sich das Schifahren, liebt die Schitouren ins Gebirge. Auch im darauf folgenden Winter ist die Familie wieder da. Ernest arbeitet in diesen Wochen viel an seinem ersten großen Roman. Weil Schruns auch ein guter Platz zum Arbeiten sei, teilt er mit. Der Erfolg von „Fiesta“ machte ihn zu einem anerkannten Schriftsteller.

Was würde wohl Dr. Johann Baptist Biedermann sagen, wenn er heute zurück käme und entdeckte, dass auf seinem Hotelgebäude für den berühmten Nobelpreisträger Hemingway eine Tafel angebracht ist. Und er keine mit seinem Namen finden könnte?

Ein Haus als eine Art Schanier

Tubagarta. Nach dem Spaziergang! Frühmesserhaus. Denkmalgeschützt. Josefsheim. Denkmalgeschützt. Unter Protest vieler Frauen als Entbindungsheim vor Jahren geschlossen. Damals meinte eine: Wird halt keine gebürtigen Montafoner mehr geben.

Nach den vielen ehrwürdig alten Häusern bleiben wir vor der neuen Firmenzentrale stehen. Alpinsportzentrum. Will „ein sichtbares Zeichen in die Zukunft von Unternehmen und Tal“ sein.

Einander erzählend, miteinander sprechend sind wir unterwegs. Haben uns bisher in zwei Sprachen ausgetauscht. Jetzt kommt eine weitere dazu: Fachsprache. Architekt Bernardo Bader erklärt sein Bauwerk: „Städtebaulicher Leitgedanke ist eine solitäre Baukörpersetzung, welche im Zusammenspiel mit der umgebenden Bebauung einen neuen, gefassten Platzraum schafft. Das neue Haus funktioniert als eine Art Schanier, welches Raumgefäße am Ort in ihrer Semantik wie auch stadträumlich miteinander verzahnt. Das wiederum sichert qualitativ die langfristige, raumplanerische Binnenentwicklung der Marktgemeinde Schruns im Montafon.“

Muntafunerisch – eine Besonderheit

Schaniere in längst vergangene Zeiten des Tales sind auch Worte, die uns geblieben sind. Ich biete eine kleine Auswahl von Dialektwörtern - eingebettet in eine kurze Geschichte - mit der Frage an: Welches Mundartwort ist wohl das älteste?

Zur Auswahl stehen:

Alp – Rüfi – Marenda – Barga – äschper – Tieja (Dieja) – Muramenta.

Die meisten tippen auf Tieja. Klingt wohl sehr alt.

In der Begründung der UNESCO-Kommission für die Aufnahme in die Liste des schützenswerten sprachlichen Erbes liest man: „*Muntafunerisch*“ stellt eine Besonderheit innerhalb der österreichischen Dialekte dar. Eingebettet in die Vorarlberger alemannisch-schwäbische Dialektlandschaft zeichnet sie sich durch Beibehaltung älterer Reliktörter aus. Diese stammen aus der Siedlungsgeschichte.

Nimmt man diese kleine Liste von Reliktörtern, zu denen auch die Namen der zwei Bäche Litz und Ill zählen, fragt man Sprachforscher nach ihrer Herkunft, wirft das schwierige Fragen auf. Wer waren diese Siedler? Welche Sprache, welche Sprachen hatten sie?

Siedlungsgeschichten

Wie war das doch noch so einfach, was wir Älteren in der Schule gelernt hatten: Illyrer und Kelten seien die ersten Montafoner gewesen. Dann hätten Räter das Tal besiedelt. Zu Beginn der christlichen Zeitählung marschierten die Römer herein, angeführt von Drusus, dem Stiefsohn des Kaisers Augustus. (Nach dem wir freundlicherweise einen Gipfel benannt haben.) Die vorher da waren, hätten sich mit den neu dazu Gekommenen sprachlich vermischt und deshalb Rätoromanisch gesprochen. An der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert kamen auch noch alemannische Walser ins Tal herein, die den Montafonerinnen und Montafonern Deutsch beigebracht haben. So war das.

Nein, so war es nicht. Illyrer waren wohl nie hier. Ob die Räter ein Volk waren oder ob das Wort eine Gruppe von Stämmen bezeichnet, das wissen wir immer noch nicht. Vor einiger





Zeit haben Wissenschaftler die These aufgestellt, die Räter könnten „verwilderte Etrusker“ gewesen sein, die bei der keltischen Invasion - 400 v. Chr. - in die Alpen flüchten mussten. Andere Leute aus der Wissenschaft wiesen das als völlig unglaubwürdig zurück. Neuerdings soll jedoch eine sprachliche Verwandtschaft zwischen Alpenbewohnern der Antike und den Etruskern bestätigt worden sein.

Indogermanisch ist keine Sprache

Es bleibt spannend. Schön, dass wir um- und dazulernen können. Vermutlich hat keiner meiner Lehrer gewusst, dass die beiden Begriffe Rätromanen und Rätoromanisch erstmals 1883 (!) vom Schweizer Sprachforscher Theodor Gartner (um nicht erfunden zu sagen:) geprägt worden sind. Damit aber nicht genug.

Indogermanisch ist keine Sprache. Der Begriff bezeichnet einen Sprachraum. Unser Germanen-Deutsch ist nicht, wie Generationen von Deutsch-Lehrer ihren Schülerinnen und Schülern beibrachten, mit Indisch (Sanskrit sagte mein Professor!) verwandt. Indogermanisch bezeichnet keine Sprache, es nennt den riesigen Raum zwischen den germanischen(?) Volksgruppen im Westen und den indischen Ethnien im Osten. Irgendwo in einer Steppe im russisch-asiatischen Grenzgebiet soll sich eine längst ausgestorbene Ursprache gebildet haben. Unser Dialekt, unsere Standardsprache sind zwei der vielen Tochtersprachen, die sich daraus entwickelten.

Woher man das weiß, ist die berechtigte Frage eines Teilnehmers an unserem Spaziergang. Er habe das auf der Universität auch anders gelernt. Diese gemeinsame sprachliche Vorläuferin - Protoindoeuropäisch - wurde durch sprachwissenschaftliche Methoden erschlossen. Eine Theorie, die sich bestätigen und bewähren muss. Nicht ganz unmöglich, dass sie auch wieder wankend wird.

So interessant ist es, wenn wir den Reliktwörtern unserer Montafoner Mundart nachspüren. Spannend, verwirrend, Wissen und Fantasie herausfordernd ist das. Montafoner Museen und Heimatschutzverein leisten verdienstvolle Arbeit durch die Herausgabe von Publikationen in denen beispielsweise Flurnamen dokumentiert und gedeutet werden.

Wie hat Ötzi gesprochen?

Welches ist nun das älteste zuordenbare Wort unserer kleinen Auswahl aus der umfangreichen Liste Montafoner Reliktwörter? „Die sprachlichen Besonderheiten werden in der Sprachwissenschaft als beispielhaft für Lautentwicklungen und Sprachkontakt herangezogen“ (UNESCO-Gutachten). Sprachkontakte mit wem? In der jüngeren Geschichte brachten die Montafoner Arbeits-Emigranten Wortspenden aus Frankreich mit, die dem Wortschatz des Tales hinzu gefügt worden sind. Travail toujours beispielsweise. Doch viele Wege, auf denen *üseri Muntafuner Usdrück* einwanderten, liegen noch im Dunkeln. Nicht einmal über die Bedeutung des Talnamens gibt es Gewissheit. Ist der *munt davon*, der „Berg da hinten“ gemeint? Der *munt tofun*, der auf der Suche nach Erzen „durchlöcherter Berg“ könnte ebenfalls Namensgeber gewesen sein.

In den Tiefen der Zeit, in längst ausgestorbenen Sprachen haben viele Dialektwörter, auch die auf unserer Liste, ihren Ursprung. *Barga*, ist in diesem indogermanischen Sprachenkreis zu suchen. Die Franzosen haben die Erinnerung an das Ursprungswort in ihrem baroque. Die *Rüfi* gibt es als vorrömische *rofina*; äschper hat ein lateinisch-romanisches Geschwisterwort (*asper*). Unser Murmeltier, im alpenromantischen Dialekt *Buramenta/Wuramenta/Wurmenta*, war vermutlich einmal die *mur montis*, diese richtig große Maus der Berge. *Tieja/Dieja* hat eine Schwester im festlandkeltischen *tegia*.

Und welches ist nun das älteste Worte? Vorindoromanisch, meinen Sprachwissenschaftler, dürfte *Litz*, der Name des Baches aus dem Silbertal sein.

Bleibt noch das Wort *Alp*. Sprachgeschichtlich Kundige ordnen *Alp* einer vorindogermanischen Sprache zu, die im dritten Jahrtausend v. Chr., vielleicht noch früher, gesprochen wurde.

Nette Vorstellung: Ein zum Leben wiedererweckter Ötzi würde uns verstehen, wenn wir ihn *zom Mötgo off d Alp* einladen würden.

Unser schützenswertes Erbe

Es bleibt spannend! Längst nicht alles ist gesichertes Wissen. Viel Neues wird dazu kommen. Wäre interessant zu wissen, wie die Montafoner in der erst vor wenigen Jahren entdeckten und ausgegrabenen Burg im Bartholomäberger Friaga Wald gesprochen haben. Wer weiß, vielleicht werden wir es bald erfahren. An der Universität in Innsbruck forscht ein Sprachwissenschaftler über bronzezeitliche Sprachen.

„Montafoner Dialekt ist auch heute noch zentraler Teil der Identität ... Muntafunerisch wird bewusst gepflegt und tradiert...“ (UNESCO-Gutachten).

Ja, diese unsere Dialektsprache ist ein wertvolles Erbe. Wissen darüber hilft dem Auftrag, das Erbe zu schützen. Nicht in einem musealen Sinn, als lebendiges Kommunikationsmittel im Alltag, auch mit Veränderungen soll sie weiterleben. Werden wir das schaffen?

Ein Erleben nährt meine Hoffnung. Es gibt da diesen netten, freundlichen Kellner, der mir und anderen beim Gehen immer die Hand gibt. Und sich mit einem fragenden *bis mara* verabschiedet. Seine Muttersprache ist Kroatisch. Letzthin habe ich mitgehört, wie er norddeutschen Gästen einige Eigenheiten des Montafoner Dialekts erklärte. Das mit dem *marä*. Dass der Satz „Ich liebe dich“ ins Montafonerisch übersetzt heiße: *I hon di gära!*

Wenn das nicht Hoffnung auf den Erhalt unseres Erbes macht....!

Volkskunde



Johannis- oder Sonnwendfeuer? Geschichte des Feuerbrauchtums rund um den Sommerbeginn im Montafon

Feuerbräuche rund um den längsten Tag des Jahres erleben in den letzten Jahren eine neue Konjunktur. Die weithin sichtbaren Höhenfeuer sind für viele Menschen eine überaus attraktive Erscheinung – sowohl für die Zuschauenden im Tal wie auch für die Aktiven am Berg. In den Medien wird jeweils ausführlich – und häufig unter Verweis auf vermeintlich uralte, mythische und heidnische Wurzeln des Brauchtums – berichtet.¹

Zur Geschichte dieser Bräuche liegen aber bis dato nahezu gar keine seriösen Forschungen vor. Die volkswissenschaftlichen Untersuchungen zu Feuerbräuchen konzentrieren sich in ganz Vorarlberg fast ausschließlich auf den Funkensonntag² sowie das Scheibenschlagen³. Deshalb soll an dieser Stelle ein auf den überlieferten Quellen basierender Streifzug durch die Geschichte der sommerlichen Feuer in der Region Montafon unternommen werden.

Neben Jesus und Maria wird im christlichen Jahreskreis nur der Geburtstag von Johannes dem Täufer begangen. In Analogie zur Feier der Geburt Jesu am 25. Dezember wurde der 24. Juni als Gedenktag für Johannes gewählt. Die Popularität des Heiligen kann wohl mit dem Termin der Sommersonnenwende in Verbindung gebracht werden. Zur Zeit des längsten Tages, sechs Monate vor der Geburt des Messias, lud der Termin zum Feiern ein. In vielen Regionen Europas wurden daher Johannis- oder Sonnwendfeuer veranstaltet. Über diese Feuer sollte man springen, um sich Segen zu erwerben. Oft wurde an diesem Tag auch das Scheibenschlagen durchgeführt.⁴ In Analogie dazu fanden am Beginn der fruchtbaren Monate rund um die „Frühlingstagundnachtgleiche“ in bestimmten Gebieten ähnliche Feiern – in unserer Region könnte der Funkensonntag damit in Verbindung gebracht werden – statt.⁵ Als Grundgedanke dieser Jahresfeier wird zumeist ein „Gedeihen der Saat“ angenommen.⁶

Nach umfassenden Recherchen in Archiven und Bibliotheken muss grundsätzlich festgehalten werden, dass es zumindest bis ins späte 19. Jahrhundert keine Hinweise darauf gibt, dass im südlichen Vorarlberg Feuerbräuche anlässlich der Sommersonnenwende praktiziert wurden.⁷ Während Funken, Fackelschwingen und Scheibenschlagen seit dem 17. und 18. Jahrhundert vielfach in historischen Dokumenten, Gerichtsakten etc. dokumentiert sind, findet sich lediglich aus dem Jahr 1765 ein generelles Verbot von Johannis- und Sonnwendfeuern⁸, das aber für einen Großteil des Habsburgerreiches erlassen worden war und daher nicht unmittelbar als Hinweis auf die Praxis dieser Bräuche im südlichen Vorarlberg herangezogen werden kann.

Erst 1893 berichtet der Historiker Hermann Sander, dass die „Sankt Johannisfeuer“ im Bregenzerwald „an die Stelle des Funkens“ getreten seien.⁹ Und noch 1920 stellt Franz Josef Fischer fest, dass Sonnwendfeuer in Vorarlberg zwar stattfänden, diese aber „weder die Verbreitung noch die Volkstümlichkeit der Funkenfeuer“ erreichen. Sie seien lediglich „in der nächsten Umgebung der 4 Städte des Landes und [...] erst in verhältnismäßig junger Zeit neuerdings oder neu eingeführt worden.“¹⁰ Die beiden nahezu zur selben Zeit verwendeten Bezeichnungen verweisen darauf, dass die Begriffe „Johannesfeuer“ und „Sonnwendfeuer“ um 1900 wohl synonym verwendet wurden.¹¹ Allerdings galt zu jener Zeit noch der 24. Juni als „ursprünglicher“ Feier- und Feuertermin.¹² In diesem Kontext ist die Auffassung des deutschnationalen Volkskundlers Adolf Helbok¹³, dass die Kirche den Termin aus der Fastenzeit auf den Johannestag verlegt habe¹⁴, sehr zu hinterfragen.

Der Brauch des Entzündens von Höhenfeuern rund um den längsten Tag des Jahres war um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von deutschnationalen Kreisen „zum flammenden Symbol völkischer Zusammengehörigkeit und deutscher Gesinnung“¹⁵ erkoren worden und entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten zum deutschnationalen Festereignis schlechthin.¹⁶ Der aus dem Montafon stammende Volkskundler Richard Beitzl bemerkte dazu im Jahr 1933, dass „das ländliche Johannisfest vom Tag der Sonnenwende überflügelt [wird], der auch durch die Jugendbünde, Turn- und Wandervereine der Städte neuen Auftrieb“ erhält. So habe das Sonnwendfeuer „in ganz Deutschland und Österreich, vom Bodensee bis an die Kurische Nehrung, seit 1900 starken Zuwachs



1 Vgl. Berger 2003.

2 Vgl. Tschaikner 2016.

3 Vgl. Kasper 2017.

4 Becker-Huberti 2001, 174f.

5 Johler 2000, 127.

6 Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 403.

7 Vgl. Bilgeri 1949/50, 20f, Helbok 1927, 56.

8 VLA, Vogteiamt Bludenz 141/2445.

9 Sander 1920, 24.

10 Fischer 1922, 17.

11 Tschaikner 2019, 41.

12 Johler 2000, 172.

13 Vgl. zu seiner Person: Pesditschek 2019.

14 Helbok 1931, 69.

15 Hörmann 1909, 118.

16 Plattner 1999, 231.



erfahren“.¹⁷ Immer wieder wurde in Vorarlberg versucht Verbindungen und Analogien zum regional bekannteren Funkenbrauch herzustellen.¹⁸

Im deutschnationalen Medium „Vorarlberger Tagblatt“ finden sich ab dem Jahr 1920 dezidiert Berichte über Sonnwendfeuer im Umfeld von Schruns:

„Schruns, 21. Juni. (Sonnenwende-Höhenfeuer.) Der Wettergott hatte gestern mit uns Erbarmen und schenkte uns zur Sonnwendfeier annehmbares Wetter. Beim Eintritt der Dunkelheit flammten ringsum auf unseren Höhen mächtige Feuer auf, angefacht von völkisch gesinnten Mädchen und der hoffnungsvollen Jungmannschaft. Ein Trost ist es für uns alle, daß unsere Jugend die heiligen Ideale so treu hütet und bewahrt. Im Gasthofe zum Löwen versammelten sich die deutschfühlende Bürgerschaft und die hier weilenden Kurgäste. Unter den lieblichen Klängen der ‚Vilifauer‘ und den scherzhaften und launischen Vorträgen des Kunstmalers Rusch aus Bregenz verlebten wir recht angenehme und vergnügte Stunden. Die Wacht am Rhein wurde am Schlusse mit wahrer Begeisterung gesungen; hierauf sprach noch Herr Rudolf Schwarz aus Bregenz warme Dankesworte für den so gemütlich verlaufenen Abend.“¹⁹

Die politisch-ideologische Dimension von Bergfeuern in jener Zeit unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Abschluss des Friedensvertrages von St. Germain sowie den verschiedenen Anschlussbewegungen in Richtung Schweiz und Deutschland verdeutlicht auch der folgende Zeitungsbericht, der etwas über einen Monat später erschien:

„Schruns, 3. August. (Bergfeuer.) Helvetia kann frohlocken. Sonntag, den 1. August, brannten auf verschiedenen Höhen Feuer, die von Anschlußfreunden angefacht wurden, und eine Kundgebung für die Nachbarn sein sollten. Ueber die Bedeutung dieser Feuer war man allgemein im Unklaren; daß vielleicht die Erinnerung an den 1. August 1914 gefeiert werde, war nicht anzunehmen und sonst stand kein besonderer Feiertag im Kalender. Erst von Eingeweihten erhielt man die Aufklärung, daß es sich um den schweizerischen Bundesfeiertag handle. Schade um das gute Geld, daß diese Hetz gekostet hat! Ein besonderer Freund des Anschlusses scheint unser christlichsozialer Bahnvorstand zu sein, der seinen Gefühlen keinen Zwang antat und im Dienste mit der roten Kappe auf dem Haupte in Gegenwart von Eisenbahnern und anderen Personen ‚Hoch Helvetia‘ rief. Die Frage, ob es anständig ist, wenn Beamte vom deutschösterreichischen Staate Gehälter einstecken und gleichzeitig nach der Schweiz schießen, kann der Leser selbst beantworten.“²⁰

Im darauf folgenden Jahr wurde im Tagblatt eine Anzeige des „Südmarkgau Vorarlberg“²¹ zur Ankündigung der Abhaltung von Sonnwendfeiern geschaltet: „Die Südmarksortgruppen brennen gemeinsam mit den Turn- und Sportvereinen, sowie anderen völkischen Vereinigungen die Höhenfeuer bei jeder Witterung am Sonntag, den 19. Juni, abends Punkt 9 Uhr ab.“ In Schruns sollten auf den „umliegenden Bergspitzen Höhen-

feuer“ angezündet werden und danach im Löwen die Sonnwendfeier „mit Weiherede des Herrn Handelschuldirektors Wehner“ stattfinden.²² Im wenige Tage später veröffentlichten Nachbericht über die Sonnwendfeier wurde festgehalten, dass diese vom völkisch ausgerichteten Turnverein und der Südmarkortsgruppe veranstaltet worden war:

„Vom Seehorn, Kapelljoch, Monteneu leuchteten die Flammen nur kurz, da gerade um 9 Uhr [...] der tückische Nebel die mühevoll Arbeit verschleierte. Das Feuer auf Grabs war dagegen lange Zeit zu sehen. Am Ziegerberg in Tschagguns leuchtete hell und klar die Inschrift ‚Ein Volk, ein Reich‘ in großen flammenden Buchstaben. Auf Montiola wurden Raketen und anderes Feuerwerk abgebrannt.“

Bei der anschließend stattfindenden Feier konnte „der Löwensaal [...] die Erschienenen kaum fassen, sehr erfreulich war auch der Besuch der vielen Fremden, die jedenfalls größtenteils Reichsdeutsche waren. [...] Wir hoffen, daß die Reichsdeutschen durch diese Veranstaltung gesehen haben, daß die Montafoner deutsch in Wort und Sinn sind und dem Wunsch der Verwirklichung des Spruches ‚Ein Volk, ein Reich‘ unverwischbar im Herzen tragen. Die flammenden Feuerzeichen sollen den Brüdern im Reiche Kunde gegeben haben, daß wir keine Schweizer werden, sondern Deutsche sein und bleiben wollen.“²³

Im Jahr 1922 konnten aufgrund des regnerischen Wetters keine Höhenfeuer entzündet werden. Auf Montiola wurden jedoch wiederum Feuerwerkskörper abgebrannt und anschließend im Löwen eine Feier veranstaltet. Dort sprachen der Obmann der Bundesgruppe Schruns der Vereines Südmark, Dr. August Walser, der Nationalrat Karl Bösch aus Lustenau sowie ein nicht genannter „Herr aus dem Deutschen Reiche (besetztes Gebiet)“. Letzterer verlieh seiner „Freude über die Stimmung der Montafoner für den Anschluß an Deutschland“ Ausdruck.²⁴

Für jene Phase nach dem ersten Weltkrieg, in welcher die junge Republik Österreich keinen starken Rückhalt in der Bevölkerung hatte, spielen die Bergfeuer eindeutig eine politische Rolle. Auf eine etwaige Tradition oder gar alte germanische Ursprünge wird dabei jedoch nie rekurriert. Offenbar verstand man den damals jungen Brauch als ganz selbstverständliche moderne Praxis deutschnational Gesinnter.

Für die Mitte der 1920er-Jahre sind keine weiteren Berichte über sommerliche Höhenfeuer überliefert. Auch in der im Jahr 1922 veröffentlichten Heimatkunde von Vandans, in der das dortige Brauchtum ausführlich beschrieben wird, findet sich kein Hinweis auf Sonnwend- oder Johannisfeuer. Es wird

17 Beitzl 1933, 281f.

18 Johler 2000, 172.

19 Vorarlberger Tagblatt (VT) 24.6.1920, 3.

20 VT 7.8.1920, 4.

21 Der „Deutsche Schulverein Südmark“ war 1889 gegründet worden, um deutschnationale Politik und Agitation zu betreiben. Vgl. Vogel 2004, 283.

22 VT 17.6.1921, 1.

23 VT 23.6.1921, 3f.

24 VT 22.6.1922, 3.



lediglich der „Santihanstig“ (24. Juni) erwähnt, weil Johannes der Täufer der Patron der Vandanser Pfarrkirche ist und vor diesem Hintergrund lokal von Bedeutung war.²⁵ Erst aus dem Jahr 1929 liegt dann wieder ein Bericht über eine Sonnwendfeier im Montafon vor:

„Schruns, 24. Juni. (Sonnwendfeier.) Ein guter Gedanke war es, daß die ausübenden Turner dieses Jahr das Kapelljoch für die Höhenbeleuchtung ausersehen haben. Nicht minder gut war der Gedanke, nur diesen Kamm zu beleuchten und an verschiedenen Punkten Funken zu errichten; auch der Wettergott war einsichtig genug und ließ gerade diesen Kamm vom Nebel frei. Nach halb neun Uhr abends waren rechts und links der Wormser Hütte in gleichmäßigen Abständen 7 Feuer zu sehen, die lange Zeit brannten. Sehenswert war der Abmarsch der Turner von den Gipfeln und der Zusammenschluß nächst der Wormser Hütte, dann der geschlossene Abmarsch nach dem Tale. Jeder hatte eine brennende Pechfackel, so daß man vom Tale aus den ganzen Weg bis zur Alpe Kapell verfolgen konnte; ebenso war wieder über Gamplaschg herunter der Fackelzug zu sehen. Durchs Dorf marschierten die Turner in Zweierreihen mit ihren Fackeln bis zur Turnhalle, wo noch eine kleine Feier im geschlossenen Kreise stattfand. Wenn man bedenkt, daß die Turner allen Brennstoff unter der Alpe Kapell zuerst zurechtmachen und dann bis auf die Spitzen hinauftragen mußten, muß man ihre Arbeitsfreude bewundern und ihnen den Dank und Anerkennung aussprechen. Gut Heil! – Auf Montiola hatten die im Jugendheime befindlichen Knaben ebenfalls einen schönen Funken errichtet und abgebrannt.“²⁶

Auch 1931 verlief die Sonnwendfeier ähnlich. Die Turner entzündeten am Kapelljoch etwa 50 Feuer – „3–4 schöne große Funken, die herrlich zum Himmel loderten“ – und bildeten beim Abstieg wiederum einen Fackelzug. „So großartig besetzt mit Feuern und Funken sah man das Kapell noch nie [...]“.²⁷

Als in den frühen 1930er-Jahren die Erhebungen zum „Atlas der deutschen Volkskunde“²⁸ auch in Österreich durchgeführt wurden, fand sich in dem umfassenden Fragebogen auch das Thema der Feuerbräuche.²⁹ Selbstredend wurde in nahezu allen Antworten ausführlich zum Funkenbrauch Stellung genommen. Lediglich auf der am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck archivierten Antwortkarte des Schrunser Schuldirektors Johann Wiederin findet sich die einzige Erwähnung des Sonnwendbrauches im Montafon:

„Am 24. Juni Bergfeuer zur (neuere Zeit) Sonnwendfeier. Kein Holzstoss oder nur selten, dafür in Konservenbüchsen Sägespäne oder Wolle mit Pech und Benzin getränkt.“³⁰

Daneben wurde der Begriff „Sonnwendfeuer“ in den Erhebungen nur vom Bürserberger Lehrer verwendet. Er teilte auf einem Ergänzungsblatt mit, dass am 21. Juni des Jahres 1933 „auf allen Bergspitzen“ solche Feuer entzündet worden waren. Vom Loischkopf aus habe er 46 davon beobachtet. Zudem bemerkte er: „Die Veranstalter erhalten

v. d. Alpen[vereins]sektion ein Trinkgeld (per Mann 5–10 Sch[illing] je nach Leistung).“³¹ Die anderen Montafoner Gewährspersonen, die Lehrer Hermann Märk aus Vandans, Edmund Flöry aus Gaschurn, Johannes Walter aus Bartholomäberg sowie Pfarrer Guntram Nagel aus Silbertal erwähnen den Brauch gar nicht.³² Johannisfeuer werden ausschließlich in Bregenzerwälder Gemeinden als üblich genannt.³³



Alpsegnung in Vergalden, um 1975

Zur historischen Praxis der Bergfeuer Ende Juni ist auch zu beachten, dass ungefähr zur selben Zeit ohnehin Feuer auf den Alpen abgebrannt wurden. Es ist kaum anzunehmen, dass innerhalb weniger Tage oder Wochen mehrere Feuer entzündet wurden. Vielmehr kann davon ausgegangen werden, dass die Alpsegnung einen derart wichtigen Stellenwert hatte, dass diese und das damit in Zusammenhang stehende Feuer eindeutig Priorität hatte. So ist etwa unklar, wer das Brennmaterial für etwaige Sonnwend- oder Johannisfeuer bereitstellen hätte sollen. Bei den Alpfeuern war dafür das Alpersonal zuständig, aber wer hätte am Sommerbeginn Zeit und Muße, um Holz auf die Berge zu tragen? Vor allem auch angesichts des Umstands, dass bis ins frühe 20. Jahrhundert in den Sommermonaten ein erheblicher Teil der Bevölkerung als Saisonarbeitskräfte im Ausland weilte. Die konkrete Praxis dieser Alpfeuer wird im folgenden Beitrag aus Bartholomäberg geschildert:

„Bartholomäberg, 28. Juni. (Das Feuer beim Alpkreuz.) Der lange Winter hat die Alpauffahrt verspätet und später ist darum heuer auch die Alpensegnung. Hier wurde sie am 27. Juni gehalten. – Ein Tag voll Sonne und Wach-

25 Barbisch 1922, 240.

26 VT 26.6.1929, 4f.

27 VT 23.6.1931, 6.

28 Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ verfolgte neben wissenschaftlichen dezidiert politische Ziele. Die Themenauswahl war dementsprechend weltanschaulich motiviert. Vgl. Gansohr-Meinel 1992, 62f.

29 Die Fragebögen wurden zumeist in den Jahren 1933 und 1934 retourniert. Tschaikner 2019, 35.

30 Montafon Archiv (MA), Kopien ADV Innsbruck, Schruns.

31 Tschaikner 2019, 41.

32 MA, Kopien ADV Innsbruck, Montafon.

33 Tschaikner 2019, 40.



sen und Blüten. Wir wandern durch die Wiesen aufwärts. Weich wogen die dichten Grashalme, bunt leuchten die vielen Blüten; weiter drüben klingen die ersten Sensen und der Morgenwind trägt den frischen Heuduft herüber. Ein Waldgürtel trennt uns von den Maisäb; da ist das Futter dünner, aber würziger und tiefblauer Enzian lugt aus dem Grün und der erste Arnika hebt sein wohlriechendes Köpfchen. Oberhalb der Maisäb ist der große Zaun, der die Alpweide abschließt, und bald stehen wir vor dem hochragenden Wetterkreuz. Reisig ist davor aufgeschichtet und grüne Tannenzweige werden darüber gelegt. Ein großer Eimer mit Wasser steht davor und eine Schüssel mit Salz. Nur wenig Vieh ist herum, das andere ist im schützenden Schatten. Von rings kommen die Leute und die Alpensegnung kann beginnen. Das Feuer wird angezündet und in langsamer kräftiger Weise betet jung und alt den Rosenkranz und der Pfarrer spricht den Segen. Er weiht Salz und Wasser und Feuer, er segnet die Leute und das Vieh, die Weiden und die Ställe, er spricht den Segen gegen Krankheit und Sterben, gegen Unwetter und alle elementaren Gewalten; alle Heiligen ruft er an um ihre helfende Fürbitte und immer wieder erhebt er seine Hand zum Segen, immer wieder sprengt er das Weihwasser in alle Windrichtungen. Und indessen wallt leuchtend weißer Rauch vom heiligen Feuer empor und soll den Segen weit über die Almen tragen, ein Erbstück uralter Naturreligion, erhalten und geweiht vom Segen der Kirche. Keine Glocke klingt, aber im Wald drüben läuten Akelei und Türkenbund und das zartblaue Alpenglöcklein, und der Frauenschuh, der seltenschöne, ist mit tausend anderen Blüten Schmuck und Zier. Der Segen ist vorbei und der Pfarrer mit seinen Begleitern wandert weiter zu anderen Wetterkreuzen. Und überall brennt das Feuer, überall beten die Leute, überall segnet und weiht der Seelsorger: die Verbundenheit von Gott und Mensch und Natur spricht laut und feierlich. Zum Schluß kommt die Rast und ein kräftiges, ganz eigengutes Rahmmus und für ein langes Jahr ist die Alpensegnung vorüber, die in dieser Form mit dem schwelenden Feuer Eigenart unseres Ländle ist.“³⁴

Die von Schulleiter Josef Troger-Nikolussi in den 1930er-Jahren zusammengestellte volkskundliche Dokumentation zu „Volks Glaube und Brauch am Bartholomäberger“ nennt den St. Johannistag zwar mehrfach, jedoch nie im Zusammenhang mit einem Feuerbrauch:

„Am St. Johannistag mäht man das Haus und macht die ersten ‚Heenza‘, die sogenannten St. Jannstigheenza. [...] Am gleichen Tag hängen die meisten Leute ein Kränzlein aus Johannesblumen an die Stalltüren. Das bleibt dann bis zum nächsten St. Johannstig hängen. Es wird geglaubt, daß an dem Tage – der 24. Juni ist der Tag Johannes d. T. – der Heilige vorbeigehe und die Ställe segne, an deren Türen ihm zu Ehren ein Kränzlein hänge.“³⁵

Nur in Bezug auf die Alpwirtschaft berichtet er von einem Feuer- bzw. Räucherbrauch:

„Am 15. Juni wird die Alma gesegnet. Wenn das Vieh das erstmal auf die Almein gelassen wird, nimmt der Pfarrer

auf Schualers Legi, auf Fritzen Legi und auf dem Rellseck die Alpenbenediktion vor. Beim Wetterkreuz wird ein Feuer gemacht; darauf kommen grüne Tannenäste, ein starker Rauch ist beinahe wesentlich. Auf einem Teller, oft schön mit Blumen verziert, bringt man Salz, in einem Kübel Wasser. Die Anwesenden beten einen Rosenkranz, während der Priester Salz und Wasser weiht. Mit dem Weihwasser wird nach allen vier Himmelsrichtungen gesprengt. So wie sich der Rauch über die ganze Almein verbreitet, so soll die ganze Almein und das Vieh den ganzen Sommer lang gesegnet sein.“³⁶

In den Jahren zwischen 1934 und 1938 waren die deutsch-nationalen Aktivitäten zwar verboten, doch wurden diese nunmehr im Sinne des austrofaschistischen Ständestaates umgedeutet:

„St. Anton i. Mo., 25. Juni. (Höhenfeuer.) Am 23. Juni sah man nachts auf zahlreichen Bergspitzen prächtige Höhenfeuer brennen. Von der Davenna aus konnten allein gegen 50 gezählt werden. Besonders viele beobachtete man in der Umgebung von Bludenz und im Klostertale, einige auch im Montafon. Diese Höhenfeuer befanden sich teilweise auf recht hohen, nur schwer zugänglichen Bergspitzen und es mag manchmal viel Mühe gekostet haben, dieselben ins Werk zu setzen. – Schon vor uralten Zeiten gehörten die Sonnwendfeuer zum altgermanischen Brauchtum und es ist daher sicher eine schöne Sache, wenn dieser uralte Brauch in der Form der Johannisfeuer, mit christlichem Sinne durchtränkt, von der vaterländischen Jugend wieder zu Ehren gebracht wird. – Am 24. Juni nachts wurde zuoberst in der Vandanser Steinwand auch ein mächtiges Kruckenkreuz abgebrannt. Hakenkreuze wurden hier keine beobachtet. Sie haben uns aber auch absolut nicht gemangelt.“³⁷

Während also 1934 keine Hakenkreuze zu sehen waren, brannten im Jahr zuvor auf den Berghängen rund um den Schrunser Talkessel zahlreiche Hakenkreuzfeuer, die von zumeist unerkannt gebliebenen Anhängerinnen und Anhängern der NS-Bewegung entzündet worden waren.³⁸ So berichtete der Gendarmerieposten Schruns am 26. Juni 1933, dass am Vorabend auf den Bergen um die Marktgemeinde „vom Turnverein Schruns mehrere Höhenfeuer abgebrannt worden waren, von denen eines ein Hakenkreuz gebildet hatte“.³⁹

Feuerrituale hatten bei den Nationalsozialisten einen besonders hohen Stellenwert. Das Feuer galt ihnen als heilig, und wie der Gauleiter von Tirol-Vorarlberg, Franz Hofer, in seiner „Weiherede“ anlässlich der „Talfeier“ zur Sonnenwende 1938 in Innsbruck erklärte, liege im Feuer das „Sinnbild der Bewegung“.⁴⁰ Der geheimnisvolle Zauber der lodernden Flamme wurde ganz bewusst in den Dienst eines auf Suggestion ab-

34 Vorarlberger Volksblatt (VV) 1.7.1935, 6.

35 Troger-Nikolussi 1958, 32.

36 Troger-Nikolussi 1958, 33.

37 Vorarlberger Bote (VB) 30.6.1934, 6

38 Kasper 2009, 138.

39 Weber 1995, 259.

40 Deutsche Volkszeitung (DV) 20.6.1938, 1.



zielenden Aktionismus gestellt. Die wirkungsvolle Macht des nächtlichen Feuers wurde für propagandistische Zwecke der Partei so vereinnahmt, dass rituelle Aktionen mit dem Feuer exklusiv mit der Bewegung der Nationalsozialisten verbunden wurden. Darum wurden mit dem Verbot der NSDAP im Jahr 1933 auch alle Feuerbräuche, wie jene zur Sommer- oder Wintersonnenwende verboten.

Die Feuerrituale der Nationalsozialisten beinhalteten ausgeklügelte Zeremonien mit Lesungen, Weihehandlungen und symbolischen Akten. Die Sommer-Sonnwendfeiern waren zweigeteilt, in die Höhenfeuer auf den Bergen und in die Sonnwend-Talfeiern als rituelle Akte der Volksgemeinschaft, in der Verbindung aller Parteiformationen und „Volksgenossen“ zu gemeinsamer weihevoller Einigkeit.⁴¹ Der aus Schruns stammende Volkskundler Richard Beitzl, der im April in Schruns noch eine Rede für den Anschluss Österreichs an Deutschland gehalten hatte,⁴² betonte dementsprechend im Jahr 1938 in einem Aufsatz über Feuerbräuche:

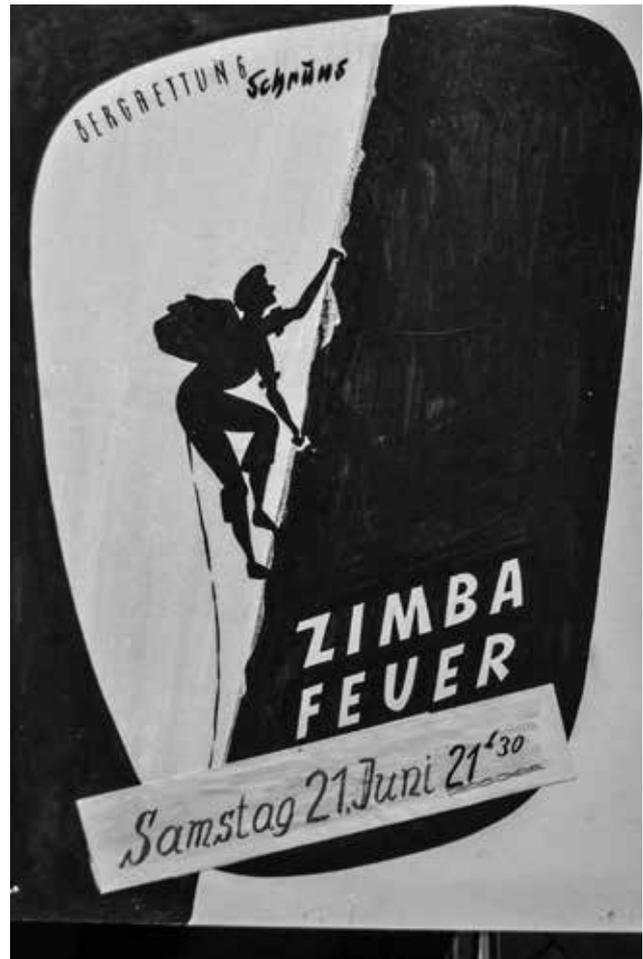
„Es ist nicht Zufall, daß große völkische Bewegungen, die Freiheitskriege, der volksdeutsche Gedanke, der Gedanke der Heldenehrung nach dem großen Kriege und die nationalsozialistische Bewegung zu dem großen Symbol des Feuers griffen. Das Sonnwendfeuer, das lang vor dem Kriege in der Süd- und Ostmark heiß verteidigtes Symbol nationaler Sehnsucht war, heute flammt es über ganz Deutschland auch im Fest der neuen Jugend.“⁴³

Von der Sonnwendfeier in Bludenz, einem pompös mit Fackeln, Höhenfeuern („Ueber dem Hakenkreuz auf der Zalmalpe grüßte auch das Zeichen der SS zu uns ins Tal.“) und Schwüren inszenierten Ereignis, berichtete ein BdM-Mädchen:

„Im feierlichen Akte wurde das Krukenkreuz, das Zeichen, welches tyrannisch die Ostmark regierte, das Zeichen, welches uns fast ins Verderben stürzte, wenn Adolf Hitler nicht gekommen wäre, sowie die Flagge des verflochtenen Regimes und die jüdische Schundliteratur dem Feuer preisgegeben und dieses leckte gierig verzehrend danach. Sonnwendlieder klangen von SA, BdM und HJ in den schönen Abend. Als die lodernde Flamme zu kleinen züngelnden Flämmchen herabsank, sprangen Paare über das Feuer.“⁴⁴

Im ersten Jahr nach der Machtergreifung durch das NS-Regime wurde 1939 ausführlichst über die Sonnwendfeier im ganzen Land berichtet:

„Vandans. Am 21. Juni, dem längsten Tage des Jahres – nachdem schon Sonntagnachts die Sonnwendfeier auf den Bergen gebrannt hatten – fand auf dem freien Platz unter den alten Linden die Sonnwendfeier statt. Wie einst vor mehr als tausend Jahren brannte wieder das Sonnwendfeuer als Symbol der Treue, der Lebenskraft und des leidenschaftlichen Kampfes für das Lebensrecht des deutschen Volkes. Wie unsere Vorfahren in den weiten deutschen Wäldern standen auch jetzt Germanen um das Feuer und blickten entschlossen in die rote Glut, und deutsche Burschen und Mädels setzten in kühnem Schwunge über die lodernden Flammen hinweg.“



Plakat der Bergrettung Schruns zum Sonnwendfeuer, undatiert

„Parthenen. Die Ortsgruppe Parthenen versammelte sich am Abend des 21. Juni auf dem Sportplatze, um gemeinsam mit allen Volksgenossen und mit zahlreichen Gästen von auswärts den alten germanischen Brauch der Sonnenwende zu feiern. Ein gemeinsames Lied stieg zum nächtlichen Himmel empor und dann traten die Fackelträger der HJ zum Holzstoß und entzündeten das Sonnwendfeuer. Während die Flammen in die Höhe loderten, erklang das Sonnwendlied ‚Flamme empor‘. Führerehrung und die Lieder der Nation schlossen die Feier.“⁴⁵

Im Mittelpunkt der Talfeier stand das zeremonielle Ritual. Bezeichnend dafür sind die Talfeiern der Ortsgruppe Partenen und ihre facettenreiche Inszenierung, geprägt vor allem durch die Hitler-Jugend. Grundelemente wie das rituelle Entzünden des Feuers, während das Lied „Flamme empor“ erklingt, die Führerehrung und die „Lieder der Nation“ gehören in nahezu allen Sonnwend-Talfeiern des Gaues Tirol-Vorarlberg zum konstitutiven Bestand der suggestiven Handlung.⁴⁶

41 <https://arge-ns-zeit.musikland-tirol.at/content/ploner/1941-42/feuerrituale.html> am 3.11.2019.

42 Kasper 2019, 121.

43 Beitzl 1938.

44 Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon (AzBM) 25.6.1938, 2f.

45 VT 26.6.1939, 8.

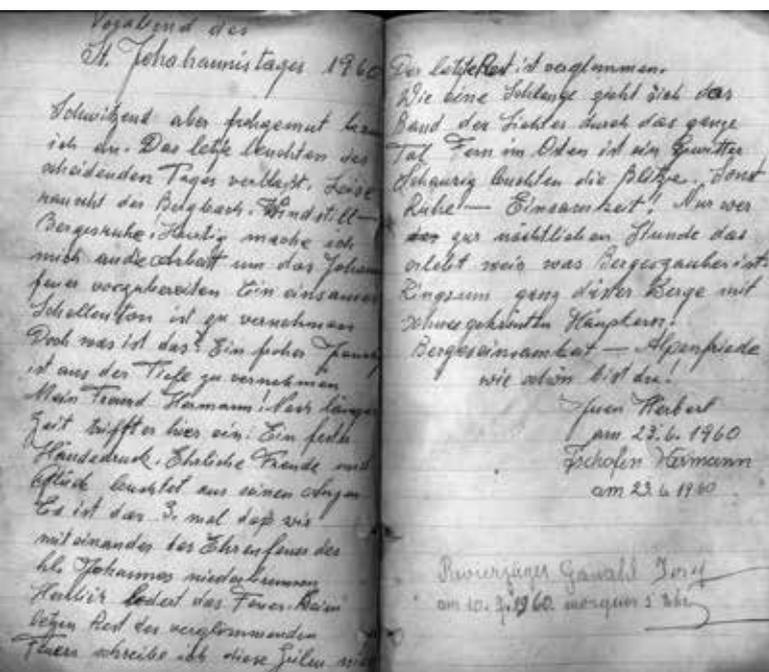
46 <https://arge-ns-zeit.musikland-tirol.at/content/ploner/1941-42/feuerrituale.html> am 3.11.2019.



Aus den Jahren ab 1940 fehlen dann weitere Berichte über Sonnwendfeuer. Angesichts des Krieges wollte man derartige Feiern wohl nicht mehr durchführen. Lediglich im Jahr 1944 findet sich ein eher sentimentaler Beitrag in den Innsbrucker Nachrichten:

„Sonnenwende 1944. Ein kühler, nasser Frühling hat uns auf die Höhe des Jahres geführt, so dass wir hinter verdunkelten Fenstern kaum acht hatten, wie spät der versinkende Tag von der Nacht zugedeckt wird und wie früh am Morgen Sonnenhelle über den Himmel flutet. Fast erstaunt horchen wir auf, dass nun schon die Sonnenwende da ist. Das Jahr hat seinen Höhepunkt erreicht. In Friedenszeiten haben wir uraltem Brauch getreu zum Sonnwendtag Feuer auf den Bergen entzündet und uns zur Feierstunde um den lodernen Holzstoß versammelt. Lieder erklangen und ein Mann aus unserer Mitte sprach von der tiefen Liebe zu unserem Volke, die uns alle erfülle, und von den Pflichten, die diese Liebe uns auferlegt. Unsere Gedanken eilen da vor allem zurück zu den Feuerkränzen, die sich im Jahre 1938 um unsere befreiten Berge schlangen, und zu der jubelnden Herzensfreude, mit der sie entzündet und weitem im Lande gesehen wurden. Die Feuer sind verloschen, aber der Glaube jener Stunden hat sich seither in fünf harten Kriegsjahren tausendfach bewährt, in den Männern an den Fronten wie in den Menschen der Heimat. Und gerade heute, am Tage der Sonnenwende, da ein entscheidungsvolles Jahr sich zur Wende neigt, brennt in unseren Herzen hell und stark wie je die ewige Flamme der Zuversicht, genährt vom Glauben an den Führer und seine Soldaten wie Vertrauen in uns selbst in der Heimat.“⁴⁷

Laut dem Volkskundler Karl Ilg gab es nach dem Zweiten Weltkrieg in Vorarlberg vorerst keine Sonnwendfeuer mehr.⁴⁸ Allerdings verweist ein Eintrag im Gweiler Gipfelbuch vom 23. Juni 1960 darauf, dass die Tradition nunmehr in einem stärker religiös konnotierten Kontext durchaus vereinzelt weiterhin praktiziert wurde:



„Vorabend des St. Johannistages 1960. Schwitzend aber frohgemut kam ich an. Das letzte leuchten des scheidenden Tages verblaßt. Leise rauscht der Bergbach. Windstill - Bergesruhe! Hurtig mache ich mich an die Arbeit um das Johannisfeuer vorzubereiten. Ein einsamer Schellenton ist zu vernehmen. Doch was ist das? Ein froher Jauchzer ist aus der Tiefe zu vernehmen. Mein Freund Hermann! Nach längerer Zeit trifft er hier ein. Ein fester Händedruck. Ehrliche Freude und Glück leuchtet aus seinen Augen. Es ist das 3. mal daß wir miteinander das Ehrenfeuer des hl. Johannes niederbrennen. Herrlich lodert das Feuer. Beim letzten Rest des verglimmenden Feuers schreibe ich diese Zeilen nieder.

Der letzte Rest ist verglommen.
Wie eine Schlange zieht sich das Band des Lichtes durch das ganze Tal. Fern im Osten ist ein Gewitter. Schaurig leuchten die Blitze. Sonst Ruhe - Einsamkeit! Nur wer zur nächtlichen Stunde das erlebt weis was Bergeszauber ist. Ringsum ganz düster Berge mit schneegekrönten Häuptern! Bergeseinsamkeit - Alpenfriede wie schön bist du!
Juen Herbert
am 23.6.1960
Tschofen Hermann
am 23.6.1960.“⁴⁹

Im 1974 erschienenen Montafoner Heimatbuch merkte Ludwig Vallaster lapidar an, dass „die Sonnwendfeuer [...], aus Tirol kommend, ihren Einzug gehalten“ haben.⁵⁰ Am Johannestag habe man früher lediglich ein „kleines Kränzlein aus Margeriten [...] an die Haustüre gehängt und dort gelassen, bis es verdorrt“.⁵¹

Mittlerweile hat die „Bergsonnwend“ im Montafon einen fixen Platz im touristisch geprägten Jahreskreis. Dementsprechend finden die „Sonnwendpartys“ mittlerweile in enger Kooperation mit den Bergbahnen und anderen touristischen Dienstleistern statt.⁵² Ähnlich wie beim winterlichen Funkenbrauch wird auch im Sommer kaum bis gar nicht nach der Geschichte des Brauchtums gefragt. Die Schaffung neuer „Traditionen“ bzw. das Wiederbeleben bestehender oder traditionell erscheinender Bräuche im Montafon ist keine Ausnahme, sondern reiht sich lückenlos in das seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Aufleben zahlreicher Bräuche. So erleben auch Fasching/Fasnacht oder Krampuszüge eine unübersehbare Konjunktur. Gleichzeitig sind kleinere, im religiösen, familiären und privaten Bereich angesiedelte Traditionen rückläufig. Ein Faktor für diese Entwicklung ist sicherlich der Tourismus bzw. die Tourismuswerbung. Insbesondere Feuerbräuche scheinen sich gut als Beförderungsmittel in eine vermeintlich ferne, archaische Vergangenheit zu eignen. Überdies besteht angesichts globaler Einheitskultur eine Tendenz zur Rückbesinnung auf regionale Kultur und damit in Zusammen-

47 Innsbrucker Nachrichten (IN) 21.6.1944, 3.
48 Ilg 1961, 205, 210f.
49 Sammlung Friedrich Juen.
50 Vallaster 1974a, 244.
51 Vallaster 1974b, 264.
52 <https://www.montafon.at/de/Mein-Montafon/Bergkultur-Vorarlberg/Sonnwend> am 4.11.2019.



hang stehender Orientierungssuche. So sind die im späten 19. Jahrhundert kreierten Traditionen heute ganz und gar nicht verblasst, sondern erhalten stets neue Nahrung. Vor diesem Hintergrund sollte betont werden, dass Bräuche eben nicht uralte, sondern aktuell und modern sind, da sie unsere Gegenwart widerspiegeln. Geselligkeit, Gemeinschaftserlebnis und Spaß am Brauchgeschehen müssen hierbei genannt werden.⁵³



Literatur

- Hans Barbisch, *Vandans. Eine Heimatkunde aus dem Tale Montafon in Vorarlberg*, Innsbruck 1922.
- Manfred Becker-Huberti, *Lexikon der Bräuche und Feste*, Freiburg 2001.
- Richard Beitzl, *Der Funkensonntag, ein alter Feuerbrauch*, in: *Württemberg 10* (1938), 63–71.
- Karl Berger, *Feuerbräuche in Tirol. Bemerkungen zu gegenwärtigen Entwicklungen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 106 (2003), 325–346.
- Benedikt Bilgeri, *Aus der Geschichte der Vorarlberger Jahresfeste*, in: *Jahresbericht des Bundesgymnasiums für Mädchen Bregenz 1949/50*, 12–23.
- Franz Josef Fischer, *Der Funken- und Küachlesonntag in Vorarlberg und Liechtenstein* (Volksschriften der „Heimat“ 3), Innsbruck 1922.
- Heidi Gansohr-Meinel, *„Fragen an das Volk“*. Der Atlas der deutschen Volkskunde 1928–1945. Ein Beitrag zur Geschichte einer Institution (Quellen und Forschungen zur europäischen Ethnologie 13), Würzburg 1992.
- Adolf Helbok, *Volkskunde Vorarlbergs* (Heimatkunde von Vorarlberg 8), Bregenz 1927.
- Adolf Helbok, *Einiges zum Funkensonntag*, in: *Heimat. Vorarlberger Monatshefte* 12 (1931), 69–74.
- Ludwig Hörmann, *Tiroler Volksleben*, Stuttgart 1909.
- Karl Ilg, *Sitten und Bräuche*, in: Karl Ilg (Hg.), *Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs*. Bd. 3, Innsbruck 1961, 169–222.
- Reinhard Johler, *Die Formierung eines Brauches. Der Funken- oder Holepfannsonntag*. Studien aus Vorarlberg, Liechtenstein, Tirol, Südtirol und dem Trentino (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien 19), Wien 2000.
- Michael Kasper, *Edelweiß und Hakenkreuz? Alpinismus und Nationalsozialismus im ländlichen Raum*, in: Edith Hesenberger, Andreas Rudigier, Peter Strasser, Bruno Winkler (Hg.), *Mensch & Berg im Montafon. Eine faszinierende Welt zwischen Lust und Last* (Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe 8), Schruns 2009, 117–146.
- Michael Kasper, *Der Brauch des Scheibenschlagens / Scheibenschießens im Montafon*, in: Michael Kasper (Hg.), *Jahresbericht 2016. Montafoner Museen, Heimatschutzverein Montafon, Montafon Archiv*, Schruns 2017, 143–147.
- Michael Kasper, *Machtübernahme 1938 im Montafon. Zeitgenössische Quellen berichten*, in: Michael Kasper (Hg.), *Jahresbericht 2018. Montafoner Museen, Heimatschutzverein Montafon, Montafon Archiv*, Schruns 2019, 118–121.
- Martina Pesditschek, *Adolf Helbok (1883–1968). „Ich war ein Stürmer und Dränger“*, in: Karel Hruza (Hg.), *Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945*, Bd. 3, Wien 2019, 185–312.
- Irmgard Plattner, *Fin de siècle in Tirol. Provinzkultur und Provinzgesellschaft um die Jahrhundertwende*, Innsbruck/Wien 1999.
- Hermann Sander, *Volksleben in Vorarlberg*, in: *Feierabend. Wochenbeilage zum Vorarlberger Tagblatt*, 2. Jg., Bregenz 1920, 16, 18–20, 23–24 u. 26–28 (Nachdruck aus: *Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*, Bd. Tirol und Vorarlberg, Wien 1893, 355–369).
- Josef Troger-Nikolussi, *Volks Glaube und Brauch am Bartholomäberg im Montafon*, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 61 (1958), 31–35.
- Manfred Tschaikner, *Von der Fasnachtsschlacht zur Hexenverbrennung – aus der Geschichte des Vorarlberger Fasnacht- und Funkenbrauchtums*, in: *Montfort* 68/2 (2016), 67–79.
- Manfred Tschaikner, *Funken, Barme-, Sonnwend- und Johannesfeuer. Das jahreszeitliche Feuerbrauchtum in Vorarlberg und Liechtenstein um 1933/34 nach einer Bestandserhebung für den Atlas der deutschen Volkskunde*, in: *Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins* 2019, 34–51.
- Ludwig Vallaster, *Montafoner Brauchtum*, in: *Montafoner Heimatbuch*, Schruns 1974a, 244–261.
- Ludwig Vallaster, *Brauchtum im Jahreslauf*, in: *Montafoner Heimatbuch*, Schruns 1974b, 262–268.
- Bernd Vogel, *Die „Blauen“ der Zwischenkriegszeit. Die Großdeutsche Volkspartei in Vorarlberg* (Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für sozialwissenschaftliche Regionalforschung 4), Regensburg 2004.
- Wolfgang Weber, *Von Jahn zu Hitler. Politik- und Organisationsgeschichte des Deutschen Turnens in Vorarlberg 1847 bis 1938* (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs N. F. 1), Konstanz 1995.
- Wörterbuch der deutschen Volkskunde*, Stuttgart 1974.



Feiertag(s)-Geschichte(n)

Feiertage begleiten das gesellschaftliche Leben seit jeher und kulturübergreifend, sie sind aus dem öffentlichen und privaten Miteinander kaum wegzudenken und spielen eine große Rolle hinsichtlich der kulturellen Identitätsstiftung – auch in einer säkularisierten, modernen Gesellschaft. Einmal abgesehen von scherzhaften Bemerkungen z.B. über die „katholischen Bayern“, die an Allerheiligen im deutschen (protestantischen) Nachbarbundesland zum Einkaufen „einfallen“, sind Feiertage daher auch immer wieder Anlass für teils heftige Diskussionen, das zeigen auch jüngst die Debatten um den Karfreitag in Österreich.

Auch vergangene Jahrhunderte bildeten in dieser Hinsicht keine Ausnahme: 1773 setzte ein kaiserliches Dekret einen Schlussstrich unter zahlreiche Feiertage, 26 Stück an der Zahl. Übrig blieben aber weiterhin ein gutes Dutzend, was verdeutlicht, welche Fülle an christlichen Feiertagen das gesellschaftliche Leben der damaligen Bevölkerung prägte. In der Tat vermittelt dies fast den Eindruck „römischer Verhältnisse“, denn der Kalender im antiken, polytheistischen Rom war voll von Feiertagen.

Die folgende Liste an Feiertagen in Gaschurn vor 1773 (zusätzlich zu Weihnachten, Ostern, Christi Himmelfahrt & Fronleichnam und Pfingsten) illustriert diese Fülle eindrücklich:¹

- 1. Jänner: Neujahr
- 6. Jänner: Heilige drei Könige
- 20. Jänner: St. Sebastian
- 2. Februar: Maria Lichtmess
- 24. Februar: St. Mathias, Apostel
- 19. März: St. Joseph
- 25. April: Mariä Verkündigung und Markus (Evangelist)
- 1. Mai: Apostel Philip
- 3. Mai: Kreuz Erfindung
- 2. Juli: Mariä Heimsuchung
- 22. Juli: Maria Magdalena
- 25. Juli: Apostel Jakobus
- 26. Juli: Anna, Großmutter Christi
- 5. August: Weihefest Maria Schnee, Gaschurn
- 10. August: Laurentius
- 15. August: Mariä Himmelfahrt
- 24. August: St. Bartholomäus, Apostel
- 6. Sept.: St. Magnus, Papst
- 8. Sept.: Maria Geburt
- 21. Sept.: St. Mathäus, Apostel
- 29. Sept.: Erzengel Michael
- 28. Okt.: Apostel Simon und Judas
- 11. Nov.: St. Martin
- 17. Nov.: St. Florian (2. Patron von Chur)
- 21. Nov.: Mariä Verklärung
- 25. Nov.: St. Katharina
- 30. Nov.: St. Andreas, Apostel
- 3. Dez.: St. Luzius (erster Patron von Chur)
- 8. Dez.: Mariä Empfängnis
- 21. Dez.: St. Thomas, Apostel
- 27. Dez.: Johannes, Evangelist

Auch hier gilt wohl „Des einen Freud ist des anderen Leid...“. Was im antiken Rom beispielsweise von Gegnern in Gerichtsprozessen (die an Feiertagen selbstredend untersagt waren) geschickt zu ihrem Vorteil genutzt wurde, war einem Landwirt im Montafon vielleicht eine Last, da die Arbeit presierte. Jedenfalls wissen wir immer wieder von Ermahnungen Geistlicher und gerichtlichen Verordnungen, am Feiertage auch wirklich zu ruhen.² Anders an der Wende zum 18. Jahrhundert: Ein Dokument der Gerichtskanzlei Schruns vom 20. Mai 1806 zeigt, dass einige Montafoner das Edikt von 1773 keineswegs ernst nahmen: „Dessen ungeachtet seye selbst durch die Bischöfliche Curia die Anzeige gemacht worden, dass, obschon von Seiten der Geistlichkeit an Ermahnungen und Belehrungen nichts unterlassen werde, jedoch noch von dem Volke an vielen Orten die abgestellten Feiertäge mit Müßiggang und Schwelgerey zugebracht würden. Da die Schuld dieses allgemein schädlichen Unfuges zum Theile der Fahrlässigkeit der Ortsvorstehungen beigemessen wird, so sah sich das wohlbelobte Kreisamt bemüßigt, diese mit dem verantwortlich zu machen, dass diese den diesfällig fernerer Unbefolg der heilsamsten Höchsten Verordnungen anzeigen und auf zweckmäßige Bestrafung angetragen werde.“³

Wie die „katholischen Bayern“ das Ganze dann kurze Zeit später regelten, als Vorarlberg für einige Jahre unter bayerische Herrschaft fiel, bleibt freilich Spekulationen überlassen, schon 1826 hatte Kaiser Franz I. jedenfalls wieder Neuerungen der Feiertage vorgenommen, die den heutigen nicht mehr allzu fern waren: Neben Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Christi Himmelfahrt und Fronleichnam waren es in Gaschurn am 6. Jänner die Heiligen Drei Könige, am 19. März der Josephstag, in der Bittwoche ein Feiertag mit Prozession, am 24. Juni eine Prozession nach Partenen wegen der Pest, Anfang Juli am St. Thomastag ein 10-stündiges Gebet, am 5. Juli St. Antoniustag mit Prozession nach Partenen wegen der Wassergefahr, am 15. August Mariä Himmelfahrt, am 1. November Allerheiligen, am 2. November Allerseelen und am 8. Dezember Mariä Empfängnis.⁴

¹ MA – ZKA Gaschurn, 11/0, 1985.

² z.B. MA – ZKA Gaschurn, 11/10, 1778, ein Schreiben des Vogteiverwalters, in dem beklagt wird, dass im „Thale Montafon der höchst ärgerliche Missbrauch [herrsche] an Sonn- und Feiertagen hin und wieder zu fahren und Vieh zu treiben und Bündel oder andere Sachen zu tragen, auch in den Maysessen zusammen zu schlieffen und alldorten Abendtänz zu halten [...].“

³ MA – ZKA Gaschurn, 11/0, 1806 (Transkript).

⁴ MA – ZKA Gaschurn, 11/0, 1985.



Textilwerk Montafon

Sitzauflagen fürs „Maisäb Bänkle“



Foto: Sammlung Friedrich Juen, 1929

Wir wollen anhand des Projekts „Textilwerk Montafon“ das zumeist verlorengegangene Wissen um die Verarbeitung der Wolle des Montafoner Steinschafs wiederbeleben und fördern. Der Werkstoff Wolle war über Jahrhunderte eines der Hauptexportprodukte des Montafons. Dementsprechend stellten die Schafe quantitativ die größte Anzahl an Nutztieren im Tal. Spätestens im 18. Jahrhundert wurde die Wolle in Heimarbeit im Tal weiterverarbeitet und veredelt. Im frühen 19. Jahrhundert entstanden in weiterer Folge kleine Betriebe, welche die Wolle zu Stoffen verarbeiteten. Diese Tradition wurde bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts fortgeführt, war in den Jahrzehnten danach aber rückläufig und viel Wissen und Know-how ging verloren. An diese Tradition will das Projekt auf zeitgemäße Art und Weise anknüpfen und neue Impulse in die Region bringen.



Foto: MA, Stemer Hof Nr. 182, 1971



Foto: Edith Schuchter, Spinnstube in Gaschurn, Handspindel

Mit unserem museumseigenen Team und Freunden, die uns unterstützten, konnten wir Webstühle aufstellen und herrichten, weben und Vermittlungsarbeit dazu leisten. So konnten Vermittlungsprogramme für Kinder zur Verarbeitung der Rohwolle angeboten werden. Im Alpin- und Tourismuseum in Gaschurn und im Montafoner Heimatmuseum in Schruns wurden zudem Spinnnachmittage angeboten. Jeder konnte sich informieren oder sich am Spinnrad versuchen.



Foto: Edith Schuchter, Spinnstube im Heimatmuseum Schruns



Sobald der Webstuhl im Haus „erklang“, der Anschlag der Weberinnen war zu hören, fühlten sich die Besucher davon sehr angetan. Manchmal kamen auch Webkundige vorbei und ein reger Austausch über das Material Wolle oder den Webstuhl war mitzuverfolgen.



Viele Arbeitsstunden steckte das Team in die Tests mit dem Material und es zeigte sich, dass sich Altes bewährt. Die Idee den „Wifling“ (halbwollener Stoff), der in der Literatur immer wieder dokumentiert wird, herzustellen, stellte sich als goldrichtig heraus. Es entstand ein sehr robuster Stoff. Aus diesem Stoff wurden in Folge dann Bankauflagen für die Museen gefertigt.



Foto: Läufer: Montafoner Tweed aus der Montafoner Steinschafwolle



Foto: Bankauflagen Stoff: „Wifling“ aus dem Montafoner Steinschaf

„Wifling“, „Walsertuch“, „Lona“ und „Churer“
(Sehr alte Bezeichnungen für Woll- und halbwoollene Stoffe)

Es gibt schon recht frühe Vermerke von „Walsertuch“ in Urkunden. Erwähnt wird dies in einer Urkunde von 1468, wo 22 Ellen „Walsertuch“ aus Satteins angeführt werden.¹



In einer Zeitschrift von 1904 erschien der Artikel „Vorarlberger Volkstrachten“. Darin wird ausführlich auf die Tracht und die verwendeten Stoffe eingegangen. So wird ein „Tibet“ oder „Churer Tuch“ genannt. Von „Lona“ wird nicht berichtet, ist bei uns aber immer noch ein Begriff. Ludwig Hörmann erwähnt aber den Begriff Lona dann bei der „*höchst originellen Tracht der Walsertalerinnen*“. Sodann wird der „Wifling“ zwar nur als Fußnote genannt, „als selbstgewirkten Stoff, viertretig gewirkt“, das heißt, der Zettel ist aus Hanf und der Einschlag aus Schafwollen. In Tannberg hat man einfach gewobenen „Wifling“.²

Auch in Schaffhausen (Schweiz) kennt man die „Wiflingjüppen“.³

Bei den Württembergischen Inventaren wird auf Bezug auf Kleidung und die verwendeten Materialien, Die Stoffbezeichnung „Wifling“ ebenfalls angeführt. Allerdings mit dem Hinweis, dass diese Bezeichnung vor allem noch im 18. Jh. verwendet wurde.⁴ Ebenfalls eine Erwähnung findet der „Wifling“ in der Aufzählung „*wollenenen Zeugen*“, als preiswertesten mit 10 beziehungsweise 12 Kreuzern pro Elle, ca. 1789.

Im Ötztal, Stubaital ist dieser Stoff ebenfalls ein Begriff. Rauh und robust soll er gewesen sein.

Hinweis:

Die **erste Wollwarenfabrik Vorarlbergs entstand 1826 in Schruns**. Der Färber David Tschofen gründete mit den Geschäftspartnern Christian Wiederin und Franz Josef Burtscher eine Zeugmacherei (= alte Berufsbezeichnung für Tuchmacher; diese stellten Stoffe aus reiner Schafswolle her⁵). Nach Burtschers Tod ging die Firma an D. Tschofen, Anton Zuderell, Peter Maklott und Anton Drexel. 1852 wurden in dieser Firma 320 Spindeln und sechs Handwebstühle eingerichtet. Die Schafswolle wurde direkt von den heimischen Bauern bezogen. So konnte man auch die Wolle gegen Bezahlung als Garn und Stoff verarbeiten lassen.⁶

Das LEADER-Projekt Textilwerk Montafon wird unterstützt durch Bund, Land und Europäische Union.

Mit Unterstützung von Bund, Land und Europäischer Union



- 1 In: „Geschichte Vorarlbergs.“ Band 2. Benedikt Bilgeri. Böhlau Verlag. 1987.
- 2 In: „Vom Flachs zum Leinen.“ Franz Carl Lipp. Landesverlag Linz. 1989.
- 3 In: „Die Trachten von Zürich, Schaffhausen, Graubünden, Tessin.“ Julie Heierli. Eugen Rentsch Verlag. 1930.
- 4 In: „Die Ordnung der Kleider, ländliche Mode in Württemberg (1750-1850). Lioba Keller-Descher. 2003.
- 5 In: Die Inventare eines süddeutschen Warenlagers 1778-1824. Claudia Selheim. 1994.
- 6 ZKA. Ordner 4/4.4

Sammlung

Sammlung und Geschichten

Da wir ja immer wieder glücklicherweise bei den Objekteingängen auf sehr interessante Stücke stoßen, findet man automatisch bei der Datenzusammenführung die eine oder andere interessante Geschichte. Diesmal Interessantes zum Thema „Gastwirtschaften in Schruns“.

Das „Marentsche Gasthaus“ und ehemalige Bezirksgericht in Schruns

Im letztjährigen Jahresbericht wurden sowohl das ehemalige Wirtshauschild der „Marentschen Wirtschaft“, die Uhr, als auch das Schild „Kaiserlich Königliche Bezirksgericht Montafon“ präsentiert. Seit spätestens Mitte des 17. Jahrhunderts fanden die Zusammenkünfte der Montafoner Geschworenen zumeist in der „Marentischen Gastwirtschaft“, dem späteren Gerichtsgebäude, statt. Im Jahre 1656 wurde die sogenannte „Landeslade“ von der Sakristei der Bartholomäberger Kirche in einen feuersicheren Raum in der „Marentschen Gastwirtschaft“ verbracht. Es waren die wichtigsten Dokumente und Urkunden der „Thalschaft“ darin verwahrt. Im Bestand des Heimatmuseums Schruns befindet sich nun das Wirtshauschild mit einem Löwen und der Namensangabe „H(err). Hans Ulrich Marent“. Ebenso die Holzräderuhr mit den Initialen „JIM“ könnte sich im Besitz des Vorgesetzten Johann Joseph Marent (1707-1739) befunden haben. Nach mündlicher Überlieferung soll die Familie Marent um das Jahr 1807 der Gemeinde Schruns oder dem Stand Montafon die Gastwirtschaft geschenkt haben.



Foto: MA. Ehemaliges Marentsches Gasthaus, später Bezirksgericht



Foto: MA, Wirtshauschild der Marentschen Gastwirtschaft, 1683

Kurioses aus alten Tagen

Aufzeichnungen eines Gastwirts in Schruns von 1671-1686

Das Marentsche Gasthaus in Schruns, nahe der Kirche gelegen „ehemalige Bezirksgericht“ war jahrhundertlang Treffpunkt der Einheimischen und Fremden. Um 1670 herum war der Gastwirt Johann Ulrich Marent, der ein Tagebuch führte, über das, was in seinem Gasthaus geschah. Und geschehen ist scheinbar Einiges. Da war zum Beispiel anno 1676 eine Militär-Einquartierung im Montafon und natürlich gingen die Soldaten abends ins Wirtshaus.

Lesen wir, was Johann Ulrich Marent da schreibt:

Schlägerei mit den Soldaten

„(...) und heut, am heiligen Sonntag vor dem Mittagmahle ist Jöri Kiebers Sohn von den Soldaten ohne Ursach und ohne Gnade gehauen worden. Es muss also damals in jener Wirtschaft ganz lustig zugegangen sein. An einem anderen Tag weiß er zu berichten: „(...) und dann gab es Streit und Luz Vallaster und Hans Gantner haben mit den Soldaten gefusstet. Hans Gantner am Boden. Er blutet. Luz Vallaster von den Soldaten aus der Wirtschaft geworfen.“

Aber am selben Tag muss sich der Streit nochmals ausgedehnt haben, denn Marent notiert weiter:

„(...) und dann hat Adam Barbisch ainem Soldaten ain Mauldeschen gegeben. Und corporal Urban Neyer ist mit ainem scharpfen Degen geworfen worden. Man hat den Wundarzt geholt.“

So viel von den Soldaten in Schruns, aber bei den Einheimischen scheint es nicht viel friedfertiger hergegangen zu sein, denn wir können da lesen:

„(...) und heut ist Hans Neyer, der Geschworener ist in Sankt Gallenkirchen, von Christian Bargehren von Tschagguns mit einem Bierglas beworfen worden.“ Und weiterhin schreibt er in sein Tagebuch:

„(...) Felix Fitsch, so an der Litz hauset und Meinrad Barball von Gamprätz haben heut mit den Gebrüdernen Bitschnouw, als Hans und Christa, gottsjammervoll gefusstet.“

Zu jener Zeit gab es ja noch keine Zeitung im Montafon, so dass ein jedes Wirtshaus zum Austauschort für Neuigkeiten von außerhalb des Tales als natürlich auch für den Dorfklatsch wurde. So lesen wir unter dem Datum des 7. Februar 1684: „(...) an Mathies Juenen Hochzeit in Schruns hat Michael Batruellen Tochter in der Kirchen voller Wein sich übergeben und gespeit.“

Aus diesem alten Notizbuch des Ulrich Marent ist aber auch noch vieles andere mehr zu entnehmen. Es wurde ja nicht nur gestritten und geprügelt. So wurden Besprechungen und Geschäftsabschlüsse gemacht, wie heutzutage auch.

So gab es zur damaligen Zeit an die zehntausend Schafe, die auf Hochalpen gesömmert wurden. Eine Eintragung im Tagebuch zeigt uns, welchen beachtlichen Umfang die Geschäfte mit Schafen damals annahmen. Die Notiz lautet: „(...) den 20. April 1676 hat Toma Friz, Wirt vom Gasthaus Adler auf Sankt Bartholomäberg, für sich selbst als wie auch für Hans und Christian Friz, wie auch für mich 260 haupt Schaf und 7 Lämmer gekauft. Zusammen 267 Stück um 344 Gulden und 14 Kreuzer. Ohne den Käuffer- Lohn. Trifft jeden von uns vier zu bezahlen: 86 Gulden und 4 Kreuzer.“

Eine andere Eintragung ist nicht minder interessant: „(...) den 25. Febr 1676 leih ich dem Christian Bertki auf Kuchleten-Sunntig 6 und 1/2 viertel Stockfisch und 8 Hering.“ Diese Notiz ist ein Hinweis darauf, dass damals ein Handelsverkehr zwischen Skandinavien und dem Montafon stattfand.¹

Danke an Josef Zurkirchen, der sich die Mühe machte, diese alten Notizbücher zu lesen, was sich als recht mühsam erweisen kann. Wenn man sich aber dieser Mühe unterzog, konnte man manch interessante Hinweise über die Lebensumstände unserer Vorfahren herauslesen.

Gasthof Löwen in Schruns

Gesichter, die zum Löwen gehören



Foto: MA, Hotel Löwen, Schruns, 1950

In früheren Jahren war das Thomannsche Haus am Veltlinerweg als „Löwen“ geführt worden. Später dann in der Silvrettastraße, wo sich auch der heutige „Löwen“ befindet. Das Marentsche Gasthaus besaß ebenfalls ein Wirtshauschild mit dem Löwen.

In diesem Hause in der Silvrettastraße geschah eine heimtückische Mordtat, über die zu einem späteren Zeitpunkt noch berichtet wird. Auf jeden Fall erwarben dann die Gebrüder Durig dieses Anwesen.

Das Anwesen in der Silvrettastraße wurde im Jahre 1834 zum Gasthaus umgebaut. Den Gebrüder Theodor Durig, Gemeinderath in Schruns (geb. 06. Feb. 1834, gest. 17. Feb. 1899), und seinem Bruder Josef Durig (geb. 26. Dez. 1835, gest. 16. März 1897).²



Zur frommen Erinnerung
an den Herrn

Theodor Durig

Daufmann,

welcher am 3. Oktober 1925 nach
Empfang der hl. Sterbefakramente
im Alter von 73 Jahren im Herrn
verschied.

So steht im Jahre 1900 in der Alpenvereinszeitschrift:

„Das bekannte Gasthaus „zum Löwen“ in Schruns ist infolge Ablebens der früheren Besitzer, Gebrüder Durig, pachtweise an den Eigentümer des Gasthauses „zur Taube“ Herrn A. Rüf in Schruns übergegangen, welcher nunmehr beide Gaststätten fortführen wird. Der vor mehreren Jahren durch einen Speisesaal und eine Glasveranda vergrößerte „Löwe“ wird vollständig neu ausgestattet werden.“³

Die Wirtschaft scheint in den folgenden Jahren öfters den Besitzer gewechselt zu haben. Im Jahre 1907 war der Besitzer Josef Schwarzhans,⁴ im Jahre 1914 scheint Hugo Clement als Besitzer auf,⁵ 1927 wird Gottfried Peter als Besitzer genannt. Zwischen den beiden Weltkriegen beherbergte das Hotel Leute aus aller Herren Länder. Die damalige Köchin hieß Maria Simma und war bekannt für ihre gute Küche. Maria Simma soll sogar im berühmten Wiener Hotel „Sacher“ das Kochen erlernt haben. Im schön getäfelten Speisesaal feierte man in

1 ZKA Ordner 19 Montafon zu 4/0.

2 ZKA Ordner 0/15, 4/00 Gasthof Löwen.

3 In: Schruns- im Montafon. Herausgegeben vom Verschönerungsverein für Schruns und Umgebung. 1907-1908.

4 In: Schruns im Montafon-Vorarlberg. Prof. M. Tschohl. Hrsg. und verlegt vom Verkehrsverein Schruns. 1927.

5 In: Tafern an Landstraß und Sömersteig...Montafoner Gsthäuser mit Geschichte. Krista Vonbank. 1997.

6 MONTAFON 3- ÖKONOMIE-MENTALITÄT. Band 3. Hrsg.: Manfred Tschakner. 2018.





den 50er und 60er Jahren den „Ski Club Ball“, der wohl als Höhepunkt des Vorarlberger Veranstaltungskalenders galt. Es gab auch einen Maskenball und einen „Wiberball“.

1971 wurde der Löwen an die Firma Zumtobel verkauft und 1972 dann abgerissen.

Ehemalige Besitzer:

Bei den Fotos unterhalb handelt es sich um die Nachfahren des einstigen Besitzers Josef Schwarzzhans. Links die Enkelin, Maria Elisabeth Heinzle, die kurz nach dem Krieg für verschiedene Kalender und Werbung posierte, deren Namen aber erst kürzlich wieder mit dem Foto zusammengebracht werden konnte, als ihre Tochter Marlies Neyer das Foto dem Museum schenkte. Darunter sind Tochter und Schwiegersohn von Josef Schwarzzhans abgebildet. Die Tochter Anna Maria soll laut Auskunft von Marlies Neyer noch als junge Frau im Löwen gearbeitet haben.

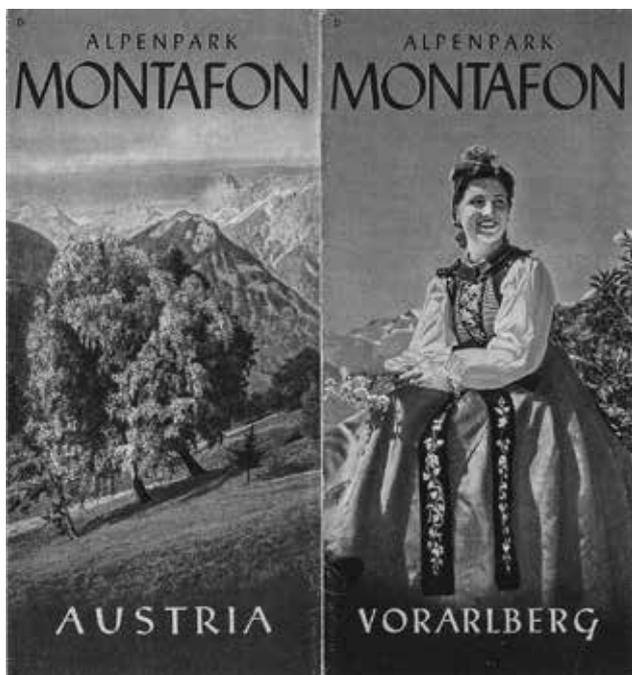


Abb.: Maria Elisabeth Heinzle, verh. Häfele, datiert kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs



Anna Maria Heinzle, geb. Schwarzzhans, (geb. 1884) und ihr Ehemann Johann Gottfried Heinzle (geb. 1880), Volksschuldirektor in Schruns

Die Wirtschaft des Jos Zumkeller



Foto: MA, 1895, Armenhaus, Schruns Kirchplatz

Foto eins ist eine seltene Aufnahme des alten Armenhauses von Schruns, HNr. 52, das am 19.3.1911 abgebrannt ist. Das zweite Foto zeigt ein Wappenschild, das noch mit der Handschrift Wiederins versehen, seine Zugehörigkeit ins Armenhaus verweist. Das Wappen konnte Jos Keller zugeordnet werden. Somit lässt sich die Vermutung anstellen, das sich hier auch die Wirtschaft des Jos Zumkeller befunden haben könnte. Unter anderem ist Jos Zumkeller als Anführer der Montafoner in Erscheinung getreten. Anders als im restlichen Vorarlberg aber in Graubünden gebräuchlich bezeichnet man den Oberbefehlshaber des Montafoner Aufgebots „Landeshauptmann“. Zum ersten Mal nachgewiesen ist dieser Titel 1623 beim Vorgesetzten Jos Zumkeller, der diesen Titel bis 1649 führte.



Foto: MA. Wappenschild, Jos Zumkeller zugeordnet, vermutlich aus der Holzdecke des Gasthauses

7 ZKA Ordner 4/00 Gaschurn.

8 MONTAFON 3 - ÖKONOMIE-MENTALITÄT. Band 3. Hrsg.: Manfred Tschalkner.

Gasthaus Krone, Gaschurn (Erbaut 1836⁹) Die „Schöne Olga“

In dem kleinen Kulturführer „Schruns und Tal Montafon“ scheint 1914 der Besitzer Simon Bott auf. Später war es der Vater von Olga Sohler. Ab 1956 führte Olga Sohler die „Alte Krone“. Die stets schön gekleidete Olga blieb ihr Leben lang unverheiratet, an Verehrern mangelte es aber nie.

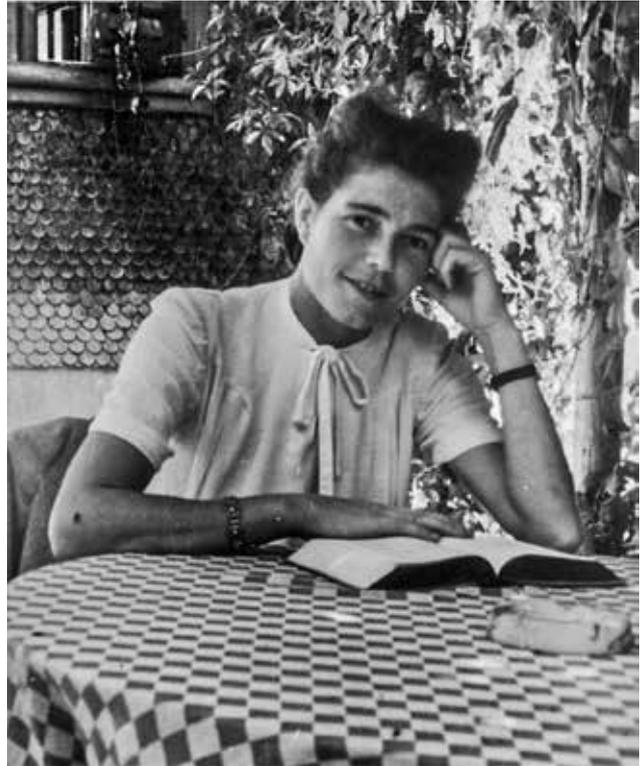


Foto: MA. Olga Sohler



Foto: MA. Olga Sohler mit ihren Gästen, 1951



Foto: Persianermantel mit einem Nerzkragen von Olga Sohler



Foto: Schal und Hut aus dem Fell einer Raubkatze



Foto: MA. Gäste vor dem Gasthof Krone, 1944

Neuzugänge ins Inventar des Montafoner Heimat- schutzvereins

Ein reich geschnitzter Stubenkasten mit rückseitigem Geheimfach. Als Besonderheit gilt die schön geschwungene Mittelkonsole mit Schublade. Der Kasten stammt möglicherweise aus einem Pfarrhof, da die Verzierungen des Schrankes Parallelen zu den Schnitzereien am Kirchengestühl der Kirche St. Gallenkirch und Gortipohl aufweisen. Das Kirchengestühl wurde von Meister Hans Ulrich Tschannun angefertigt. Es gibt Hinweise, die eine Datierung ins 18. Jh. zulassen.





Foto: Schrank Inv. Nr. 7353, 18. Jh.?

Kriegsgefangenschaft in Russland

Auf einen Aufruf hin, dass wir für die Ausstellung „Kriegsgefangenschaft“ noch Objekte suchen, brachte Emil Kessler erstaunlich gut erhaltene Gegenstände mit ins Museum. Der Vater von Emil Kessler, Erwin Kessler, geb. 24.05.1907, wurde 87 Jahre alt. Erwin Kessler war Kriegsgefangener in Russland. Auf dem unteren Foto sieht man Erwin Kessler bei seiner Heimkehr 30.12.1949. Die Jacke und der hölzerne Koffer auf dem Foto haben alle Jahre überdauert und sind nun im Depot des Heimatmuseums archiviert.



Foto: MA, Heimkehrer Erwin Kessler, 1949



Foto: MA. Arbeitsjacke und Reisekoffer von Erwin Kessler; siehe Rückkehrerfoto

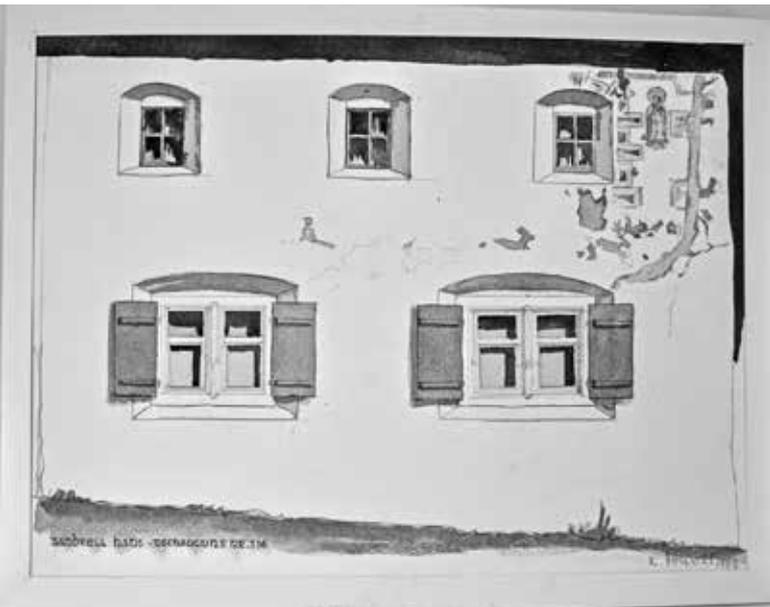
Aquarell- und Bleistiftzeichnungen von Konrad Honold



Bleistift- und Aquarellzeichnung eines Hauses in Gortipohl, mit Bleistift darunter links „Gortipohl Nr. 20 (früher Nr. 19)“, rechts „K. Honold 1984“ signiert



Mehrere Pläne und Zeichnungen zum Umbau des Heimatmuseums Schruns 1974-89



Aquarellbild und mit „Sandrell Haus - Tschagguns Nr. 116“ betitelt, rechts unten mit „K. Honold 1968“ signiert



Ölgemälde mit der Kirche von St. Gallenkirch, signiert Regendorf, 1942



Fotos von der Theaterwanderung bei der septimo Theaterwanderung „Auf der Flucht“, 2013, von Walter Kegele

Die Depots der Montafoner Museen

Auflösung eines Depots und Umsiedlung

Nach der Volksabstimmung im Jahre 2011, die gegen einen Umbau des „Fitsch Hauses“ war, folgten schwierige Jahre für die Lagerung des empfindlichen Sammlungsgutes. Wir waren gezwungen, den oberen Stock im Heimatmuseum Schruns für die Lagerung zu benutzen, das hieß in Folge für die Besucher war der 2. Stock gesperrt. Es befanden sich eine im Original erhaltene Küche im 2. Stock, nunmehr ein Gemäledepot, und die barocken Kirchenfiguren aus der Schrunser Pfarrkirche stehen im Gang des 2. Stocks. Kleiderkästen mussten in den Gang eingebaut werden. Ein Umbau des Museums rückte in weite Ferne.

Ein Besitzerwechsel eines Außenlagers in Tschagguns forderte eine schnellstmögliche Räumung unserer Objekte aus deren Stall.

Eine finanzierbare Lösung kam 2019, wir durften in den Keller der Eventabteilung des Montafon Tourismus einziehen. Die Planung in das neue Depot und die damit verbundene Auflösung eines externen Depots brachten eine Verbesserung der Lagerkapazität mit sich, obgleich die klimatischen Gegebenheiten des Lagers nach einer permanenten Kontrolle verlangen, was die Luftfeuchtigkeit betrifft.

Die Studenten, die uns in den Sommermonaten hilfreich zur Seite standen, halfen, die landwirtschaftlichen Wagen, Kisten, Stühle, Truhen, Kästen und vieles andere mehr in den Keller zu verstauen.



Foto: Studenten im Depot in der Silvrettastraße

Gemeinsam wurden Strategien zur Übersiedelung geplant, um einen reibungslosen Ablauf hinsichtlich der optimalen Ausnutzung des vorhandenen Raumes zu erlangen.

Uns war wichtig, eine übersichtliche Gruppierung zu erhalten und auf gute Zugänglichkeit zu den Objekten musste natürlich auch geachtet werden.

Im Zuge dessen wurden dann auch „Altlasten“ wie noch nicht aufgenommene oder nicht vollständig erfasste Bestände ins

Inventar und die M-BOX (digitales Verwaltungsprogramm) aufgenommen. Schwierigkeiten bereiten die großen Heuwägen und Bühnenkulissen der Batloggspiele in Schruns.



Foto: Alte Truhe aus dem Depot Tschagguns



Foto: Altes Löschwasserfass



Foto: Alte Kinostühle aus dem Kino in der Batloggstraße in Schruns



Foto: Studenten beim Erfassen der alten Kinoprogrammhefte



Die beiden Rüstungsheiligen aus der Skulpturensammlung des Schrunsener Museums

Einordnung und Anmerkungen zur Konservierung

Im Jahr 2019 übernahmen wir zwei Skulpturen aus der Sammlung der Montafoner Museen zur Konservierung. Dabei handelte es sich um zusammengehörende, höchst interessante und qualitativ sehr hochwertige Fragmente zweier Heiligenskulpturen in Rüstung.

Bereits im Jahr 2011 führten wir eine erste Bestandsaufnahme der Objekte durch, nun, acht Jahre später, konnte die dringend erforderliche Sicherung und Reinigung der Skulpturen erfolgen.

Die beiden Figuren waren unseres Wissens nach noch nie ausgestellt oder publiziert. Jedoch sind sie seit langem inventarisiert und den Museumsmitarbeitern über die Jahre, beim Gang durchs Depot visuell präsent.

Durch das eigentümliche Erscheinungsbild, die Verkürzung der einstmaligen Standfiguren zu büstenartigen Fragmenten, aber auch durch deren geschnitzte Rüstungen fallen sie im ansonsten durch faltenreiche Barockskulpturen dominierenden Objektbestand auf.

Woher die Rüstungsheiligen stammen, ist leider nicht überliefert. Es gibt keine Quellen oder Anhaltspunkte zu deren Herkunft. Das Museumsinventar gibt lediglich als Eingangsdatum „vor 1948“ an. Selbst eine Herkunft aus der Talschaft Montafon ist nicht gesichert, kann aber auf Grund der Kleinräumigkeit des Einzugsgebiets der Museumssammlung angenommen werden.

Formal sind sie dem ausgehenden 15. Jahrhundert oder dem beginnenden 16. Jahrhundert zuzuordnen.

Darstellung und Kontext

Dass es sich bei den beiden Objekten nicht um echte, d.h. im Original als solche konzipierte Skulpturenbüsten handelt, verrät ein Blick auf die Unterseiten. Diese heutigen Standflächen zeigen Sägespuren aus jüngerer Zeit an der Holzsubstanz und an der partiell erhaltenen, umlaufenden Fassungskante. Beim Rüstungsheiligen mit Helm ist zudem auf gleicher Ebene seine linke Hand abgesägt.

Nach diesem Befund ist daher von ehemals ganzfigurigen Skulpturen auszugehen. Wer jedoch dargestellt sein soll, ist auf Grund der Substanzverluste, im speziellen der verlorenen Attribute, heute nicht mehr klar. Einige Details lassen dennoch Aussagen zum möglichen ursprünglichen Erscheinungsbild und zum Kontext der Figuren in einer Kirchengestaltung zu.

Bemerkenswert ist die vollrunde, hinten wie vorne detailreiche Ausarbeitung der Schnitzereien. Dies könnte ein Indiz für eine weitgehend freistehende Aufstellung außerhalb eines Altarschreins sein.

Beide Dargestellten stehen, soweit dies ohne Beine verifizierbar ist, in einem nur schwachen Kontrapost. Die vertikale Körperachse ist nur sehr leicht geschwungen, die Schulter-

und die Taillenhorizontale ist bei beiden nur geringfügig und parallel geneigt.

Die Armhaltung beider Figuren folgt dem gleichen Muster. Jeweils der linke Arm weist nach unten, jeweils der rechte Arm richtet sich nach oben. Diese Haltung lässt bei beiden auf ein langes Attribut in deren Rechten schließen, etwa eine Lanze oder eine Fahnenstange.

Diese Beobachtungen reichen jedoch nicht aus, um die Figuren zu identifizieren, da es in der Heiligenikonografie der Spätgotik zu viele Figuren in zeitgenössischer Rüstung gibt.

Im Zuge der Recherche sind wir jedoch auf ein Schema gestoßen, welches wir in der uns zur Verfügung stehenden Literatur so noch nicht explizit beschrieben vorgefunden haben und das uns bei der Zuordnung unserer Rüstungsheiligen weiterhelfen könnte.

Spätgotische Altarschreine werden zuweilen von zwei sogenannten „Schreinwächtern“ flankiert. Diese Skulpturen, meist sind es Heilige in Rüstung, stehen auf separaten Architekturelementen (Konsolen) welche seitlich an den Schrein angebracht sind oder sie finden Platz auf der ausragenden Predella. Diese Schreinwächter werden zudem von einem Baldachin bzw. von Gesprenge bekrönt.

In dieser Funktion finden sich überwiegend die Heiligen Georg und Florian. An bedeutenden gotischen Altären ist dies der Fall, wobei, mit einer Ausnahme, der Hl. Georg immer evangelienseitig und der Hl. Florian immer epistelseitig steht. Als Vergleichsbeispiele seien hier der Sterzinger Altar von Hans Multscher (1456-58), der Michael Pacher Altar in St. Wolfgang (1471-79) und der Hallstätter Marienaltar von Lienhart Astl (um 1510/20) genannt. Am Altar der Abtenauer Pfarrkirche von Andreas Lackner (1518) und am Kefermarkter Altar von 1490/97 stehen die beiden Schreinwächter, separiert vom Altar, auf Wandkonsolen an der Chorwand.

Auch an einem berühmten evangelisch-lutheranischen Altarschrein, dem Lucas Cranach Altar in Neustadt a.d. Orla (1513) findet sich Georg und Florian in dieser Funktion.

Lediglich am Jörg Lederer Altar der Spitalskirche von Latsch im Vintschgau (zw. 1510-20) sind die beiden Heiligen entgegengesetzt aufgestellt.

Folgen wir nun beim Identifizierungsversuch unserer Rüstungsheiligen diesem Schreinwächterschema, so könnte die bekränzte Figur ein Georg und die behelmte Figur ein Florian sein.

Doch aus welcher Kirche bzw. aus welchem Altar stammen sie? Die angenommene Größe der ehemaligen Standfiguren, lässt grob Rückschlüsse auf die Größe des Altares zu, zu dessen Ausstattung sie einmal gehört haben könnten. Die beiden Skulpturen messen 45cm in der Höhe. Rechnen wir die fehlenden Beine und Plinthen dazu, kommen wir, bei anatomisch korrekter Arbeitsweise des Bildschnitzers, auf eine Figurenhöhe von rund 1 Meter.

Anhand der Figurenproportionen der oben genannten Vergleichsaltäre sind die Schreinwächter immer etwas kleiner als die Figuren im Schrein, und zwar bis zu einem Viertel der Gesamthöhe.



Schlussfolgernd muss unser gesuchter Altarschrein, also auch die Kirche verhältnismäßig groß gewesen sein. Suchen wir nun die Talschaft nach größeren Sakralbauten ab, kommen eigentlich nur Schruns, Tschagguns, St.Gallenkirch oder Bartholomäberg, jeweils mit ihren gotischen Vorgängerbauten in Frage.

Hier enden unsere Spekulationen zur Herkunft der Rüstungsheiligen beinahe, denn vor dem Knappenaltar in Bartholomäberg stehend fällt auf, dass diesem links und rechts jeweils eine Figur fehlt. Die auskragende Predella und die, ansonsten architektonisch nutzlosen Gesprengetürmchen zeugen von einer ehemaligen zusätzlichen Figurenausstattung an diesem Platz.

Es sei nun KunsthistorikerInnen überlassen, hier weitere Forschungen, insbesondere stilkritische Analysen durchzuführen.

Ein stark fragmentierter Zustand

Die Verstümmelungen der beiden Figuren durch das Absägen der unteren Figurenhälften haben wir bereits beschrieben, sie sind an den Abbildungen nachvollziehbar. Die abgesägten Objektteile sind unseres Wissens nach verloren.

Ein weiterer mutwilliger und drastischer Eingriff in die Substanz sind die abgeschlagenen Nasen beider Heiligen. Dieser „Bildersturm“ wurde mit einer scharfen Hiebwaaffe (Säbel, Schwert, Axt, o.ä.) exerziert. Die leicht konkaven Schnittflächen zeugen jeweils von einem gezielten und gekonnten Schlag.

Substanzverluste durch falsche Handhabung oder sonstige Krafteinwirkungen sind durch Bruchstellen gekennzeichnet.

Abgebrochen ist der rechte Arm der Figur mit Helm sowie alle Finger der linken Hand der Figur mit Haarkranz. Des Weiteren ist der rechte Unterarm dieser Figur an einer Ansetzungsstelle (Leimfläche) abgebrochen und verloren.

Das Holz beider Objekte, es handelt sich per Augenschein um Lindenholz, zeigt zudem Schwundrisse und einen leichten, heute inaktiven Anobienbefall.

Die ursprünglichen Fassungen sind nur sehr reduziert erhalten. Dies ist eine Folge der langen Lagerung in sehr schlechten klimatischen Umgebungsbedingungen. Es ist davon auszugehen, dass die Objekte schon lange bevor sie in Museumsbesitz kamen, sehr schlecht deponiert waren.

Die Zeit am besten überdauert haben die Inkarnate (Gesichter und die eine Hand) sowie die Ockerfassung der Haare. Hiervon sind etwa 50% der ursprünglichen Substanz erhalten. Die Reste der Versilberung des Kettenhemdes (Halsberge), zu sehen am Hals des Bekränzten, sind schwarz oxidiert.

Die beiden Rüstungen, inklusive Helm, waren ursprünglich blattvergoldet. In minimalen Resten, es sind geschätzt lediglich 1 – 2%, ist diese auf hochglanz polierte Polimentvergoldung erhalten. Dem gegenüber sind die Innenseiten der einsichtigen Rüstungsteile (Schulterplatten und Armkacheln) mit einer Rotlüsterfassung¹ versehen, welche wiederum verhältnismäßig gut erhalten ist.

Ansonsten prägt bei der einen Figur die freiliegende helle Fassungsgrundierung, bei der Anderen die weitgehende Holzsichtigkeit das allgemeine Erscheinungsbild.

¹ Roter Farblack auf Blattversilberung



Die auf uns überkommenen Restfassungen sind akut durch weiteren Haftungsverlust gefährdet. Die Bindungsfähigkeit des proteinischen Bindemittels (tierischer Leim) in den Grundierungen ist über große Bereiche verloren, sprich abgebaut. Dies trifft besonders auf die Fassungsgebiete mit Blattmetallaufgaben zu. Dem gegenüber sind die Farbfassungsgebiete, bedingt durch den zusätzlichen materialimmanenten Eintrag des Bindemittels der Farben ins Fassungsblattpaket, stabiler und deshalb besser erhalten.

Als weitere Folge der schlechten Lagerungsbedingungen ist die starke Verschmutzung zu nennen.

Konservierungsmaßnahmen

Eine seltene und wertvolle Ausnahme sind die, unabhängig vom schlechten Erhaltungszustand, restauratorisch unberührten Skulpturenfassungen. Besonders wenn sie, wie hier, ein hohes Alter haben.

Historische Restaurierungen waren meist sehr umfassend und tiefgreifend, sodass diese das visuelle Erlebnis einer vermeintlich alten Fassungsfläche stark verfälschen können. Darüber hinaus können alte Eingriffe (Retuschen, Übermalungen, Neuvergoldungen u.ä.) die Analyse und die Dokumentation des ursprünglichen Erscheinungsbildes massiv erschweren.

Dieser Tatbestand, der unberührten Oberfläche, spielte bei der Erstellung unseres Konservierungskonzeptes eine zentrale Rolle. So konzentrierten wir uns bei den durchgeführten Maßnahmen auf den Erhalt der auf uns überkommenen Substanz (Festigung) und der Verbesserung der Lesbarkeit (Reinigung), ohne ergänzend einzugreifen.

Als erste Maßnahme wurde der lose aufliegende Staub mit weichem Langhaarpinsel und Sauger abgenommen. Noch vor den weiteren Reinigungsschritten mussten die von Haftungsverlust gefährdeten Fassungsgebiete vorgefestigt werden. Dies geschah durch Auftrag einer 5%igen Störleimlösung. Danach konnten die holzsichtigen Bereiche und die stabilen Farbfassungsgebiete weiter trockengereinigt werden. Dies geschah mittels verschiedener Radiermethoden. Zum Einsatz kamen vulkanisierte Latexschwämme², passend zugeschnittene Radierblöcke³ und ein Elektroradierer⁴ mit Radierminen⁵. Vereinzelt wurden die in den Tiefen festgebakkenen Schmutznester mechanisch mit Holzstäbchen entfernt.

Als nächster und zeitintensivster Arbeitsschritt wurden dann die noch fragilen Fassungsfragmente kleinteilig mit feuchtem Wattestäbchen gereinigt und parallel dazu mit einem zweiten Festigungsdurchgang (6%ige Störleimlösung) stabilisiert. Gegebenenfalls kam, zum Niederlegen aufstehender Fassungsflächen, eine Heizspachtel zum Einsatz.

Mit den Konservierungsmaßnahmen konnte nun ein weitgehend stabiler und besser erfahrbare Objektzustand erreicht werden, der es erlaubt diese interessanten Skulpturenfragmente in Zukunft im Museum zu zeigen.

² Akapad Trockenreinigungsschwamm

³ Staedtler mars plastic Radierblöcke

⁴ Ecobra, elektrische Radiermaschine

⁵ Staedtler mars plastic Radierstränge



Martin von Tours – Der Heilige vor Landschaftskulisse

Ansätze zur Datierung des Tafelbildes

Ein unlängst aus dem Dachbodendepot des Schrunser Heimatmuseums gehobenes barockes Holztafelbild, derzeit unbestimmter Herkunft, zeigt zentral die Darstellung des hl. Martin als römischen Reiter mit Bettler. Im Hintergrund folgt entlang der Diagonale des gerahmten schmalrechteckigen Bildformats¹ auf einem 2,8 cm starken Fichtenmittelbrett mit 277 mal 61 (63) cm Außenmaß vom rechten unteren zum linken oberen Eck in einer Landschaft ein Pfad, auf dem sich ein Säumer sowie vielerlei Getier tummeln.



Zentralmotiv Hl. Martin; Landschaftshorizont mit Nadelwaldsilhouette



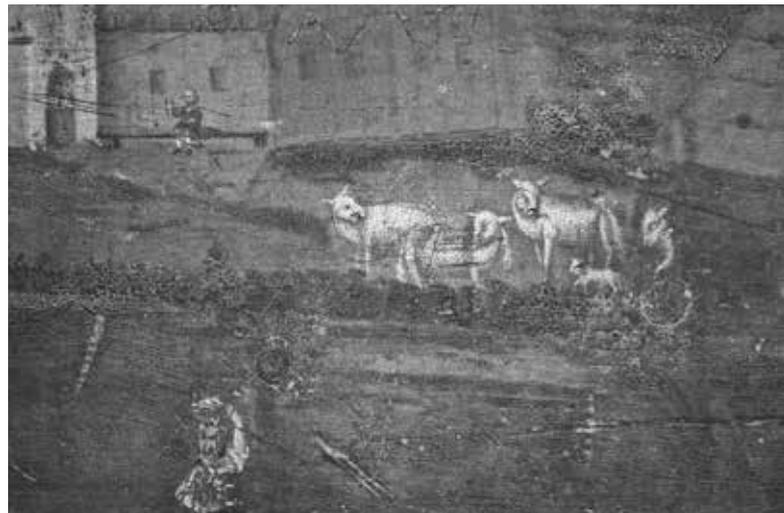
Säumer mit beladenem Maultier



Stier und Kuh (mit Glocke an Riemen)



Ziegen



Schafe

¹ Bildsicht auf der dem Kern abgewandten, linken Seite eines Mittelbrettes.



Aufgesetzte holznagelgesicherte Rahmenblende, die in den Ecken nur im Bereich des innenseitigen Karnisprofils auf Gehrung geschnitten ist. Profilleiste des linken Bildrahmenabschnittes abgegangen

Der vorerst relativ ausgewiesene Zeitansatz des Tafelbildes aus der Sammlung der Montafoner Museen stützt sich einerseits auf den Vergleich stilbildender, maltechnischer Merkmale mit denen von Gemälden mit bekannter Zeitstellung. Das in der Passage des Martinstores in der Bregenzer Oberstadt platzierte annähernd ovale Gnadenbild mit der Mariendarstellung als stehende Schmerzensmutter erinnert bezüglich Faltenwurf und im Speziellen der begrenzten Farbpalette stark an den Depotfund.



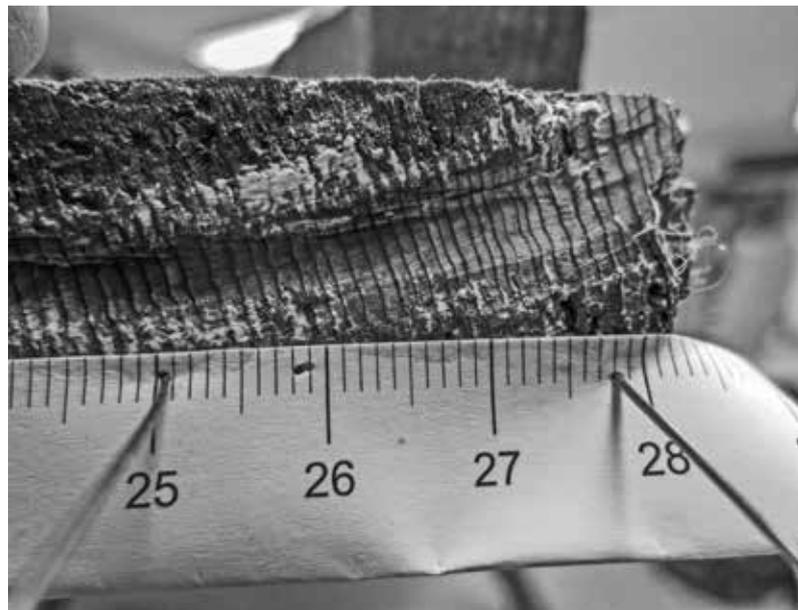
Bregenz, Oberstadt/Martinstor. **Mater Dolorosa**. Die untere Bildhälfte mit Verweis auf den möglichen Stifter: **Johann hönrich Abler geschworner deß gericht's hoffrieden**

Der Entstehungszeitraum ist im Fall des Bregenzer Ölgemäldes an der Person des Johann Heinrich Abler festzumachen, der im Urkundenbestand des Vorarlberger Landesarchivs im

Zeitraum von 1715 bis 1732 mehrfach nachweisbar ist. Der idente Wortlaut der Bildinschrift findet sich zudem in einer, in Hohenweiler am 20. August 1727 ausgestellten Urkunde². Analog dazu ist auch eine Entstehung des Tafelbildes mit Hl. Martin vor Landschaftskulisse grob im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts denkbar.

Andererseits liefert die dendrochronologische Datierung des Bildträgers bei vorhandener Waldkante das absolute Kalenderjahr des Einschlags der Fichte, aus der schließlich das erforderliche Mittelbrett gesägt wurde.

Ist aber weder die Bergung von Bohrkernen noch von Kappstücken möglich, bietet sich die bildanalytische Auswertung von Aufnahmen der in situ an der Querschnitts- oder tangentialen Schnittfläche eines zu befundenden Bauteils präparierten Jahrringserie an. Speziell im letzteren Fall ist allerdings ein Verzug der Jahrringbreiten vorhanden, der im Vergleich zur Messung am Probenquerschnitt – außer im inneren Bereich – vernachlässigbar ist.³



Bildausschnitt des präparierten, mit Wasser benetzten und Kreidestaub kontrastierten Proberadius an der linken Stirnholzfläche des Bildträgers

Material

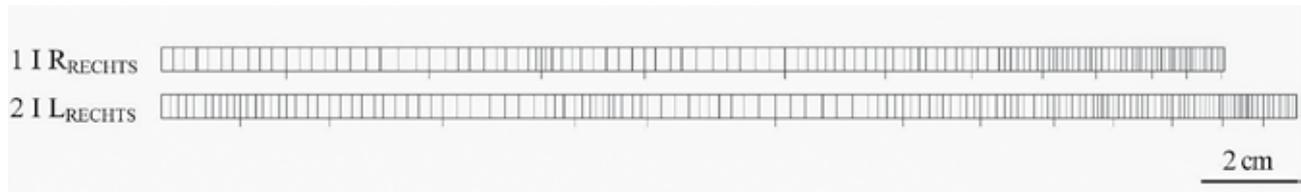
Bildträger: Fichte [*Picea abies* (L.) Karsten]; 277 x 61 (63) cm, Präparation der diagonal entgegengesetzten Stammradien an rechter bzw. linker Brettstirnseite zur Erfassung des kompletten Stammdurchmessers.

Radius 1: Laborbez.: I 1 R_{RECHTS} verm. Radiusstrecke: 216,6 mm
 Radius 2: Laborbez.: I 2 L_{RECHTS} verm. Radiusstrecke: 231,5 mm

² VLA, Urkundenbestand; Urk.-Nr. 7682.
³ Walder 2005, 44f.



Jahrringmuster (marknahe Jahrringe linksseitig)



Verlauf⁴ der Jahrringserien

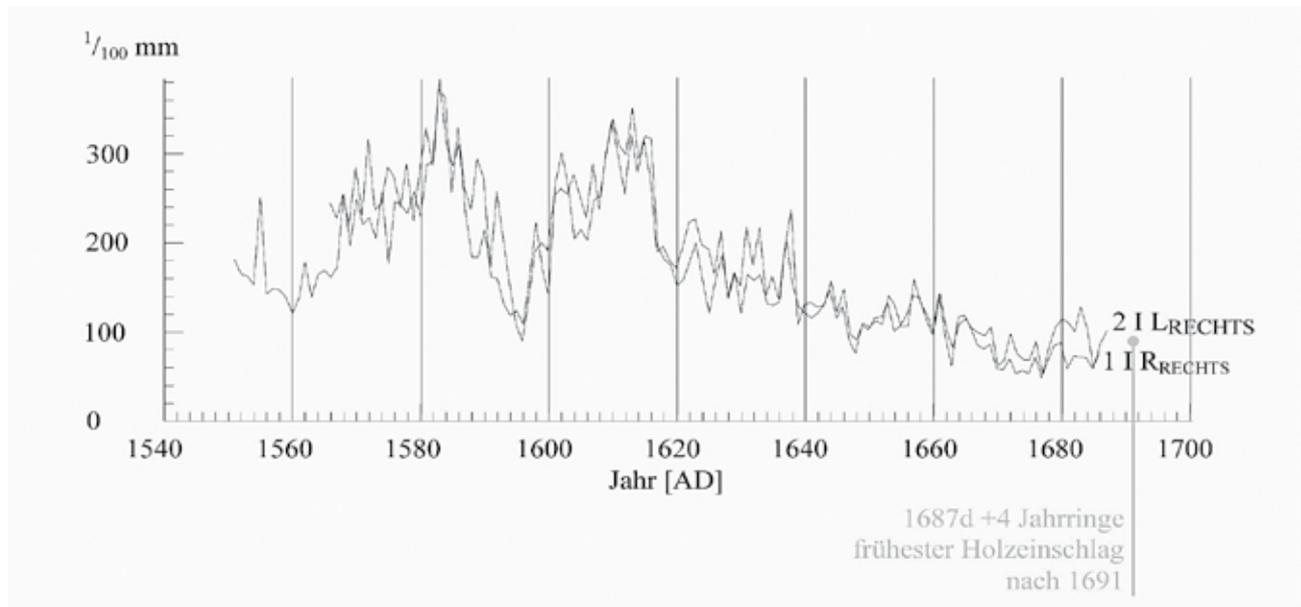


Tabelle: Kenndaten, tabellarische Übersicht

Probe					Jahrringe (JRe)		Datierung				Fälldatum		
U-Pos.	Holzart	P.-Art	Nr.	Bez.	Anzahl der verm. JRe in der Probe/ davon SpJRe	mittlere Breite [mm] Min/Max*	letzter verm. Jahrring	zusätzlich ausgezählte JRe/Ke- bzw. SpJRe	Oberflächenzersetzung/ Bearbeitung	Waldkante	Zeitpunkt	Jahr [AD]	Dat.güte
I	Fi	BA	1	R_RECHTS	121	1,79 0,49/3,73	1686	1	S1687	/	nach	1691	A
			2	L_RECHTS	137	1,69 0,53/3,84	1687	4	S1691	/			A
			Bauteilmittelkurve		137	1,73 0,51/3,78	1687	4	S1691	/			A

* minimale/maximale Ringbreite

Legende

Probe

- U-Pos. Position
- Holzart Fi – Fichte
- P.-Art Art der Probenahme: BA – Bildanalyse
- Nr. Nummer des Probenradius
- Bez. Bezeichnung der Probe, R – rechte/ L – linke Stirnholzansicht

Datierung

- zusätzlich ausgezählte Jahrringe/Kern- bzw. Splintholzjahrringe (K-/SpJRe)
- Ke – Kernholz, Sp – Splintholz
- Oberflächenzersetzung/Bearbeitung äußerster Jahrring mit F – Früh- bzw. S – Spätholzanteilen im Ringbild



Waldkante	WKF – Waldkante mit Frühholzanteilen, WKS – Waldkante mit Spätholzanteilen, WK? – letzter Jahrring teilweise oder stark verwittert bzw. Verlust von Jahrringen durch Bearbeitung oder Erosion nicht ausgeschlossen – Abschluss unsicher.
Fälldatum	
Zeitpunkt	H – Herbst, W – Winter
Dat.-güte	Datierungsgüte nach dem Leitfaden des Dendrochronologischen Labors des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. A – Unabhängige Dendrodatierung, die durch eindeutige Korrelationswerte mit ausreichend belegten Referenzen gestützt wird (Voraussetzung: t-Testwerte > 5) B – Die Datierung beruht auf mittelmäßigen Korrelationswerten, wird jedoch durch Zusatzinformationen (gleichmäßiges Auftreten in mehreren Referenzen, Replikation bei der Serierdatierung, Befund- und Kontextangaben) unterstützt. C – Datierung mit mäßigen Korrelationswerten und ohne ausreichende Zusatzinformation. Die angegebene Position gilt als erster Datierungsvorschlag, der einer weiteren Abklärung bedarf. Datierungen von jahringarmen Hölzern, die überwiegend auf einer visuellen Übereinstimmung mit den Referenzkurven oder Jahrringserien beruhen, werden grundsätzlich in diese Kategorie gesetzt.

Resümee

Der jüngste messbare Jahrring des Kollektivs – der Spätholzabschluss an Radius 2 (allerdings ohne gesicherte Waldkante) – datiert auf dendrochronologischer Basis in den Herbst 1687⁵.

Entsprechend dem holzanatomischen Bild des letzten ausgezählten Jahrringes mit Spätholzanteilen des Jahres 1691 wäre der Einschlag der Fichte für dieses Mittelbrett, jedoch ohne den bearbeitungsbedingten Ringverlust durch das Säumen der Längsseiten, frühestens im Herbst bzw. im folgenden Winterhalbjahr – in der Wachstumsruhephase 1691/92 anzusetzen. Unter der Annahme einer optimalen Ausnutzung der Stammdimension der Ausgangsfichte (Durchmesser > 63 cm) mit minimalem randlichem Holzabgang von 1/2 bis 1 cm des Stammradius, beträgt der rekonstruierte Verlust dem Wachstumstrend⁶ der äußersten 60 Ringe folgend, zwischen 7 und 14 Jahrringe.

Nach der Ergänzung der theoretisch möglichen Jahrringe an Radius 2 (n=137) weitet sich das Zeitfenster für den Holzeinschlag auf die Jahre 1698 bis 1705. Die Verwendung des Fichtenbretts als Bildträger ist nach einer zusätzlichen Trocknungsphase von mindestens 1 Jahr/cm Brettstärke schon ab dem Beginn des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich.

Exkurs

Verschmutzungsgrad und teilweise Abwitterung der Farben, eine matte Bildschicht sowie Spuren von Witterungseinflüssen an Bildträger und -rahmen deuten auf eine Anbringung im Freien hin – eventuell geschützt in einem Vorzeichen, dem überdachten Raum vor dem Eingangsbereich einer Kirche bzw. Kapelle.

Bestände zwischen Heiligendarstellung und entsprechendem Kirchenpatron ein gesicherter Zusammenhang, so würde der Versuch einer Verortung der Bildtafel im Montafon zur 1728 errichteten Kirche zum Hl. Martin in Partenen führen.

Literatur

- Baillie, M.G.L. & Pilcher, J.R. (1973): A simple crossdating program for tree-ring research, in: *Tree-ring bulletin* 38: 35–43
- Becker, B. (1992) The history of dendrochronology and radiocarbon calibration, in: Taylor, R.E., Long, A. & Kra, R.S. (eds.) *Radiocarbon After Four Decades. An Interdisciplinary Perspective*. New York, 34–49
- Eckstein, D. & Bauch, J. (1969): Beitrag zur Rationalisierung eines dendrochronolog. Verfahrens und zur Analyse seiner Aussagesicherheit, in: *Forstwissenschaftliches Centralblatt* 88:230–250
- Hollstein, E. (1980): Mitteleuropäische Eichenchronologie. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte. Trierer Grabungen u. Forsch. 11(1980), 273 S., 67 Abb., 79 Taf.
- HUBER, B. & GIERTZ-SIEBENLIST, V. (1969): Unsere tausendjährige Eichen-Jahrringchronologie, durchschnittlich 57(19-150)fach belegt, in: *Sitzungsber. österr. Akad. Wiss. Mathem.-naturwiss. Kl. Abt. I, Bd. 1–4*: 37–42
- Walder, F. (2005): Exkurs 2: Dendrochronologische Analysen an Möbeln, in: Loertscher, Th. (2005): *Zürcher und Nordostschweizer Möbel. Vom Barock bis zum Klassizismus. Katalog der Sammlung des schweizerischen Landesmuseums Zürich*, Zürich 2005, 44–48

Quellen

Privatarchiv Klaus Pfeifer, Egg
VLA – Vorarlberger Landesarchiv

5 Statistische Kennwerte der Synchronlage der trendbereinigten 137-jährigen Brettmittelkurve »FSHB_1687« im Zeitraum 1551 bis 1687d +4SH, Spätholzabschluss 1691; Referenz Montafon: Gleichläufigkeit (Eckstein & Bauch 1969) Gl: 73 %, Signaturengleichläufigkeit (Huber & Giertz-Siebenlist 1969 bzw. Becker & Glaser 1991) SGlk: 76 %, t-Test nach Hollstein (1980) H: 7,1, t-Test nach Baillie & Pilcher (1973) B.P: 6,6, Irrtumswahrscheinlichkeit 0,1 % (p < 0,001), Datierungsindex DI: 348, Datierungsgüte A. Referenz Tannberg – Gl: 70 %, SGlk: 74 %, t-Test H: 8,1, t-Test B.P: 6,7, p < 0,001, DI: 400, Datierungsgüte A.

6 logarithmische Ausgleichsfunktion.

Archiv



Von der Montafoner Tourismusgeschichte zur Postgeschichte von St. Anton im Montafon...

Archivbericht 2019

Im Jahre 2019 konnten die Montafoner Museen und das Montafon Archiv über 100 Neuzugänge verzeichnen, von denen gut zwei Drittel ganz oder teilweise auf das Montafon Archiv entfielen. Zudem konnten zahlreiche Bestände, die bereits davor an das Archiv übergeben worden sind, archiviert und inventarisiert werden.

So konnte der bereits Ende Sommer 2018 übernommene, knapp zehn Laufmeter umfassende Bestand von Montafon Tourismus, der bereits im letztjährigen Archivbericht Erwähnung fand, von Zivildniener Marco Juen umgelagert, neu strukturiert und archiviert werden. Auch die Arbeiten am Gemeindearchiv Schruns konnten fortgesetzt werden, wie die Abbildung mit dem neuen Zivildniener Elia Cornali bezeugt. In diesem Zusammenhang ist es gut, dass Papier geduldig ist. Das Ziel des Abschlusses der Archivierung, welches im letztjährigen Archivbericht für 2019 in Aussicht gestellt worden war, konnte nämlich nicht erreicht werden. Dies ist jedoch keinesfalls auf ein langsames Arbeitstempo, sondern vielmehr auf die vielseitigen sonstigen Arbeitsaufgaben im Archiv zurückzuführen, wie viele neu aufgenommenen Bestände, wie die eben erwähnte Sammlung von Montafon Tourismus, beweisen. Auch die Fotosammlung in der m-box-Datenbank konnte 2019 erweitert werden.

In der Kernsammlung des Montafon Archivs, dem Zurkirchen Archiv, können für 2019 ebenfalls Arbeitsfortschritte vermeldet werden. So konnte Erna Ganahl die Anzahl der erneuerten Aktenordner (neue Folien, Entfernung von Metallklammern und Duplikaten, etc.) auf knapp 200 Stück erhöhen. Zudem konnten vom Archivar selbst einige tausend Einzeldokumente den einzelnen Kategorien des Zurkirchen Archivs zugeordnet werden, wobei erstmals seit vielen Jahren neue Kategorien ergänzt wurden (z. B.: Archäologie, Architektur, Natur- und Umweltschutz, Flüchtlinge). Die zeitintensive Dokumentenablage erfolgte durch Zivildniener Elia Cornali. Die Ablage von hunderten Zeitschriften und sonstigen Periodika erfolgte in gewohnter Manier durch Dagmar Vergud.



Die FerialpraktikantInnen Christina Juen, Stefan Netzer und Stefan Rudigier haben auch im Sommer 2019 zwei Wochen lang einen wertvollen Beitrag zur Erschließung neuer Bestände in der Sammlung des Montafon Archivs geleistet. Ca. 20 kleinere und größere Sammlungen konnten mittels Excel-Tabellen neu inventarisiert und anschließend in säurefreien Archivkartons oder in Aktenordnern fachgerecht archiviert werden. Darunter befand sich beispielsweise eine Sammlung mit Programmheften und sonstigen Dokumenten zum alten Kino in Schruns von der Familie Mühlbacher oder eine Dauerleihgabe von Erwin Kessler mit Fotos und Briefen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Erwähnenswert ist zudem die Negativ- und Sterbebilder-Sammlung von Helmut Düngler.

Sterbebilder, wie jenes vom im Zweiten Weltkrieg gefallenen Emil Keßler, das hier abgebildet ist, sind bekanntlich ein Sammlungsschwerpunkt der Montafoner Museen und des Montafon Archivs. Eine wertvolle Ergänzung für die stetig wachsende Fotosammlung des Archivs waren beispielsweise 51 Schwarzweißfotos vom Gampadelswerk und von Bitschweil von Josef und Manfred Bitschnau.



Die bereits 2018 übernommene „Sammlung Montafon Emil Nayer“ wurde 2019 im Detail inventarisiert. Ein Bericht dazu soll im nächstjährigen Jahresbericht folgen. Neu dazu kamen 2019 Dokumente von Walter Wachter aus Vandans, der dem Archiv unter anderem 41 Aktenordner mit Korrespondenzen und Rechnungen des von der Familie Kurzemann betriebenen Postamts St. Anton aus den Jahren 1895 bis 1930 überließ. Die Originalordner mussten zwar durch neue ersetzt werden, da die Schilder der ursprünglichen Ordner, wie man sehen kann, sehr schön gestaltet waren, wurde jedoch ein Belegexemplar aufbewahrt.

Grundsätzlich kann festgehalten werden, dass sich das 2002 in einem Tiefspeicher des Montafoner Heimatmuseum Schruns neu eröffnete und 1.000 Laufmeter fassende Montafon Archiv stetig füllt. Dank kontinuierlicher Optimierung der Lagerung kann gleichzeitig immer wieder Platz eingespart werden, so dass auch 2020 bestimmt wieder alle Neuzugänge im Archiv Platz finden werden. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang, dass dem Archiv vom Stand Montafon ein großer Planschrank überlassen wurde, in dem in Zukunft zahlreiche neue Dokumente in Übergröße Platz finden werden.

Weiters ist noch zu erwähnen, dass die „Archivwerkstatt“ auch 2019 nicht untätig war. Nachdem bereits im letzten Jahresbericht transkribierte Texte des Heimatforschers Anton Fritz im Umfang von knapp 14 Seiten einer interessierten Leserschaft zugänglich gemacht werden konnten, fand diese Arbeit erfreulicherweise eine Fortsetzung, wie einem gesonderten Beitrag entnommen werden kann.

Der Archivbericht schließt wie jedes Jahr mit dem Wunsch, dass auch 2020 wieder zahlreiche Dokumente unterschiedlichster Art (Schriftgut, Bildquellen, etc.) ihren Weg in die Sammlung des Montafon Archivs finden werden. Dabei kommt es nicht ausschließlich auf den Umfang der übergebenen Sammlungen an. Oft kann schon ein einziges historisches Foto ein wertvoller Mosaikstein für die Dokumentation historischer Ereignisse im Montafon sein.





Aus den Gästebüchern des Hotels Madrisa

Anknüpfend an die septimo-Veranstaltung „Hotel Madrisa – touristische Architekturgeschichte“, die eine Führung durch den historischen Trakt des 1904 vom Bregenzer Architekten Willibald Braun geplanten Altbau des Hotels mit der Leiterin des Bundesdenkmalamtes in Vorarlberg, Barbara Keiler, sowie Lesungen und szenischen Darstellungen durch Katharina Grabher und Andreas Kosek vom teatro caprile beinhaltete, konnten im Herbst 2019 die älteren Gästebücher des Hotels Madrisa, die den Zeitraum 1898 bis 1954 abdecken, von den Montafoner Museen digitalisiert und diese Daten ins Montafon Archiv übernommen werden.



Die zumeist als „Fremdenbücher“ bezeichneten seriellen Quellen decken einen äußerst interessanten Zeitraum vom beginnenden Sommerfrischetourismus im ausgehenden 19. Jahrhundert bzw. vor dem Ersten Weltkrieg über die Zwischenkriegszeit bis hin zu den Jahren des Zweiten Weltkriegs sowie die Besatzungszeit ab. Sie dokumentieren die Entwicklung des Tourismus in Gargellen und ermöglichen Einblicke in die Herkunftsgebiete sowie das soziale Milieu der Gäste, die in diesen spannenden und wechselvollen Jahren das Hotel Madrisa frequentierten. Kurioserweise scheinen im ersten Jahr nur wenige vereinzelte Eintragungen auf und auch im Jahr 1899 finden sich „nur“ 48 Namen. Die kurze Saison dauerte vom 4. Juli bis zum 6. August. Im Jahr 1900 trugen sich Alfred Ulmer und J. Georg Mäser aus Dornbirn als „per Rad glücklich angekommen“ ein. Viele Reisende waren alpinistisch unterwegs. In diesem Zusammenhang kamen auch Dr. Karl Blodig mit Familie sowie sein Bergfreund und Maler E. T. Compton vom 19. auf den 20. September des Jahres ins Madrisa. Interessant ist ferner der Umstand, dass insbesondere vor dem Ersten Weltkrieg die Gäste aus der damaligen Monarchie – oft aus Wien – eine recht große Gruppe ausmachen. Unter ihnen finden sich zahlreiche Prominente, die sich eigenhändig in den Fremdenbüchern eingetragen haben: Unter



anderem nächtigten etwa der Schriftsteller Arthur Schnitzler und der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, um die Jahrhundertwende im Hotel Madrisa. Während des Ersten Weltkriegs finden sich dann hauptsächlich Offiziere und andere Militärgrade in den Gästebüchern. Nach diesem Krieg tragen sich ab 1921 erstmals Wintergäste ein und belegen damit das Aufkommen des Wintersports auch in Gargellen. Auch die Grenzsperrung Deutschlands gegenüber Österreich schlägt sich in den Büchern nieder: Im Sommer 1933 finden sich nur 45 Gäste – darunter niemand aus Deutschland.

Um auch Aussagen über andere Betriebe und Orte tätigen zu können, wären wir sehr an der Möglichkeit interessiert weitere Gästebücher aus dem Montafon digitalisieren zu dürfen. Zugleich liegt damit immer auch eine digitale Sicherungskopie im Archiv vor, falls den Originalen etwas zustoßen sollte.



Die „Archivwerkstatt“ transkribiert zum zweiten Mal heimatkundliche Texte von Anton Fritz

Über die Archivwerkstatt und Anton Fritz

Im *Jahresbericht 2018* der Montafoner Museen wurden auf den Seiten 180 bis 193 erstmals von der Archivwerkstatt transkribierte Texte des Heimatforschers Anton Fritz abgedruckt. Da das Konzept erfolgreich war, wurde es 2019 fortgesetzt. Andrea Brugger sowie Christa u. Hans Stilgenbauer hatten bereits 2018 mitgearbeitet und setzten ihre Mitarbeit fort. Christine Dügler kam 2019 neu dazu. Andreas Brugger hat wiederum Texte aus der umfangreichen Heftsammlung des 1901 in St. Gallenkirch geborenen und 1970 verstorbenen Heimatforschers ausgewählt. Hatten sich 2018 viele der transkribierten Texte mit Erinnerungen an die beiden Weltkriege befasst, so stehen in der vorliegenden Ausgabe die Montafoner Krautschneider und ihr Arbeitswerkzeug, der Krauthobel, im Blickpunkt. Es wurden aber auch Texte zu verschiedenen Arten von Handwerk und Gewerbe sowie zu Mühlen und Sägen transkribiert, wobei bei allen Texten die Heftnummer und -seiten sowie die Namen der transkribierenden Personen angegeben wurden. Die ursprüngliche Reihenfolge der Texte wurde aus inhaltlichen Gründen leicht abgeändert. Die im Montafon Archiv eingelagerten Niederschriften von Fritz sind von großem heimatkundlichem Wert, weshalb zu hoffen ist, dass zukünftig weitere Texte der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.

Die Transkriptionsrichtlinien

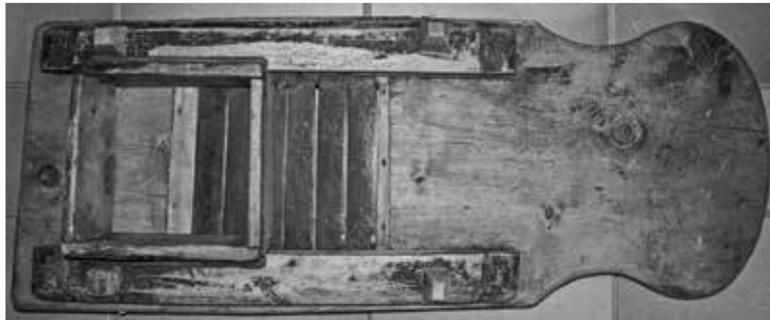
Diese Richtlinien sind mit jenen vom letzten Jahr identisch und werden zum besseren Verständnis an dieser Stelle nochmals abgedruckt: Der Text wird als Fließtext wiedergegeben, ohne dass die Zeilen- und Seitenumbrüche gekennzeichnet werden. Die Rechtschreibung, darunter die Groß- und Kleinschreibung sowie die Getrennt- und Zusammenschreibung, wurden beibehalten. Bei der Zeichensetzung gab es im Interesse einer besseren Lesbarkeit Aktualisierungen. Abkürzungen werden in eckigen Klammern aufgelöst und Hervorhebungen werden übernommen, während Streichungen weggelassen werden. Offensichtliche Fehler (Rechtschreibfehler, Konsonantenhäufung, etc.) werden mit [sic!] gekennzeichnet. Stenographische Abkürzungen, die gelegentlich bei kurzen Wörtern vorkamen, wurden ohne gesonderte Markierungen ausgeschrieben. Die Textformatierung wurde im Sinne einer besseren Übersichtlichkeit größtenteils vereinheitlicht. Da es in den Heften zahlreiche leere Seiten gibt, ist die Nummerierung der abgedruckten Textstellen nicht durchgängig. Die redaktionelle Überarbeitung (Vereinheitlichungen, etc.) erfolgte durch Andreas Brugger, der zudem die einführenden Kapitel sowie die Kommentare in den Fußnoten verfasst hat.

Transkription

Es folgen nun in kursiver Schrift die transkribierten Texte aus der Feder von Anton Fritz.

Die Krauthobelherstellung der Firma Franz Jos[ef] Marlin in Gortipohl.

[Heft 17, S 101 – 108: Transkription von Christine Dügler]



Ein Krauthobel aus der Museumssammlung

Darüber entnehme ich viele Einzelheiten aus einem Kopierbuch vom 8. Juli 1918 bis 25. September 1919:

Die Krauthobelmesser bezog er von den Gebr. Böhler in Wien. Ebenso M. Salzgeber in Tschagguns und Karl Dietrich in Vandans. – Am 10.7.1918 bestellt er 100 – 200 kg Flachstahl 30 x 5 cm. Der Stahl durfte nicht gehärtet sein. –

Am 21. Juli [19]18 übersendet er an [die] Gebrüder Weiß in Bludenz 8 Kisten Krauthöbel [sic!] zur Weiterleitung und zwar 4 Kisten an Anton Laumayer in Ulm/D[utschland] und 4 Kisten an Paul Daimler in Stuttgart

– Am 21.7.[19]18 schreibt Marlin an F. S. Kustermann in München, daß die Hobel Nr. 2 50/19 in Fertigstellung sich befinden. Die übrigen werden geliefert werden, wenn er den dazu nötigen Rohstahl erhalte, was aber nicht sicher sei (Krieg!!). Ebenso müsse er einen Aufschlag von 120 % auf seine Waren legen. –

Die an Anton Laumayer in Ulm am 21. Juli abgesandten 4 Kisten enthielten 100 Stück Krauthöbel und zwar

50 Stück Höbel [sic!] Nr. 3 55/22 mit 2 (4?) Messern I a.

50 Stück detto Nr. 4 55/22 mit 3 Messern I a.

Aufschlag zur Preisliste 120 %.

Weitere Höbel könne er vor Eintreffen des Stahls nicht mehr liefern.

Auch nach Fulpnes [sic! – korrekt: Fulpmes] in Tirol verspricht er Hobel zu liefern, wenn sie ihm die Messer dazu ungedüngelt [sic!] senden. (2.8.1918). –

Am 15.8.[19]18 teilt er Anton Laumayer in Ulm mit, daß er noch keine Hobel nach Heilbronn senden könne, weil er für große Höbel einfach keinen Stahl auftreibe und bekomme, obwohl er schon im Sept[ember] 1917 bestellt und oft gedrängt habe. Er habe auch von einem Fabrikanten, der beim Militär sei, Stahl für kleine Hobel entlehnt, von denen er aber die Hauptsache bereits erhalten habe. Er könne vorläufig seine Kunden zur Not nur mit kleinen [sic!] bedienen. – Am selben 15.8.[19]18 bestellt er in Fulpmes 100 Stück Messer mit Rücken 32 cm lang für ihn. Für die Höbel, die die Fulpmeser wollen, sollen sie ihm 100 Stück Messer 32 oder 40 cm lang mit Rücken senden, dann könne er Höbel machen, soviel ihm allein möglich sei. – Am 19.8.[19]18 schrieb er an Kurt Fuchs in Heilbronn, daß er Höbel für ihn in Fertigstellung habe; es sei nicht eher möglich gewesen, weil er keinen Stahl erhalten und erst ausleihen habe müssen von einem Fabrikanten der im Kriege sei. –

Am 5. Sept[ember] versendet er 11 Kisten Krauthöbel an [die] Gebr. Weiß, Bludenz zur Weiterleitung an:



- 3 Kisten an H. F. S. Kustermann in München
 3 Kisten Krauthöbel FM 3118, 3119, 3129 [an] Herrn Otto Killy, Öhringen, Württemberg
 5 Kisten FM 3121, 3122, 3123, 3124, 3125 [an] Curt Fuchs, Heilbronn.

Diese 5 Kisten beinhalten:

- 30 St. Krauthöbel (Nr. 7 mit 6 Messer[n]).
 15 St. Krauthöbel Nr. 7 mit 6 Messer[n].
 5 St. Krauthöbel: Sonstige.

Eine weitere Sendung ist am Fertigstellen.

Diese weitere Sendung enthielt in 3 Kisten 187 Stück Gemüsehöbel Nr. 1 + 2 mit 1 + 2 Messer[n].

[Am] 15.9.[19]18 jammert er wieder, daß er keinen Stahl bekomme, auch nicht auszuleihen, sonst würde er die Höbel gleich machen. (An Anton Laumayer in Ulm). – Am 27.10.1918 teilt er der F[irm]a Curt Fuchs in Heilbronn mit, daß 13 Kisten Höbel für ihn bei der F[irm]a Weiß lagern, da die Ausfuhrbewilligung noch nicht erledigt sei, der Rest sei in Fertigstellung, soweit der kleine Messervorrat noch reiche. – Aus einem Schreiben von 23.10.1918 ist zu entnehmen, daß in 13 Kisten 90 Höbel waren. (F[irm]a Gebr. Weiß) – Am 25.10. beschwert er sich bei der Werk[s]genossenschaft in Fulpmes, daß sie ihm die Messer gedengelt geschickt hätten, er habe doch ungedängelte [sic!] bestellt. Er müsse alle nachdengeln, da kein einziges g[e]rad[e] gedengelt sei. Er müsse die Arbeit dafür ihnen aufrechnen. So würde man ihm die Höbel nicht annehmen.

[Am] 5.11.1918 erhielt A[nton] Laubmayer 3 Kisten mit 18 St. Krauthöbel Nr. 7 mit 6 Messern. [Am] 5.11.1918 sendet er an [die] F[irm]a Weiß zur Weiterleitung 4 Kisten Krauthöbel, 1 Kiste FM 340, [per] Nachnahme [zu] 63 Kronen, an Josef Gruber [in] Aich, Obersteiermark und 3 Kisten Krauthöbel FM Nr. 3134, 3135, 3136 an Anton Laubmayer in Ulm. – Am 24.11.1918 schreibt er an Paul Daimler in Stuttgart, daß es ihm zur Zeit unmöglich sei die bestellten Höbel zu senden, wegen Ausfuhrverbot und Transportschwierigkeiten. Er möge sich gedulden. – (Es handelte sich um 20 Stück Höbel Nr. 5 mit 4 Messer[n] und 22 Stück Höbel Nr. 7 mit 6 Messer[n].) Nr. 6 hatten 5 Messer.

Am 3.12.1918 übersendet er an [die Firma] Gebr. Weiß in Bludenz zur Weiterbeförderung

- 3 Kisten Krauthöbel an Anton Laubmayer in Ulm.
 5 Kisten Krauthöbel an F. S. Kustermann, München.
 3 Kisten Krauthöbel an [die] Werk[s]genossenschaft Fulpmes.

(Jede Kiste trägt den Vermerk FM + eine Nr.!)

Nach Fulpmes schreibt er am 6. Dez[ember], daß die Messer nicht recht gedengelt und nicht gespannt waren; er habe 3 Tage Arbeit gehabt, bis die Messer gebrauchsfertig waren. Das Spannen der Messer sei [die] schlimmste und zeitraubendste Arbeit bei der ganzen Hobelerzeugung. –

Am 12. Dez[ember] 1918 schreibt er, daß er für einen m³ Buchenbretter 250 K[ronen] zahlen müsse und daß der Stahl dauernd steige; er könne noch keine Preise für Höbel angeben bis zur nächsten Saison. – An F[irm]a Böhler schreibt er am 17.12.[19]18, daß die Saison für Krauthöbel nun zu Ende sei und sie den Stahl später schicken können, wenn der Verkehr wieder besser sei. – An Otto Killy in Öhringen schreibt er, daß er die bestellten Höbel nicht liefern habe können, da er keine Stahlmesser aufgetrieben habe. (22.12.1918). – Am 25.2.1919

teilt er auf eine Anfrage mit, daß er keine Offerte stellen könne, da die Preise ins Unvermögliche [sic!] steigen. Dasselbe teilt er einer Firma am 3.3.1919 mit. – Auch im April und Mai schreibt er auf Anfragen ähnlich. – Mathias Längle in Bludenz wollte Höbel von Marlin haben. Marlin schrieb aber 2 x, daß er nicht liefern könne. Im 2. Schreiben von 14.6.1919 schreibt er u.a.: „Da nun das Krauthobelgeschäft mein Haupterwerb ist, so muß ich bedacht sein, daß ich nicht alte Kundschaften verderbe und verliere...“ Am 14.6.1919 teilt er Anton Laumayer in Ulm mit, daß er ihm Hobel von Nr. 3 bis Nr. 8 liefern könne, alle mit gedängelten [sic!] Messern, doch ohne Preiserhöhung gehe es nie.

Am 14.8.1919 sendet er durch [die] Gebr. Weiß eine Kiste Krauthöbel an [die] Firma Kustermann in München. Am 24.8.[19]19 sendet er an A[nton] Laubmayer in Ulm 15 Kisten Krauthöbel. Am 18.9.1919 sendet er 8 Kisten Krauthöbel an Anton Laubmayer in Ulm. Am 19.9.1919 an [die] F[irm]a Kustermann, München, 9 Kisten Krauthöbel. –

Nach Angabe Erwin Marlins, eines Sohnes des Franz Marlin, haben sie 1926 mit der Erzeugung von Krauthöbeln aufgehört und zwar deshalb, weil sie mit dem Dengeln der Messer nicht mehr zurecht kamen.

Krauthobelhersteller Tschanun Theodor:

Er stellte auch Krauthöbel her und zwar hatte er Maschinen im oberen Stock der Schmiede unten (Marzials Schmiede) und machte dort die Höbel. Oben beim Hause hatte er ein Schild angebracht. Da kamen dann oft reisende Handwerksburschen und denen mußte man nach altem Brauch etwas geben (Essen, Übernachten, Geld). Theresia, seine Frau, tat deshalb das Schild dann weg.

(Mündlich, Gregor Vergud.)

Weitere Angaben Erwin Marlins:

Mein Vater starb 1924. Er hatte die Herstellung der Krauthöbel (überhaupt schreinern [sic!]) bei Theodor Tschanun gelernt, der etwa bis um 1890 herum Krauthöbel herstellte und zwar unten bei Marzials Schmiede. Wir machten alle Sorten von den kleinen Salathöbeln Nr. 1 + 2 bis zu den größten 8-messerigen [sic!] Höbeln; es gab also 1-messerige bis 8-messerige Höbel. Die 8-messerigen kauften bes[onders] die Krautschneider, von denen es früher hier herum viele gab. Salathöbel waren 1 + 2-messerig. Die Messer wurden aus bezogenen Stahlstreifen von bis zu 4 m Länge entsprechend herausgeschnitten, je nach Bedarf. Dann wurden die Messer gehärtet, geschliffen und gedengelt. Die Krauthobelherstellung war Saisonarbeit und ging von Mai bis November. In dieser Zeit konnten wir keine ander[e]n Schreinerarbeiten übernehmen, da wurden die Maschinen darauf eingestellt und sonst nichts gemacht als Krauthöbel. Die Rahmen der Höbel verfertigten wir aus Buchenholz. Vom Innerfrattner Buchenholz eigneten sich aber nur die Buchen vom Zerres in Partenen und die vom Bodner Wald in St. Gallenkirch. Alle ander[e]n Buchen hatten zu sprödes Holz und eigneten sich nicht. Wir bezogen das meiste Buchenholz aus dem Bregenzerwald, das war das Beste. Inwendig verwendeten wir Fichtenholz und zwar astreines. Anderes Holz verwendeten wir nicht. Alles Holz muß ruhiges Holz sein und darf sich nicht verziehen. Ein 8-messeriger Hobel kostete 26 Kronen, die andern entsprechend weniger. Ich arbeitete nach Vaters Tode noch weiter bis um 1930 herum. In Ame-

rika kamen dann eigene große Krautschneidemaschinen auf, für die wir halbrunde Messer¹ liefern mußten. Wir meißeelten diese aus Stahlblech heraus und schickten sie nach Amerika. Die Höbel wurden in Kisten an die Großeisehandlungen geschickt.

(Erwin Marlin, am 24.1.1968.)

Montafoner Krautschneider.

[Heft 40, S. 1 – 62: Transkription von Christa und Hans Stilgenbauer]



Ein Montafoner Krautschneider

1. Ein Krautschneider erzählt: Kasper Netzer von St. Gallenkirch, 82 Jahre, erzählte mir am 29. Juni 1939 folgendes v[on] seinem Erleben: Ich ging 32 Jahre auf den Krautschnitt und zwar 30 Jahre hintereinander ohne Unterbrechung nach Fünfkirchen² in Ungarn und dann nach längerer Unterbrechung noch 2 Jahre nach Bremen in Norddeutschland. Fünfkirchen ist noch sehr weit von Pest (Budapest) entfernt und ist eine fast rein deutsche Stadt;³ wir hörten dort wunderselten ungarisch. Als ich 17 Jahre alt war, ging ich zum 1. Male auf den Krautschnitt nach Ungarn mit. Wir gingen immer um die Kilbi herum hier weg und blieben durchschnittlich 6 Wochen fort. Ehe die Arlbergbahn war, gingen wir Innerfrattner Krautschneider oft in ganzen Gruppen über das Zeinisjoch und weiter zu Fuß bis Landeck. Von dort fuhren wir mit der Postkutsche bis Innsbruck und von dort weg mit der Bahn weiter. Immer nahmen wir zur Reise die Marende⁴ von daheim mit. Als dann die Arlbergbahn fuhr, gingen wir zu Fuß nach Bludenz, wo um Mitternacht [her]um unser Zug fuhr. Wenn wir endlich hinun-

terkamen, machten wir unsere Anwesenheit in den Lokalzeitungen bekannt, oft auch meldeten wir uns persönlich an. Ich war immer mit meinem Bruder unten auf dem Krautschnitt. Er war älter als ich und hieß Ulrich (später verheiratet in Silbertal). Auch unser Bruder Thomas (Mann der Zölestina Netzer) ging immer auf den Krautschnitt; doch war dieser an einem ander[e]n Ort in Ungarn, ziemlich [sic!] weit v[on] uns weg. Es kam aber vor, daß er noch einige Tage zu uns kam, wenn er früher fertig war und wir dann miteinander heimfuhren. Sonst waren wir 2 Brüder in Fünfkirchen die einzigen Mo[ntafoner] Krautschneider und hatten keine Landsleute als Konkurrenz. Unser Tagewerk begann sehr früh und es kam vor, daß wir schon um 4^h früh begannen, wenn es pressierte und oft bis Mitternacht schnitten. Meistens mußten wir das Kraut schneiden, selten auch noch einmachen. Wir gingen oft in 5 – 6 Häuser in einem Tage, wenn es kleinere Kunden waren. Manchmal mußten wir das Kraut jedoch auch einlegen; es war dies überhaupt örtlich verschieden. Wenn wir das Kraut einstampfen mußten, taten wir dies mit den Füßen, die wir vorher wuschen. Dann aber gab man uns saubere Socken, obwohl das eigentlich keinen Wert hatte und mit diesen Socken an, stampften wir das Kraut ein, ohne Holzschuhe anzuhaben oder so. Es ging dies viel leichter als das Stampfen mit einem Schlägel, bes[onders] bei größeren „Krütern“ (dieser [sic!] Ausdruck des Krautschneiders verwendete er oft und man versteht darunter das einem Kunden gehörige Kraut; es gab kleinere und größere „Krüter“). Manche Kunden aber wieder bestanden auf dem Einstampfen mit dem Schlägel, besonders bei kleineren „Krütern“. In Pest u. a. aber mußte[n] die Mo[ntafoner] das Kraut wieder mit Holzschuhen einstampfen und zwar mußten sie es dort überall einstampfen mit diesen Holzschuhen. Es war also örtlich sehr verschieden. Die Krautköpfe waren in Ungarn klein, viel kleiner als bei uns, aber viel kecker, hart. Die weichen Köpfe mochten sie dort nicht. Lohn hatten wir per 100 Köpfen schneiden gewöhnlich 40 – 50 Kr[onen], je nachdem [wie] man einig wurde. Wir verdienten durchschnittlich auf dem Krautschnitt 150 fl.,⁵ oft weniger, oft mehr. Wir waren auf der Bahn 2 Tage und 3 Nächte auf dem Weg bis Fünfkirchen mit dem Personenzug. Die Fahrpreise waren auch im Laufe [der] Zeit sehr verschieden. Schließlich wurden sie so teuer, daß ich deshalb nicht mehr hinunterging. Zuerst waren sie teuer, dann lange weit billiger, dann wieder teurer. Unser Quartier hatten wir in Fünfkirchen in dem Gasthause immer, es waren sehr nette Leute, die uns kannten und uns vertrauten. Es waren auch Deutsche. Dort schliefen wir und aßen auch und wir waren dort aufgehoben wie daheim. Morgens und abends aßen wir immer dort, oft auch mittags, nur bei größeren „Krütern“ aßen wir oft an unserem jeweiligen Arbeitsplatz. Wir bekamen auch bei unseren Kunden Wein genug, den sie in großen Häfen meist brachten; später aber geriet dort der Wein nicht mehr und dann hörte das Weingeben auch auf. Beim Bischof, in Klöstern u. a. größeren Betrieben hatten wir größere „Krüter“. Die Zahlung erfolgte bei kleineren „Krü-

- 1 An dieser Stelle ist im Original ein Bogen gezeichnet.
- 2 Fünfkirchen heißt heute Pécs und ist eine Stadt mit ca. 150.000 Einwohnern.
- 3 Die Stadt liegt nahe der kroatischen Grenze und ist noch heute ein Zentrum der Deutschschwaben.
- 4 „Marend(e)“ bedeutet „Jause“.
- 5 „fl“ ist die Abkürzung für Florentiner Gulden.





tern“ gleich nach dem Schnitt, bei größeren kassierten wir im allgem[einen] erst ein, ehe wir heimgingen. Unsere Krauthöbel ließen wir jeweils in unserem Quartiere unten, ehe wir heimgingen. Ich hatte 2 Höbel. Wir hatten einen festen Stecken, den stellten wir auf und legten den Hobel drauf und schnitten so; es ging so besser. Auf unseren Wegen diente uns der Stock zugleich auch als Schutzwaffe. Denn man kam in allerlei Lagen und an allerlei Orte, wo das Verweilen nicht immer gefahrenlos war und wo man hie und da achtgeben mußte. Ein Dajeng von Tschagguns z. B. wurde in Pest von Ungarn ermordet, wie ich hörte, totgeworfen. –

Von meinen Erlebnissen noch folgendes: Von St. Gallenkirchen gingen früher viele auf den Krautschnitt, auch viele Gaschurner. Schon mein Vater ging als Krautschneider nach Fünfkirchen und wohl noch vorher schon und mit dem Vater sowie dem Bruder meiner Mutter, der Landbota Toni; sie beide fuhrten auf Flößen hinunter; das kostete sie zwar nichts, aber sie mußten dabei als Flößer arbeiten; sie fuhrten auf der Donau hinunter. Auf dem Heimwege oder sonst mußten sie damals zu Fuß gehen und sie brauchten dazu nur für einen Weg ca. 14 Tage!

Solange man noch zu Fuß ging, gingen oft ganze Gesellschaften von Mo[ntafonern] miteinander und dabei gab es oft allerlei Kurzweil. Ein Dajeng z. B. lieh einmal von einem Juden auf der Reise ein schönes Messer aus, um zu essen. Dabei schnitt er mit Absicht recht auffällig mit dem Messer in seinem Speck herum und da trat ein, was Dajeng erhoffte; der Jude mochte das Messer nicht mehr.

Bes[onders] die jungen Burschen machten allerlei Hetz und Sprüche, wenn sie Mädchen auf der Reise trafen und hatten oft eine Gaudi mit feschen Tirolerinnen o. a. Die Kleidung war damals anders, die Hosen hatten noch die Hosentüren (Läden). Auch den Heimweg [hat man] früher zu Fuß über Galtür gemacht, dabei kam man in den Bergen öfter schon in den Winter. So mußte z. B. mein Vater auf dem Heimwege einst nach schweren Schneefällen und größ[t]er Lawinengefahr 8 Tage lang in Galtür bleiben, ehe er über das Zeinis heim konnte. Wegen der langen Fußreisen mußten die Krautschneider, ehe die Bahn fuhr, in ihren Lederränzen auch viel Marend mitnehmen.

Da die Mo[ntafoner] den Einheimischen immer mehr Höbel verkauften, fingen diese immer mehr an, das Kraut selbst zu schneiden. Wir hatten auch noch so ganz guten Nebenverdienst, indem wir nämlich die bei uns gemachten (in den Mo[ntafoner] Hobelfabriken) kleinen Gemüsehöbel (Salathöbel) mitnahmen und in Ungarn dann mit fast 100 % Gewinn verkauften. Wir ließen auch manchmal solche Salathöbel aus dem Mo[ntafon] schicken und verhandelten sie dann unten mit gutem Gewinn.

Auf den Reisen gab es mancherlei. So schrieb mir einmal mein Quartierherr eines Herbstes, ich solle heuer nicht über Pest fahren, denn dort sei die C[h]olora, aber ich fuhr doch über Pest, weil es mir besser paßte. In Pest aber mußte ich dann sogar noch übernachten, da der Zug nicht weiter fuhr und zwar in einem wenig verlockenden Quartiere. Doch passierte nichts. Ein andermal mußte ich in Bartsch (Barcs?) übernachten, auch weil der Zug nicht weiterfuhr; dort schlief ich in einer Wirtschaft, [wo] viele beisammen [waren]; alles war wenig vertrauensenerweckend und ich schlief in jener Nacht wenig, da ich fürchtete, man könnte mir das Geld stehlen. Es waren über-

haupt sonderbare Betten; der Kellner brachte Bettzeug in die Wirtsstube und so schlief man, so gut es ging.

Einmal fuhr ich mit dem Gotthard von Gaschurn bis Graz zusammen. Dieser Gotthard hatte dort in Graz einen blinden geistlichichen [sic!] Bruder. Er hatte keine Marend mitgenommen und gedachte, sich das Nötige auf der Reise zu kaufen; aber es traf sich so, daß er nirgends [sic!] etwas bekam, sei es, weil es Nacht war, sei es, weil nichts zu haben war. So half ihm Kasper aus und er sagte nachher oft, er wäre verhungert, wenn ich ihm nicht kameradschaftlich geholfen hätte.

Einmal erhielt ich in Fünfkirchen eine Standschützeinberufung auf 7 Tage nach Bregenz, um uns mit den neuen Gewehren vertraut zu machen. Ich erhielt Freifahrt und fuhr über Marburg,⁶ Klagenfurt, Innsbruck bis Bregenz. Ich mußte meine Arbeit unten deshalb früher abbrechen und kam trotzdem viel zu spät nach Bregenz, weil ich alle mögl[ichen] Anstände hatte mit versch[iedenen] Stellen und mehrfach lange warten mußte, bis man mich wieder weiterließ mit freier Fahrt. In Klagenfurt z. B. hielt man mich den ganzen Tag auf. Auch in Innsbruck hielt man mich wieder auf. Da wurde mir allmählich bange und ich nahm dort kurz entschlossen den nächsten Schnellzug und fuhr auf meine Kosten nach Bregenz. Dort machte man mir keinen Krach, sondern glaubte mir meine Anstände und es hieß mehrfach: „Dieser Mann kam aus Ungarn“, was mir Achtung und Bewunderung eintrug. –

Daß aus meinem Bekanntenkreise Leute dauernd in Ungarn geblieben wären, ist mir nicht bekannt, wohl aber, daß unten Mo[ntafoner] gestorben sind auf dem Krautschnitt oder verunglückt sind. Auch den Mord an Dajeng habe ich schon erzählt. –

Über die Reisen der Mo[ntafoner] hat K[asper] Netzer folg[ende] Ansicht: Zuerst gingen die Mo[ntafoner] jedenfalls nicht so weit. Es ist Tatsache, daß sie ganz früher nur nach Tirol, Graz, Marburg u. ä. gingen. Dann wurde Wien erreicht, dann Ungarn u. s. w. (Siehe Ahna nach [sic!] Prättigau auf den Krautschnitt!) –

Die letzten 2 Jahre ging ich noch nach vorher[iger] Unterbrechung während des Weltkrieges nach Bremen, der großen Hafenstadt in Norddeutschland, auf den Krautschnitt. Das kam so: Dort war Bernhard Wittwer von Gaschurn sonst immer hingegangen. Da mußte er aber einrücken und kam deshalb zu mir, daß ich an seiner Stelle hinunter ginge, bis er wieder selbst dazukomme. Er wollte eben den Platz halten. Er gab mir alles an und ich ließ mich dazu bewegen, für ihn zu gehen. Schon Bernhards Eltern hatten in Bremen gearbeitet und Bernhard war auch dort geboren. Was Bernhards Eltern dort unten gearbeitet [hatten], wußte Kasper nicht, nur daß sein (des B[ernhards]) Vater ein Zimmermann war. (Das war Kasper Netzer auch, was ihn jedoch nicht hinderte, auf den Krautschnitt zu gehen).

Auf meiner ersten Fahrt nach Bremen hörte ich viel von feindl[ichen] Fliegerüberfällen und deren Schrecken erzählen, sodaß mir nicht geheuer wurde. Als ich dann morgens früh nach Bremen kam und durch die Straße ging, ratterte schon ein Flieger ob uns und mich packte geheimes Grauen. Da ich aber sah, daß man ihm zuwinkte, wußte ich, daß es ein eigener war und somit keine Gefahr bestand.

⁶ Gemeint ist Maribor im heutigen Slowenien.



Ich hatte meinen Hobel bei mir. Mein Quartier hatte ich in dem Laden. Ich verdiente in Bremen viel mehr als in Fünfkirchen. An meine größeren Arbeitsplätze fuhr ich meist mit der Tram. Wegen Nichtmeldung bekam ich auf der Heimreise an der deutschen und noch mehr an der unser[e]n (d. h. bei unser[e]n Grenzern) größte Schwierigkeiten.

Während ich mit dem Essen im ersten Herbst noch zufrieden war, wäre ich im 2. Jahre bald verhungert und ging dann nicht mehr fort. Im Quartier aß ich dort nie und bei den Kunden u. a. erhielt ich auch fast nichts. Die Fahrt nach Bremen war nicht so teuer wie nach Ungarn.⁷

2. 13 Montafoner in Budapest:

Franz Netzer, geb. 1866, ein Bruder des Obigen, erzählte mir am 5. X. 1941, daß er sicher wisse, daß in Budapest allein 13 Montafoner Krautschneider tätig waren!

3. Ein Aufschreibebuch berichtet:

Ein altes Raithig-Buch (Rechenbuch), 1753 begonnen, enthält folgende Stellen, betreffs Krauthöbel: „Anno 1835 gab ich dem Christian Schnarf auf Gand (Gant) ein[en] Krauthobel mit 10 fl. – „Im Herbst 1844 soll mir mein Schwager Jos. Salzgeber für einen Krauthobel, welchen er in Jachtingen (dieser Ortsname ist kaum leserlich; heißt er so?)⁸ zu Handen genommen hat namlich zu 5 fl. 24 X.“⁹ –

(Eingeklammerte Stellen sind Anmerk[ungen] von mir. Das Raithig-Buch bef[indet sich] im Besitze von Bonifaz Bargehr, Galgenul.)

4. Das Kraut mit den Füßen gestampft:

Der Urgroßvater der Martha Netzer, Galgenul, ging auch auf den Krautschnitt und zwar nach Budapest. Wenn sie ankamen, wurde ausgeläutet, daß die Krautschneider da seien. Dann kamen viele Leute, die das Kraut geschnitten haben wollten und meldeten sich an. In ganz großen Schaff [sic!] haben sie das Kraut mit den Füßen eingestampft.

(Schülerin Martha Netzer, Galgenul 1943.)

5. Als Krautschneider in Bremen:

Bernhard Wittwer v[on] Gortipohl, geb. 1875, ging von 1901 bis 1914, also 14 Herbst, als Krautschneider nach Bremen. Er war jeweils 9 – 10 Wochen auf dem Krautschnitt. Er hatte einen sehr guten Krautschnitt, d. h. er verdiente sehr schön. Er verdiente in dieser Zeit soviel, als die ganze übrige Zeit, wo er zu Hause war. Er hätte seinen Krautschnitt nicht mit dreien getauscht. Als er eines Herbstes heimging, traf er heimkehrende Frankreichwanderer, die den ganzen Sommer verdient hatten. Da sagte einer zu ihm, er tausche sofort mit ihm sein[en] Jahresverdienst. Er meinte demnach, Wittwer habe mehr verdient. Und Wittwer glaubte dies selbst auch. – In Bremen fingen die Fabriken immer mehr an, das Kraut zu schneiden. Trotzdem hatte er Arbeit genug, solange er ging.

(Bernhard Wittwer, 17.10.1947.)

Nb.:¹⁰ Von Gaschurn gingen zu meiner Zeit noch etwa 40 auf den Krautschnitt. (Wittwer ist von Gaschurn und hat nur nach Gortipohl geheiratet.)

6. Meines Großvaters Krautschnitt:

Mein Großvater ging vor vielen Jahren auch auf den Krautschnitt und zwar nach Leoben und Donawitz in [der] Steier-

mark. Etwa Anfang Oktober reiste er nach [den] obgenannten Orten. Er stellte sich dann bei den Kundschaften vor und besorgte sich Quartier. Der Hobel wurde dann noch gut geschärft und so ging es dann an die Arbeit. Von einem Bauern zum andern wurde dann gereist. Für 100 Köpfe hatte er 35 Kreuzer Löhnung. So wurde bis Mitte November ein ansehnliches Geld verdient. An den Sonn- u. Feiertagen wurde nicht gearbeitet.

(Aufsatz des Erich Kasper in Gortipohl; der Großvater ist Martin Kasper, heute ein sehr alter Mann – 23.1.1948.)

7. Weitere Krautschneider aus Gortipohl:

Mein Großvater ging früher als Krautschneider jeden Herbst in die Fremde, um Kraut einzuschneiden und dabei Geld zu verdienen. Zu Mariageburt [sic!] zogen die Schwalben, die Krautschneider und die Studenten fort. Mitte Dezember kamen die Auswanderer wieder heim mit viel Geld. Auch jetzt noch fahren einige Männer nach Deutschland, Kraut zu hobeln. Wenn die Krautschneider zurückkamen, wollten sie nicht gerne Kaffee trinken, sondern immer nur Wein. Auch das Essen schmeckte ihnen daheim nicht mehr, denn es ging ihnen in der Fremde meistens sehr gut. Mein Großvater, mein Vater und meine Tante waren auch solche Zugvögel, die jeden Herbst nach Marburg flogen.

(Aufsatz des Schülers Franz Vallaster, den dieser mit Hilfe seiner Tante, die selber noch Krautschneiderin war, am 29.9.1950 niederschrieb.)

8. Bestohlen worden:

Ein Krautschneider aus Gortipohl (ein Marlin) ging auch auf den Krautschnitt nach Ungarn. Als er auf der Heimreise einmal sein Geld zählte, fehlten ihm angeblich 400 K[ronen]. Er zeigte es wohl an, aber er bekam das Geld nie mehr.

(Aus einem Schüleraufsatz von Ludi Marlin v[om] 29.9.1950.)

9. Gortipohler Krautschneider:

Der Schüler Ludwig Netzer v[on] Nr. 22 schreibt als Hausaufgabe: „Mein Großvater (mütterlicherseits) Joh. Anton Vergud ging v[on] 1870 – 1875 auf den Krautschnitt nach Elsaß. Jeden Herbst ging er 8 Wochen. Sie verdienten damals Reichsmark. Das Geld hatte damals einen großen Wert und man war froh um den Verdienst.“

13.2.1952.

Die Schülerin Lili Netzer schrieb u. a.: Unser Großvater ging vor dem 1. Weltkriege auf den Krautschnitt nach Fünfkirchen in Ungarn.

(Es ist der Krautschneider Kasper Netzer, der S. 1 – 18 in diesem Hefte erzählt!)

7 Beim hier endenden ersten Aufzählungspunkt wurden zur besseren Lesbarkeit einige Zeilenumbrüche eingefügt. Dies geschah auch auf den übrigen Seiten.

8 Es könnte damit Jechtingen am Kaiserstuhl in Baden-Württemberg gemeint sein.

9 5 Gulden und 24 Kreuzer.

10 N.B. = nota bene = Nachbemerkung.



10. Fahrpreismäßigung für Krautschneider:

Die Gemeindevorsteherung St. Gallenkirch sandte am 11.9.1911 5 Armutzeugnisse für hiesige Krautschneider an die B.H. in Bludenz, um für sie eine Fahrpreismäßigung zu erlangen. Sie kamen am 16.9.1911 erledigt zurück.

Joh. Jos. Netzer v[on] Gaschurn erhielt auf Armutzeugnis ebenfalls eine Fahrpreismäßigung auf den Krautschnitt nach Budapest. Die B.H. schrieb am 25.10.1910 an die Gemeinde Gaschurn, daß alle Krautschneider aus Ungarn nach ihrer Rückkehr genau ärztlich zu untersuchen und dann noch 4 Tage ärztlich zu überwachen seien und bei Auftreten der geringsten verdächtigen Erscheinungen sei sofort telegraphisch durch den Gemeindefarzt an die B.H. zu berichten. (In Ungarn herrschte damals Cholera [sic!] (oder Pest?).

11. Auf dem Krautschnitt gestorben:

Im Spätjahr 1857 starb auf dem Krautschnitte im 23. Jahr der älteste Sohn des Jos. Gallus Kasper.

Weitere verstorbene Krautschneider:

(Sterbebuch St. Gallenkirch!)

Bertle Andreas starb als Krautschneider im Kanton Thurgau am 9.12.1844 im Armenhause. Wohnte in Nr. 77.

Bargehr Franz Jos. starb mit 49 Jahren auf dem Krautschnitt in Westfalen an Lungenentzündung am 9.10.1871. Wohnte in Nr. 19.

Der Krautschneider in Darmstadt:

1954 im August war eine Jugendgruppe aus Deutschland (hauptsächlich aus dem Ruhrgebiet: Remscheid, Wuppertal,...) hier in Gortipohl. Sie waren evangelische Blaukreuzler.¹¹ Der Lagerleiter dieser Blaukreuzler erzählte mir, daß zu seinem Vater in Darmstadt jeden Herbst ein Krautschneider aus dem Montafon kam. Die Krautköpfe wurden gerichtet, „damit sie bereit sind, wenn der Krautschneider kommt“. So sagte man bei denen zu Hause. Auch sagte der Vater, der ein Schmied war, „der Krautschneider ist ein armer Mann, er muß so weit in die Fremde, um etwas zu verdienen.“ Er konnte darum bei uns umsonst essen und bei Bedarf auch schlafen und auch bei ander[e]n Kunden bekam der Krautschneider alles umsonst. Nach dem Krautschnitt ging es nicht gleich heim, sondern er rupfte dann [?]¹² Entgelt [sic!] uns und den andern die Schlachtgänse. Der gleiche Krautschneider, der unser Kraut schnitt, befaßte sich auch mit dem Sensenhandel (Siehe von den Sensenhändlern!).

12. Ein Gortipohler Krautschneider:

Ein Gortipohler Bursche war in Deutschland auf dem Krautschnitt. Da erfuhr er, daß ihn ein Einheimischer sehr hasse und ihm etwas antun wolle. Bald konnte er sich von der Wahrheit dieser Nachricht selbst überzeugen. An einem Abende, es war schon finster, mußte er noch über die Rheinbrücke. Er bemerkte, daß ihm jemand nachkam und ihn verfolgte. Da kam ihm noch in den Sinn, wie man sich im Notfalle auch ohne Waffe verteidigen könne. Der Krautschneider ging auf der Brücke schlangenförmig vorwärts, sodaß er den Verfolger besser beobachten konnte. Bald war er hart hinter ihm und er konnte nicht mehr lange überlegen, er mußte handeln. Er ließ den Krauthobel, den er an einem Riemen an der Achsel trug, sofort fallen, drehte sich um und sprang gegen seinen Feind,

duckte sich 1 Schritt vor ihm und stieß ihm mit dem Kopf in den Bauch. Der Krautschneider sah in diesem Moment ein Messer in der Hand seines Feindes ober seinem Kopf hinfahren. Seine rasche Tat hatte den andern daran gehindert, ihn mit dem Messer zu erstechen. Nun lag er jammernd auf dem Rücken und bat um Gnade. Der Krautschneider ließ ihn leben, gab ihm aber noch einige Fußtritte und ging heim. Er sah ihn zwar später wieder, aber er hatte Ruhe vor ihm. Das geschah in den 1880er Jahren. Der gute Rat, den er in seiner Jugend einmal gehört hatte, half ihm sein Leben retten.

(Am 26.6.1953 in Gortipohl von einem Schüler aufgeschrieben w[orden].)

13. Heute noch Krautschneider:

In Gaschurn gibt es heute noch 2 lebende Krautschneider, ein Wachter und sein Onkel, beide Wachter, ein junger und ein alter. Beide gehen noch ins Saarland, der eine in den Kreis Saarbrücken und der andere in den Kreis Neunkirchen. Sie gehen Ende September hier weg + kommen um den 20. November herum wieder zurück. Unten hat jeder ein Standquartier und macht seine Anwesenheit bekannt und nimmt Bestellungen entgegen und sucht auch Kunden auf und zwar an Markttagen jene, die auf dem Markte von den Bauern Kraut kauften.

(Dies erzählte mir der Krautschneider Emil Wachter (der junge) am 16.8.1953!)

14. Krautschneider:

Die Krautschneider sind jeden Herbst auf ihren eigenen Platz gefahren. Dort haben sie im Vorjahr ihre Höbel eingestellt. Nach ihrer Ankunft in der Stadt haben sie sofort in die Zeitung schreiben lassen: „Der Tiroler Krautschneider ist da, er empfiehlt sich bestens.“ Dann hat er in seinem Quartier den Koffer ausgepackt und die Höbel hergerichtet und am andern Morgen gleich mit der Arbeit begonnen. Große Haufen von Krautköpfen haben schon auf ihn gewartet; sie waren schon schön geputzt und hergerichtet zum Schneiden. Schon am ersten Tage verdiente er einige Gulden. Aber es war eine sehr strenge Arbeit.

(Hausaufgabe des Rudolf Brugger, [bei] der ihm die Krautschneiderin Katharina Vallaster schreiben half im Mai 1953.

K[atharina] V[allaster] ging einst als Krautschneiderin mit ihrem Vater nach Marburg.)

15. Von Gortipohler Krautschneidern:

Es gingen viele, Kreschler u. a. auch d's Borga Katharina (K. Sander) ging auf den Krautschnitt nach Ungarn.

16. Unerwartetes Wiedersehen:

Im Nov[ember] 1953 war eine Zusammenkunft aller jener Wassergeschädigten, die von den Illwerken durch die neue Wasserleitung entschädigt worden waren. Dabei sollte festgestellt werden, ob nun alle Ansprüche befriedigt seien und der Fall nun erledigt werden [könne]. Dazu wurden alle Interessenten geladen und dazu kam auch eine Kommission der Illwerke

11 Das Blaue Kreuz ist eine evangelische Organisation zur Selbsthilfe bei Suchtkranken.

12 Die hier verwendete stenographische Abkürzung konnte nicht entziffert werden. Es ist somit nicht klar, ob er „ohne“ oder „gegen“ Entgelt Gänse rupfte.



A.G. Auch Katharina Vallaster v[on] Nr. 40, die einst mit ihrem Vater und Onkel auf den Krautschnitt nach Marburg gegangen war, war dabei. Bei der Kommission war ein Ingenieur, der von Marburg war, den K[atharina] Vallaster dort als Kind kennen gelernt hatte und bei dessen Eltern sie (die Vallasters) viele Jahre jeden Herbst das Kraut geschnitten hatten. Katharina hatte Tränen in den Augen, ob des unerwarteten Wiedersehens in der „Traube“, wo die Versammlung war.

(A. Maria Marlin, Gortipohl).

Auch von Gortipohl aus gingen die Krauthöbel jahrelang kistenweise in die Welt hinaus und halfen somit, die Krautschneider überflüssig zu machen.

(A. Mar[ia] Marlin, 24. 11. 1953.)

17. Besuch beim einstigen Krautschneider:

Anlässlich eines heimatkundl[ichen] Vortrages vor Franzosen und Deutschen am 29. 12. [19]53 erzählte mir ein deutscher Pfadfinder aus Karlsruhe folg[endes]: „Mein Vater erzählte mir: Zu meinem Vater kam viele Jahre jeden Herbst ein Krautschneider (also zum Großvater des Jungen), der ihnen immer das Kraut einschnitt und den mein Vater gut kannte und wie alle im Hause sehr gerne mochte. Als er daher einmal nach Vorarlberg kam, suchte er den Krautschneider auf, aber er war leider kurz vorher gestorben. Mein Vater wußte nicht mehr zu sagen, aus welchem Orte der Krautschneider war.“

18. Gaschurner Krautschneider kamen nach Angaben Dir[ektor] Fr. Vallasters bis nach Troppau¹³ und bis Belgrad.

(Feber 1954 erzählt.)

19. Krautschneider als Landboten:

Ein alter Mann aus Gaschurn erzählte mir, er sei 50 Jahre auf den Krautschnitt gegangen und zwar immer ins Saargebiet hinunter, wo noch heute sein Sohn hingeht und wohin vor ihm seine Vorfahren hingegangen seien. Sein Vater u. a. haben ihm erzählt, einstmals seien sie zu Fuß auf den Krautschnitt gegangen. Auf ihren Wanderungen seien sie auf gewissen gleichen einsamen Bauernhöfen zugekehrt und seien dort willkommene Nachrichtenüberbringer gewesen und haben dafür umsonst übernachten können. Diese Krautschneider wußten wirklich viel zu erzählen, denn sie kamen durch viele Länder und Gegenden und sahen und hörten viel. Dagegen waren die einsamen Bauern damals noch meist u[m] jede Nachricht von auswärts [dankbar] und daher waren ihnen diese weitgereisten und vielerfahrenen Wandervögel sehr willkommene Neuigkeitsbringer für Politik, Wirtschaft, Preise, Aussichten u. a. und gerne gaben sie ihnen zum Lohne ein Gratisnachtquartier. Der Krautschneider, der mir das erzählte, wohnt derzeit in Gaschurn bei seinem Sohne in demselben Hause, in dem Papa Sahler von St. Lo[u]is in Amerika geboren und aufgewachsen war. Dieser Sahler hatte noch einen Bruder, der unverheiratet blieb und eine Schwester, die die Großmutter des Erzählers war. Auch Papa Sahler war einst Krautschneider.

(Erzählt v[on] Wachter, Gaschurn, am 24. Juni 1954.)

20.[Auf den] Krautschnitt gehen:

Man sagte früher nicht umsonst, man gehe auf den Krautschnitt, weil man wirklich gegangen sei und nicht gefahren. Der Erzähler dieses ging 50 volle Jahre auf den Krautschnitt,

weil er schon mit 14 Jahren anfang. (Oder 15 Jahren.)

(Wachter, Gaschurn; 24. 6. 1954.)

[21.] Der „arme“ Krautschneider:¹⁴

Der Schulleiter von Gaschurn (L. Wittwer) erzählte mir am 8. 8. [19]54 folgendes: „Sehr viele Krautschneider, vielleicht alle, taten arm und bekamen auf diese Weise Kost und Logis umsonst. Wohl am besten sich arm zu machen hier weitem, verstand der ‚Chrestler‘ in Gortipohl (Joh. Jos. Tschofen in Nr. 37.) Er tat so arm und erzählte so viel von seinen vielen armen Kindern daheim, daß er Jahr für Jahr ganze Koffer voll geschenkter Sachen für die Kinder heimbrachte. Einmal aber sei einer aus seinem Revier in seine Heimat gekommen und bei ihm zugekehrt und habe seine Wirtschaft gesehen und wohl auch manches erfahren. Von da an bekam er nicht mehr so viele Geschenke.“

[22.] Der Krautschneider in D[armstadt]:

Im Sommer 1954 waren 60 evang[elische] Blaukreuzler, bes[onders] aus Wuppertal u. a. hier. Ich hielt ihnen am 1. 8. einen Vortrag über Land und Leute im Mo[ntafon]. Dabei kam ich auch auf die Mo[ntafoner] Auswanderer zu sprechen. Der Lagerleiter, ein etwa 60-jähr[iger] Mann, aus Darmstadt gebürtig, erzählte mir im Anschlusse daran, daß in seiner Jugend immer ein Krautschneider aus dem Montafon zu ihnen in die väterliche Schmiede gekommen [sei]. Jeden Herbst habe die Mutter das Kraut gerichtet und gesagt, es müsse fertig sein, bis der Krautschneider komme. Der Vater aber sagte zu uns, das sei ein armer Mann, der so weit herkomme, um Geld zu verdienen. Er bekam daher bei uns und ander[s]wo die Verpflegung und das Schlafen umsonst. Nach dem Krautschnitt rupfte er bei uns den Leuten die Gänse und befaßte sich auch mit dem Sensenhandel. (Siehe Heft 31, S. 25ff.)

[23.] Cholera und Krautschneider:

Ein Schreiben der BH v[om] 22. 9. 1910 lautete: „Bekanntlich begibt sich alljährlich im Herbst eine größere Zahl v[on] Männern aus versch[iedenen] Gemeinden des Tales Mo[ntafon] nach Ungarn zum Krauteinschneiden und kehrt nach mehrwöchentl[ichem] Aufenthalte daselbst wieder in ihre Heimat zurück. – Nachdem in letzter Zeit in versch[iedenen] Gemeinden Ungarns Fälle von asiatischer Cholera constatirt worden sind, erscheint eine derartige Reise nach Ungarn in gegenwärt[igem] Zeitp[unkt] nicht nur für die betref[enden] Mo[ntafoner] die Gefahr der Erkrankung an Ort und Stelle gefährlich, sondern es besteht auch für die Heimatgemeinden der Betreffenden die weitere Gefahr darin, daß solche Personen mit Cholera schon behaftet von Ungarn abreisen und erst bei der Ankunft in ihrer Heimatgemeinde die Cholera z[um] Ausbruche gelangt. Die Gemeindevorsteherung erhält deshalb den Auftrag, die Bevölk[erung] durch öffentl[iche] Verlautbarung vorstehenden Dekretes auf diese Gefahr aufmerks[am] zu machen, mit dem Beifügen [der Namen] der Personen, die trotz dieser Warnung sich nach Ungarn begaben, [diese] nach ihrer Rückkehr im Sinne der best[ehenden] Vorschriften durch

¹³ Troppau ist der deutsche Name der tschechischen Stadt Opava.

¹⁴ Ab hier sind die Originalbeiträge nicht mehr nummeriert. Zur besseren Lesbarkeit wurden Nummern ergänzt.

5 Tage hinsichtlich ihres Gesundheitszustandes ärztlich überwacht werden müssen.“ Der K.K. Bezirkshauptmann] Cornet.

[24.] Montafoner Kühe:

Die Krautschneiderin Katharina Vallaster ging mit ihrem Vater viele Jahre auf den Krautschnitt nach Marburg in [der] St[eiermark]¹⁵ Einmal sah sie auf einer Weide dort unten einige schöne Kühe, gerade wie man sie bei uns hat und wie sie dort sonst nicht zu sehen waren. Sie fragte daher eine dabeistehende Bäuerin, woher denn diese Kühe kämen. Die Bäuerin schaute sie mitleidig an und sagte zu ihr: „Fräulein, das wissen Sie doch nicht, wenn ich es Ihnen auch sage. Die kommen von sehr weit her.“ Katharina sagte ihr aber, sie möge es ihr doch sagen. Da sagte sie: „Die kommen aus dem Montafon.“ Katharina entgegnete: „Gerade von dorthier, wo diese Kühe herkommen, komme ich auch.“ Die Frau aber schaute sie nur ungläubig an. Kath[arina] begann dann, die Kühe zu locken, wie man es bei uns tut: „Buschla, Buschla, Bruna, ...“ Das verstanden die Kühe gleich und sie schauten auf und einige begannen sogar bei diesen vertrauten Klängen zu muhen. Nun glaubte die Bäuerin erst, daß das Mädchen aus der Heimat der Kühe stamme.

(Kath[arina] Vallaster erzählt am 7.10.[19]54.)

[25.] Besuch aus der Steiermark:

Josef Lorenzin, der Vater vom jetzigen Besitzer des Hauses Nr.7 in Gortipohl, erzählte mir am 12.5.[19]55 folgendes: Nach der furchtbaren Wasserkatastrophe anno 1910 kamen viele Pioniere auch nach St. Gallenkirch, um Wege und Brücken wieder provisorisch herzurichten. Unter diesen Pionieren waren auch Steirer [sic!]. Da war einer dabei, der war aus Leoben. Und der Vater vom Erzähler war viele Jahre als Krautschneider nach Leoben gegangen in das Elternhaus des Pioniers, wo er die Krautköpfe einschnitt wie in so vielen andern Häusern. Dabei freundete sich der Bub mit dem Krautschneider besonders an. Da er wußte, daß dieser aus der Gemeinde St. Gallenkirch war, ruhte er nicht, als er selber daher kam, bis er den Krautschneider gefunden hatte. Der alte Mann freute sich sehr über den Besuch.

[26.] Ignaz Fiel und Co. als Krautschneider:

Darüber erzählte mir seine Tochter Viktoria: Meine Mutter ging 45 Jahre im Herbst als Krautschneiderin nach Großwardein.¹⁶ Sie gingen in Gruppen zu Fuß über den Zeinis und an die Donau und [fuhren] dann auf einem Floße weiter bis ans ferne Ziel. In Ungarn waren viele Mo[ntafoner] Krautschneider, bes[onders] in Budapest waren sehr viele. In Debresin z. B. war der alte Lorenzin, der Vater von L. Hermann, Franz, Quido ... Auch er ging zu Fuß und [fuhr] auf einem Donaufloß dort hinunter. Manchmal fuhr man auch ein Stück. Einmal war ein Fuhrwerk mit Krautschneidern schon ziemlich beladen. Da wollten bei einem Rastort weitere aufsteigen. Da machte ein Mo[ntafoner] Krautschneider so auffällig die Gesten des Flöhefangens und Tötens, daß die andern meinten, die Leute da oben seien voller Flöhe und Läuse und nicht aufstiegen; das aber wollte ja der Krautschneider gerade, damit sie nicht zu beengt fahren mußten. Der Krautschnitt war ein sehr guter Verdienst. Man verdiente in einer Saison fast so viel als ein Arbeiter den langen Sommer in Frankreich („an Frankriecher“). Daher kamen manche „Frankriecher“, wenn sie ein Revier hat-

ten, im Herbst heraus und gingen auf den Krautschnitt. Auch der Bruder meiner Mutter machte es jeden Herbst so. Er zog als Krautschneider nach Budapest. – Zu Fuß und Floß war man bis Großwardein einst 14 Tage auf dem Wege. Auch ich (Viktoria) ging 9 Herbst auf den Krautschnitt nach Großwardein. Wir mußten dort hinunter den Kindern des Barons Karoly, dem wir jedes Jahr viel Kraut schnitten und bei dem wir viel galten, Tiroler Hüttele bringen (grüne Hüttelein mit Federn.)

[27.] Besucher aus Ungarn:

Dieselbe Viktoria Fiel erzählte mir am 22.44.[?], daß im letzten Herbst – also anno 1955 – Kräuterhändler mit Tee- und Heilkräutern zu ihnen gekommen seien, ein Herr und eine Frau, die kamen ihr nach Sprache und Gesicht bekannt vor und sie redete mit ihnen und sie sagten, daß sie aus Ungarn wären. Da sagte Viktoria: „Woher?“ Sie antworteten: „Aus der Großwardeiner Gegend, von ... (vergessen)“. Sie sagte darauf, daß sie dort bekannt sei und fuhr auf das stauende Schauen der Fremden fort, sie wäre als Krautschneiderin mit ihrem Vater einst dorthin gekommen. Da sagten die Leute, sie wüßten noch gut, wie jeden Herbst ein alter „Tiroler“ gekommen sei und ihnen das Kraut eingeschnitten habe. Den hätten sie gerne gehabt. Darauf[hin] zeigte ihnen Viktoria ein Photo ihres Vaters und die beiden riefen erfreut: „Ja, der war bei uns!“ Weiteres Plaudern ergab, daß sie 2 Kinder des Grafen Karoly waren, denen sie einst das Kraut geschnitten und die Tiroler Hüttelein gebracht hatten. Sie waren Flüchtlinge hinter dem eisernen Vorhange und schlugen sich nun so durchs Leben.

[28.] Mo[ntafoner] Krautschneider:

Darüber erzählte mir Christian Wachter am 6.2.1957: Meine Ahna ging oft auf den Krautschnitt, auch meine Mutter ging noch auf den Krautschnitt, 2 Herbst, beide gingen nach Karlsruhe. Die „Truba“ Annakatharina (A. K. Sander) ging sogar bis weit unter Budapest hinunter, noch 6 Stunden mit der Bahn zu fahren, bis Gyula¹⁷ (so schreibt mans, mein ich). In Budapest waren etwa 20 Montavoner [sic!] als Krautschneider tätig. Ich war auch in Budapest, ich ging 15 Herbst[e] dorthin auf den Krautschnitt und verdiente in 9 Wochen stets soviel, daß ich davon ein schönes Rind oder ein Kühlein hätte kaufen können. Soviel blieb mir über alle Auslagen hinaus. Wir hatten es oft sehr gut und ließen mancherorts noch manchen Liter Wein im Keller ungetrunken stehen, weil wir genug hatten. – In Kaschau¹⁸ waren Gaschurner Krautschneider, die Schniederlis (Lorenzins) gingen nach Leoben und Donawitz. Das war noch ein Leben, als es noch so viele Krautschneider gab!

(Chr[istian] Wachter, Gortipohl, 1957.)

15 Das slowenische Maribor (zu Deutsch: Marburg) gehörte bis zum Ende des Ersten Weltkriegs zur Südsteiermark und somit zu Österreich.

16 Großwardein ist der deutsche Name der rumänischen Stadt Oradea, die unmittelbar an der Grenze zu Ungarn liegt.

17 Gyula ist eine ungarische Stadt an der rumänischen Grenze, weniger als hundert Kilometer von Großwardein entfernt.

18 Kaschau ist der deutsche Name der slowakischen Stadt Košice.



[29.] Krautschneider 1850:

Herrn Christoph Wohlbert, Mattersdorf bei Wiener-Neustadt ... ist dem Krautschneider Tschanun zu schreiben und ... Simon u. Judi.
(Bruchstück aus einem alten Kalenderblatt; dieser Tschanun wohnte in Gaschurn Nr. 21.)

[30.] Salathöbel 1861:

In einem Kalender von 1861 schrieb ein Tschanun von Gaschurn Nr. 21 folgendes: „An Gastwirt Adam Hänggen in Werstein [sic], Königreich Preußen: ob 2 Salathobel angekommen sei[e]n oder nicht, ist unverzüglich rückzuantworten. Auch soll er berichten, ob ich im Spätjahr Schemnitzer [sic! – gemeint: Chemnitzer] Tabakpfeifen mitbringen soll.“

[31.] Anfrage 1865:

An Dietrich Breuker im Schwert bei Isserlohn in Preußen [sic!].¹⁹ Frag, wie es mit dem Kraut und der übrigen Feldarbeit steht, ob er wohl voran[kommt], oder noch zurück ist.

Krauthobelherstellung: Siehe darüber Heft 17, Seite 101 u. ff!²⁰

[32.] Krautschneider in Bremen u. a.

Siehe Seite 20 in diesem Hefte! Der Vater Bernhard [Tschofen]s ging immer auf den Krautschnitt nach Bremen. Da er Zimmermann war und unten Arbeit fand, blieb er schließlich ganz unten und arbeitete die meiste Zeit als Zimmermann und im Herbst stets als Krautschneider. Er nahm auch seine Frau mit und so ist Bernhard in Bremen 1875 (27.10.) geboren. Auch er ging viele Jahre auf den Krautschnitt nach Bremen. So 1901 – 1914, wo er einrücken mußte. Der Vater kam aber wieder nach Gaschurn zurück (1880). Er war stets Oktober – November fort. Ende September ging er. – Ludwig Flöry (Bruder Eduards u. Otto Flörys – Lehrer) ging jeden Herbst als Krautschneider nach Mannheim; Alois Essig nach Stuttgart, Joh. Jos. Tschofen v[on] Gortipohl nach Karlsruhe. Bernhard Wittwer starb am 10.12.1957. (Angaben seiner Frau, mit der er 1951 die goldene Hochzeit gefeiert h[atte].)

[33.] Fahrpreisermäßigungen für Krautschneider. Armutszeugnis:

Von Seite[n] der gefertigten Ämter wird bestätigt, daß Viktoria Fiel in dürftigen ärmlichen Verhältnissen lebt, arme Eltern zu unterstützen hat und infolgedessen gezwungen ist, jedes Jahr einen Verdienst mit Krautschneiden in Ungarn zu suchen.

St. Gallenkirch, am 18. August 1910.

(Dieses wörtlich abgeschriebene Zeugnis wurde v[on] Vorsteher Brugger geschrieben. Am Kopfe steht: „Zum Zwecke der Erlangung einer Fahrpreisermäßigung.“ Es handelt sich hier um einen Entwurf, nicht um das Original.)

[34.] Reiseerlaubnis:

Vallaster Katharina suchte am 26.9.1916 um Reisebewilligung als Krautschneiderin nach Marburg an, wohin sie schon mehrere Jahre ziehe, da auch ihr Vater dort als Krautschneider wohl schon über 30 Jahre tätig sei. Sie schickte den Reisepaß mit an die B.H. ein. Das Ansuchen wurde positiv erledigt am 5.10.1916.

Die Reiseerlaubnis darf ebenfalls von der Gemeinde aus erteilt werden an Anton Lorenzin-Hauer und Josef Lorenzin v[on] Gortipohl zum Krautschnitt n[ach] Leoben.

[35.] Ein Krautschneider 1958:

Der [korrekt: Den] in meinem Krautschneideraufsatz genannte[n] Onkel Wachter habe ich heute (den 23.1.1959) kennen gelernt. Es ist Peter Wachter von Gaschurn (Karnelis Peter). Er geht schon 34 Herbst[e] auf den Krautschnitt ins Saarland und ist neben seinem Neffen der einzige, noch aktive Krautschneider. Sein Vater David Wachter (Karnellis David) ging 56 Jahre als Krautschneider ins Saarland hinunter. Bei keiner Arbeit konnte und kann ein einfacher Mann so viel verdienen wie auf dem Krautschnitt. „Mein Vater hot jeda Härbst wenigstens 2 Küah zuaher“, sagte er wörtlich; d. h. er verdiente wenigstens soviel wie 2 schöne Kühe galten und dies in rund 2 Monaten – höchstens bis 2 1/2 Monate. Ich ging immer nach dem Schrunser Markt gleich weg und kam Ende November wieder herein. Der Krautschnitt ist dermalen nicht so gut wie einst, da in sehr guten Zeiten wie heute weniger Kraut gegessen wird, sondern bessere Sachen. Trotzdem habe ich auch heuer noch soviel verdient, daß ich davon die beste Kuh hätte kaufen können und habe erst noch 2000 S[chilling] „veressen“ [sic!], da ich wegen meiner schweren Magenkrankheit nur mehr Wein + Eier essen kann. Aber mein Neffe bat mich, noch einmal mit ihm zu gehen und ich ging gerne, denn wenn im Herbst die Krautschnittzeit kommt, muß ich gehen; es treibt mich fort. Heuer tat ich [mir] zunächst sehr hart, denn ich war sehr geschwächt. Manchmal wird man so müde, daß man die Arme nicht mehr ob dem Kopfe zusammenbringt. In der Hochsaison arbeiten wir stets von morgens 6 bis nachts um 2 Uhr. Da dort um 2 Uhr Schichtwechsel ist, kann man in jedem solchen Hause bis 2 Uhr nachts arbeiten, weil die Leute dann auf sind. Der Verdienst ist, wie gesagt, nicht immer gleich. Wenn das Kraut teuer ist, wird weniger eingeschnitten, wenn es aber billig ist, wird mehr eingeschnitten und wir verdienen dann natürlich mehr. Heuer war z. B. das Kraut draußen sehr teuer und mancher hat nur 50 kg einschneiden lassen, anstatt 100 kg wie in billigen Jahren.

Ich habe 9 Kinder großgezogen, was ich auf meiner Landwirtschaft allein nie gekonnt hatte. Wir galten unten sehr viel, lebten aber auch sehr solide und die Leute hatten uns sehr gerne und schätzten uns. Sie hielten uns auch für viel ärmer als wir waren und ich tat nichts dagegen, im Gegenteil; ich sagte, daß ich 9 Kinder habe und bekam jedes Jahr sehr viel geschenkt. Er zeigte mir auch den Mantel, den er anhatte: ein guter Lodenmantel; den habe er unten geschenkt bekommen, auch einen Sonntagsmantel u. v. a. Sein Bruder sei auch einst als Krautschneider ins Saarland gekommen. Nun sei er aber schon 30 Jahre unten und verheiratet und habe 33 Kühe + 42 Schweine, Maschinen aller Art und ein Auto, aber Krautschneider sei er nicht mehr.

[36.] Guter Verdienst:

Mein Mann brachte stets 300 fl vom Krautschnitt mit. Er war in Bremen; auch sein Vater war schon in Bremen auf dem Krautschnitt gewesen. Mein Mann war aber jeweils lange fort und hatte es sehr streng. In Bremen kamen ganze Schiff[s]ladungen voll Kraut [an].

(Maria Wittwer, Gortipohl 72.)

19 Gemeint ist Schwerte nahe Iserlohn im heutigen Nordrheinwestfalen.

20 Für eine Transkription siehe zu Beginn dieses Beitrags.

[37.] Krautschneider in Hamburg:
Lehrers Ludwig (Ludwig Flöry, ein Sohn vom Lehrer Martin Flöry) ging stets nach Hamburg auf den Krautschnitt.
(Die obige Erzählerin.)

[38.] Der Lodi und der Tüachi:
Valentin Vallaster v[on] Gortipohl ging zu Maria[e] Geburt auf den Krautschnitt. Auch sein Sohn Franz ging zur gleichen Zeit fort, aber als Student nach Feldkirch. Der Vater hatte einen festen Lodenanzug, während der Sohn einen leichteren Tuchanzug trug. Da schaute der Vater über beide herab und sagte: „Ich bin der Lodi und du der Tüachi.“ [später:] Dir[ektor] Franz Vallaster]
(Katharina Vallaster.)

[39.] Krautschneider 1963:
1963 zogen die Brüder Emil und ? Wachter wieder, wie jedes Jahr, auf den Krautschnitt ins Saargebiet. Sie verdienten dabei sehr gut – Emil sagte mir im Sommer 1963 selbst, er habe letztes Jahr in 6 Wochen auf dem Krautschnitt ein schönes Rind verdient. (8000 S.!)

[40.] Krautschneider 1966:
Auch heuer gingen die 2 Brüder Wachter auf den Krautschnitt ins Saargebiet.

[41.] Krautschneiderabschied:
Viele, viele Jahre zogen die Krautschneider jedes Jahr um Michel²¹ herum auf den Krautschnitt. Sie wanderten von Hof zu Hof, um den Leuten ihre Krautfässer anzufüllen und ihr Geld zu verdienen, draußen in der weiten Welt.
(Aus einem Schüleraufsatz 1966.)

[42.] (Nach einer Radiosendung!):
Otto Heinrich Klingele berichtet aus seiner Jugend: Es war ein kalter, regnerischer Tag voller Nebel im November. Da kam der Krautschneider den Hügel herauf auf unseren Hof zu. Es war ein großer, hagerer Mann, der den Krauthobel auf dem Rücken trug. Wir begrüßten ihn und er beklagte sich über das Hundewetter. Der Vater gab ihm 1 Gläschen Kirschnaps, dann ein zweites, ein drittes lehnte er ab. Dann ging er in den Keller und begann die spitzigen großen Krautköpfe, die schon länger angekommen waren, zu schneiden. Er schnitt sie sauber und sachgerecht mit geschickten Händen in zarte, dünne Streifen. Es kam Lage auf Lage, die mit Salz und Wacholderbeeren bestreut wurden. Es gab dabei einen milden, säuerlichen Geruch und ein Geräusch, als ob man durch weichen Schnee ginge. Als das Faß voll eingestampft war, kamen zwei gewaschene Bachwaggen [sic! – korrekt: Bachwacken] darauf. Und zu Weihnachten kam dann jedes Jahr das 1. Sauerkraut auf den Tisch. (Nicht wörtlich.)

Forts[etzung] S. 121.

Von den Mo[ntafoner] Krautschneidern (Forts[etzung]).
[Heft 40, S 121 – 134: Transkription von Christa und Hans Stilgenbauer]

144
Von den Mo. Krautschneidern (Forts.)
Die Gebrüder Valentin und Martin Kasper von St. Gallenkirch-Gortipohl bauten in Winkeln im Kanton St. Gallen ein Haus und kauften dann das Wasserrecht von den Besitzern eines gemeinsamen Brunnens dortselbst um 50 Franken. Außerdem mußten sie sich verpflichten, den Brunnen gemeinschaftlich mitzuunterhalten.
Lt. Vertrag: Winkeln, den 10. Dezember 1872.
(Diese Brüder Kasper waren Sensenhändler²² und bauten das Haus in der Schweiz deshalb, damit sie auch weiter dem Sensenhandel obliegen konnten, was lt. Gesetz nur mehr Schweizer Besitzern gestattet wurde. Sie brachen hier ein altes Haus ab, in dem bis dahin auch Schule gehalten wurde und bauten es drüben in der Schweiz wieder auf.
(Lt. mir vorliegendem Vertrag geschr[ieben].!)

Ein Blick ins Heft

[43.] Die Gebrüder Valentin und Martin Kasper von St. Gallenkirch-Gortipohl bauten in Winkeln im Kanton St. Gallen ein Haus und kauften dann das Wasserrecht von den Besitzern eines gemeinsamen Brunnens dortselbst um 50 Franken. Außerdem mußten sie sich verpflichten, den Brunnen gemeinschaftlich mitzuunterhalten.

Lt. Vertrag: Winkeln, den 10. Dezember 1872.

(Diese Brüder Kasper waren Sensenhändler²² und bauten das Haus in der Schweiz deshalb, damit sie auch weiter dem Sensenhandel obliegen konnten, was lt. Gesetz nur mehr Schweizer Besitzern gestattet wurde. Sie brachen hier ein altes Haus ab, in dem bis dahin auch Schule gehalten wurde und bauten es drüben in der Schweiz wieder auf.“ Lt. mir vorliegendem Vertrag geschr[ieben].!)

Johann Anton Netzer von Nr. 10 in Gortipohl wird in einer Quitting vom 27.10.1842 Bauer und Sensenhändler genannt.

[44.] Sensenhändler Christian Vergud:

Christian Vergud, früher Lehrer in Gortipohl, war auch Sensenhändler. Er war ein Bruder von Gregors Vater in Nr. 22. Er verbummelte aber und machte Schulden u. s. w. Der Grund lag in seelischen Depressionen infolge schwerer Erlebnisse. So lagen die Sensen von einem deutschen Lieferanten in einem Lokal dort, wo sie Christian verschleiben sollte, in Fässern

21 Am Michaelistag, dem 29. September, wird dem heiligen Erzengel Michael gedacht.

22 Dieser und der folgende Beitrag haben mit dem Sensenhandel zu tun.

und die Bauern gingen hin und jeder nahm, was ihm paßte. Schließlich mußten dann die zu Hause die Schulden bezahlen; dieser Firma z. B. mehr als 1000 Mark.

(Mündlich, Geregor [sic!] Vergud.) Siehe 31.Heft, S. 39!

[45.] Krautschneider Christian Lorenzin.

Der Bruder meines Großvaters väterlicherseits, namens Christian Lorenzin, war auch Sensenhändler und im Herbst jeweils Krautschneider. Er ging nach Ungarn und war jeweils 5 – 6 Wochen aus. Er verdiente dabei schön. Noch haben wir seinen Stock, den er benützte. Die Krautschneider hatten damals alle graue Hüte (Lodenhüte) mit einer Spielhahnfeder und waren so leicht kenntlich. Sie stampften das Kraut ohne Schuhe ein, hatten aber weiße Socken an.

[46.] Der Mo[ntafoner] Krautschneider in Frankreich:

Alois Tschofen v[on] St. Gallenkirch (Betschis Aloisi), der in Frankreich in der Nähe von Roanne²³ verheiratet ist, hat drinnen auch einen Krauthobel und schneidet jeden Herbst den umliegenden Bauern das Kraut ein. Das haben sie sehr gerne und er tut es gerne und verdient noch schön dabei.

1967 (Beide letzten Stücke v[on] Quido Lorenzin.)

[47.] Krautschneider in Lothringen:

Der Großvater des 1888 gebor[e]nen Gregor Verguds, er hieß Anton Vergud – ging nach Lothringen in die Fremde und dann im Herbst hörte er als Bauarbeiter auf und ging in Saarburg und Umgebung auf den Krautschnitt. Solange Lothringen französisch war, ging der Krautschnitt dort gut (bis 1870). Als es aber deutsch wurde, ging er nicht mehr so gut, denn die Deutschen hatten Krauthöbel von uns gekauft. Er (der Großvater) ging bis 1900 als Krautschneider.

1967 (Gregor Vergud, Gortipohl.)

[48.] In Großwardein:

D's Cherabina gingen stets auf den Krautschnitt nach Großwardein im heutigen Rumänien.

(Gregor Vergud, Gortipohl, 1967.)

[49.] Auf dem Krautschnitt in Saarburg:

Anton Vergud und sein Bruder aus dem Hause Nr. 22 in St. Gallenkirch gingen stets auf den Krautschnitt nach Saarburg. Einmal wurden sie von einem gewaltigen Hund angefallen. Dem aber hieb einer von ihnen mit seinem Krautschneiderstecken das ganze Unterkiefer weg.

(Mündlich, Sponnabasas Tochter.)

[50.] Krautschneider in Bregenz:

Der Vater von Schmidlis Valentin aus Partenen ging auf den Krautschnitt nach Bregenz. Valentins Schwester mußte schon mit 10 Jahren mit. Sie aber weinte dauernd und hatte Heimweh. Da sagte der grobe Vater zu ihr: „Wenn da net d'Schnorra haltst, wärf i di in Bodasee.“ Das Mädchen glaubte das und hatte viel Angst und hörte sofort auf zu weinen.

(Oliva Schallner.)

[51.] Krautschneider nach Schlesien:

Meine Mutter und ihre Schwester gingen mit ihrem Vater auf den Krautschnitt nach Schlesien; auch ihr Bruder Bernhard war mit von der Partie, also 4 Personen aus einer Familie. Das

war noch vor 1880, denn 1880 hat meine Mutter geheiratet.

(Kath. Wittwer, geb. Klehenz, 77 Jahre alt; erzählt am 13.1.1968.)

[52.] Eine tapfere Krautschneiderin:

Anna Katharina Sander aus der „Traube“ in Gortipohl ging allein auf den Krautschnitt nach Ungarn und zwar manche Jahre.

(Mündlich, Gortipohl.)

[53.] „Arme“ Krautschneider:

Die Krautschneider taten in der Fremde stets sehr arm, auch dann, wenn sie zu Hause gar nicht so arm waren. So erhielten sie manche Begünstigung und bekamen manches, was sie gut brauchen konnten.

(So berichtete der alte Karnell (Jos. Wachter von Gaschurn), der viele Jahre ins Saarland auf den Krautschnitt ging!)

(Im Fernsehen im Süddeutschen u.

Österr. Fernsehen am 2.5.1968.)

[54.] Weit zu Fuß:

Josef Wachter, jahrelanger Krautschneider aus Gaschurn, erzählte 1968 im V[orarlberger] Rundfunk u. a. auch, daß Krautschneider zu Fuß von Partenen bis Neunkirchen in [sic!] der Saar gewandert seien.

(Der Obige.)

[55.] Von Räubern getötet:

Franz Jos. Schuchter von Tschagguns, geb. in Nr. 52 anno 1833, ging auf den Krautschnitt in die Gegend von Budapest. Er wohnte in Soroksar bei Budapest in einem Pfarrhofe, in dem Pfarrer und Frühmesser wohnten. Und zwar wohnte er im unteren Stock. Eines Tages, der Frühmesser war fort, schellte es und die Köchin glaubte, der Frühmesser komme zurück und öffnete. Da kamen aber Räuber herein und schlugen die Köchin blutig, sodaß das Blut in der Küche herumspritzte. Auf ihr Schreien hin, wollte ihr Schuster [sic!] zu Hilfe kommen. Wie es dann ging, weiß man nicht genau, kurz, die Räuber schlugen ihn mit einer Axt tot. Dies war am 13.11.1890 wohl abends oder in der Nacht, da [sich] sonst Schuster [sic!] nicht im Hause befunden hätte. Schuster [sic!] wurde in Soroksar begraben. Der Pfarrer, der im oberen Stocke wohnte, schrie um Hilfe und wurde gerettet. Die Mörder aber, wurden gefangen genommen und durch den Strang hingerichtet.

(Alt-Bürgermeister Anton Brugger.)

[56.] Weitere Tschaggunser Krautschneider:

Weitere Tschaggunser Krautschneider waren die 2 Brüder Ulrich Vonier, geb. 1847, † 1925, wohnte[n] in Nr. 220 und Joh. Jos. Vonier, geb. 1850, † 1915 (?). (Er zog später nach Schruns!) Die beiden Brüder gingen als Krautschneider nach Salzburg; einer von ihnen schnitt auch dem Salzburger Erzbischof mehr als 20 Jahre lang zu dessen vollster Zufriedenheit das Kraut ein, sodaß er dafür eine eigene Medaille bekam.

(Der Titel heiße daher besser:

„Bischöfliche Krautschneider“!)

(Erzählt v. Alt-Bgm. [Alt-Bürgermeister] Anton Brugger 1969.)

23 Roanne liegt ca. 70 km nordwestlich von Lyon.





[57.] *Weitere Tschaggunser Krautschneider:*

Auch die beiden Brüder Ignaz und Christian Dajeng waren Tschaggunser Krautschneider – Ignaz, geb. 1845 in Nr. 250, starb in Schruns 1924. Beide gingen nach Ungarn auf den Krautschnitt.

[58.] *In Ungarn erschlagen:*

Christian Dajeng, Bruder von Ignaz, geb. 1846, ging auf den Krautschnitt nach Pest in Ungarn. Wie er an einem Neubaue vorbeiging, fiel ein Ziegelstein herunter, gerade auf seinen Kopf und verletzte ihn so schwer, daß er wenige Tage später starb und dort begraben wurde.

(Erzählt v. Alt-Bgm Anton Brugger.)

[59.] *Beliebte Krautschneider als Neuigkeitsbringer:*

Der alte Krautschneider Wachter aus Gaschurn erzählte mir 1969, daß die Krautschneider (und andere Saisonwanderer) in früheren Zeiten in deutschsprechenden Gegenden sehr gerne umsonst übernachten konnten, selbst in Wirtshäusern, weil sie als weitgereiste Mo[ntafoner] vieles zu erzählen wußten. Es gab ja einst nicht einmal Zeitungen, geschweige Radios. So waren die Leute auch [sic! – korrekt: auf] Nachrichten aus der Welt draußen sehr begierig.

[60.] *Die letzte Montafoner Krautschneiderin.*

„Am 26.11. starb in Gaschurn Witwe Justina Wittwer, geb. Tschofen im 90. Lebensjahre. Die Dahingegangene dürfte die letzte Mo[ntafoner] Krautschneiderin sein, die in jungen Jahren ihre Tätigkeit im Schwabenlande, im Rheinlande, ja sogar in Westfalen ausübte und ihrer Familie das karge Brot, das die Heimat zu geben vermochte, mehrte. Sie war Mutter von 11 Kindern, 2 ihrer Söhne verlor sie im 1. Weltkriege. Dennoch zählt ihre weitere Nachkommenschaft die stattliche Zahl von 18 Enkeln u. 21 Urenkeln. Noch an ihrem Todestage rauchte Justina nach guter alter Mo[ntafoner] Art das Pfeifchen, das zeitlebens ihr treuer Begleiter war.“

(Anzeiger von 1948 ohne Datum, aber Ende Nov[ember] oder anfangs Dez[ember].!)

Dazu ist zu sagen, daß das wohl die letzte Krautschneiderin v[on] Gaschurn gewesen sein wird, daß aber in Gortipohl noch eine ist, Katharina Brugger.

[61.] *Berger Krautschneider:*

Johann Josef Fritz von Nr. 123 oben am Berg, geboren 1820, gestorben 1908, ging jahrelang auf den Krautschnitt nach Ungarn. Er ging zu Fuß und brauchte 14 Tage, bis er ans Ziel kam. Er nahm jeden Herbst seinen Hobel auf den Rücken und in einer Ledertasche nahm er seinen Proviant mit. Er schnitt das Kraut immer in den gleichen Orten und in den gleichen Häusern ein. Er hatte es vom Kopf, d. h. die Bezahlung erfolgte pro Kopf. Er verdiente auf dem Krautschnitt sehr gut!

(Mündlich, Platta-Peter von B[artholom]äberg, 23. 11. 1969.)

[62.] *Partener Krautschneider:*

Mein Vater Tschofen (Schmittler) und meine 2 Brüder Franz und Hermann (dieser im 1. Weltkriege gefallen) gingen auch auf den Krautschnitt und zwar nach Neunkirchen im Saarland. Dorthin ging auch Josef Wachter aus Gaschurn (Karnell.) Dieser tat immer sehr arm und bett[e]lhaft und wir schämten uns

seinetwegen oft. Freilich erhielt er so manche Gabe. – Einmal hatten wir etwas zu wenig Aufträge und er hatte zuviel. Da „liehen“ die Tschofens ihm den Hermann. Der aber mußte hundsstrenge arbeiten und wurde bei ihm noch schlecht verpflegt, sodaß er ganz abgeschunden und kraftlos heimkam.

(Luise Rudigier, geb. Tschofen, Partenen.)

[63.] *Krauthobelverkauf:*

Lt. einer Zuschrift an die Mo[ntafoner] Gemeinden vom August 1845 ist das Kreisamt nicht ermächtigt, die Ausfuhr der Krauthöbel zu beschränken. (Jedenfalls wurde aus Krautschneiderkreisen dagegen Sturm gelaufen.) Wir wissen nun, daß die Krauthobelherstellung im Mo[ntafon] schon lange besteht!

Färberei.

[Heft 17, S 1 – 2: Transkription von Andrea Brugger]

Die Brugger in Galgenul (St. Gallenkirch) nennt man „d’Färber“. Der Name kommt v[on] der einstigen Tätigkeit dieser Leute, der Färberei. Das alte Haus, das neben unserem Schulhause steht, beherbergte unten drinnen bis in den Weltkrieg hinein eine Färberei. Darüber erzählte mir der heutige Besitzer Bernhard Brugger folgendes:

Der eigentliche Färber starb im Jahre 1911 und damit war der Betrieb schwer getroffen, denn wir andern konnten nicht viel. Wir nahmen deshalb einen Färber von Schruns herein, aber während des Weltkrieges nahm man uns die Kessel, 5 Kupferkessel, der größte hielt 1000 l. Der Preis war sonderbarerweise per kg um eine Krone niedriger als die Preise, die für übriges gesammeltes Kupferaltmaterial bezahlt wurde. Damit hatte der Weltkrieg auch unserem Unternehmen ein Ende gemacht.

In einem Rechnungsbuche des Gortipohlers Joh. Jak. Stocker und s[einem] Nachfolger ist 1849 mehrfach die Rede von Färberlohn, der bezahlt worden ist „dem Färber“. Wer war dieser Färber?

Handwerk und Gewerbe.

[Heft 17, S 11 – 12: Transkription von Andrea Brugger]

1. Störschuster²⁴ gab es in meiner Jugend auch bei uns noch. So weiß ich Schuster Blaas bei uns. Er was aus Gortipohl.

2. Schmiede gab es früher überall. Die Schmieden waren stets am Wasser, die [sic! – korrekt: das] die Schmiedehämmer trieben [sic! – korrekt: trieb], denn es gab noch weder Dampf- noch elektrische Kraft.

3. Bleiamacher:²⁵ 1834 wir Christian Fleisch v[on] Tschagguns, Bleiamacher genannt. Noch heute sagt man seinen Nachkommen d’s Bleiamachers.

4. Kornhändler in Tschagguns: Joh. Jos. Neyer v[on] Tschagguns Nr. 19 war u. a. auch Kornhändler. 1832 hatte er z. B. von einem Versell in Tschagguns für geliefertes Korn 143 fl [Gulden] 29 X [Kreuzer] zu fordern.

24 Ein Störschuster, war ein wandernder Schuster, der sein Handwerk im Hause des Kunden ausübte.

25 Laut Manfred Dönz ist eine „Blaia“ ein Gerät, um Spreu vom Weizen zu trennen.



5. *Harzsammler*: 1850 wurde am 6.10. gerichtlich verfolgt Franz Josef Schuchter wegen *Harzsammelns*.

Mühlen und Sägen.

[Heft 17, S 81 – 93: Transkription von Andrea Brugger]

1. Mühlen und Sägen früher:

Früher gab es bei uns viele Mühlen und Sägen.

2. Mühlen heute:

Heute gibt es in ganz St. Gallenkirch keine einzige Mühle mehr! Das Getreide muß nach Gaschurn oder nach Schruns in die Mühle gebracht werden!

3. Mühlen früher:

Vor einigen Jahrzehnten gab es in St. Gallenkirch folgende Mühlen: (Die meisten weiß ich noch selbst im Betriebe.) a) Die Mühle bei Marlins in Gortipohl. b) Die Mühle beim Müllibuab drinnen. c) D's Neiers Mühle. d) Die Vogts Mühle. e) Die Mühle am Vermiel. Sie stand unter dem Vermiel am Bache und gehörte einem Sahler. Sie verbrannte eines schönen Tages und der Besitzer baute dann eine neue außer der Suggadinbrücke, auch eine Säge. Die Mühle stand ob der Straße, die Säge unter der Straße. Dem Besitzer gehörte auch das Konsumhaus. Schließlich ging diese Mühle in den Besitz der Brüder Bargehr über (Zachers,) die sie aus Konkurrenzgründen kauften. Auch die Säge kauften sie. So brachten die beiden Brüder Bargehr 2 Mühlen und 2 Sägen zusammen. Sie betrieben beide Mühlen. Der eine die f) obere Mühle und Säge, die heute dem Christian Netzer gehört. Die untere Zachermühle und Säge und die Bruggers Walke nahm es bei der Wasserkatastrophe 1910 weg. g) Eine weitere Mühle war dann früher beim Ferdi oben. h) Und noch eine war in dem alten Hause am Bergrand außer dem Montafoner Hüsli. Das waren 8 Mühlen, und heute keine mehr.

4. Verschwundene Sägen:

a) Die Neiers Säge. b) Die Vogts Säge. c) Die untere Zachersäge. (Alles nach Angaben des 1866 geb. Franz Josef Netzer, der 1913 die obere Zachersäge gekauft und 1914 am 1.5. bezogen hat.

(Am 7.11.1941.)

5. Weitere Mühlen:

Nach Angaben der über 70 jähr[igen] Geschwister Bargehr, hier, waren noch 2 weitere Mühlen in Galgenul. Eine stand etwa 30 – 40 m interm [sic!] heutigen Gasthof „Reutehorn“, nahe am Bach etwas erhöht. Die Bargehrs wissen aber nichts mehr v[on] dieser Mühle; sie soll auch abgebrannt sein. Nach Angaben Gallus Bargehrs (studiert!) stammt aus dieser Mühle die Kunstfamilie Bertle von Schruns.

Die Mühle beim Fredi wissen die Geschwister Bargehr noch lange im Betrieb; sie sei erst seit etwa 40 Jahren eingestellt. Auch weiter herunten soll vor altem [sic!] eine Mühle gewesen sein, etwa interm Erne am Bach, von der wir jedoch nicht mehr das Geringste wissen. Auch die Mühle außer dem Montafoner Häusle wissen Bargehrs nicht mehr im Betrieb. – So bringen wir also in St. Gallenkirch 10 Mühlen zus[ammen].

6. Mühlen und Getreidebau:

Das Fehlen v[on] Mühlen trägt (neben der leichten Käuflichkeit von Mehl heute) wesentlich dazu bei, dass der Getreidebau in normalen Zeiten immer mehr zurückgeht. Heute wird das Ergebnis kleiner Äcker als Viehfutter verwendet u. a. (Gerste als Kaffee und Hühnerfutter; Hafer als Kälberfutter, ...) da es sich auch kaum auszahlt, damit weit fort in eine Mühle z[u] gehen. Der Abgang v[on] Mühlen, wie z. B. beim Reutehorn, war doppelt fühlbar. Die Mühle beweist auch Getreidebau auf der Reute und auf Gampaping. Noch heuer sah ich dort kleine Äcker oben.

(9.11.41.)

[7.] Für 16 Stück 2 $\frac{1}{2}$ Zoll dicke und für 12 Stück 3 Zoll dicke Laden und 2 Schwärtling²⁶ zahlt ein Schreiber in Gortipohl 1892 dem Neier auf der Säge 2,22 fl [Gulden] Sägerlohn. (Aus einem Aufschreibebuch Joh. Jos. Sahlers v[on] Gortipohl.)

[8.] Zachers Säge in Galgenul:

„Dem Peter Lorenz Bargehr wird die Bewilligung erteilt in Galgenul eine Holzsäge zu erbauen und das Sägenmüllergewerb zu treiben.“

K. K. [Kaiserlich Königliches] Landgericht Montafon. Schruns am 24^{ten} Merz [sic!] 1819. Albrecht, L[and]r[ichter]

(Wörtl[iche] Abschrift des Originalbriefes!)

1871 besaß P[eter] L[orenz] Bargehr in Galgenul auch eine Mühle.

[9.] Mühle im Innergant:

Im Innergant in Gortipohl soll einmal eine Mühle dort gestanden sein, wo 1956 der Bach herunter ist, inter [sic!] Jos[ef] Verguds Kreuz. Sie wurde jedenfalls v[on] einem Bachteich getrieben und mag schon 1762 zerstört worden sein.

(Mündlich, Gortipohl.)

[10.] Ein tüchtiger Müller:

Aus einem Kopierbuch des Müllers und Krauthobelfabrikanten Franz Jos. Marlin in Gortipohl 47, das vom 8. Juli 1918 bis zum 25. September 1919 reicht, entnehme ich aus einer Reihe von Schreiben, dass Marlin eine Müllerzeitung besessen und daraus viele Sachen ersah und sich um deren Erhalt bemühte, die geeignet waren, seine Mühle zu verbessern. Freilich ersieht man auch daraus, daß er sehr vorsichtig kalkulierte und ein guter, sehr intelligenter Geschäftsmann war. Damals stieg auch der Getreidebau infolge der Not sehr an und es wurde lt. Marlin bei uns meist Gerste [an]gebaut und er bemühte sich auch sehr um eine Schälmaschine, um Gerste zu schälen. (Jedenfalls Rollgerste.) Er wollte aber wegen Rentabilität etwas nicht zu Teures und schrieb oft und an verschiedene Orte darum.

[11.] Weitere Ergänzungen:

Nr. 74, die Mühle außer dem Montafonerhüsli war 1850 noch in Betrieb. Besitzer war damals Joh. Jos. Burger. – 1852 erbte die Witwe M. Kathar. Sahler, verehelichte Römer von ihrem Manne Christian Römer Heimat und Mühle. (Es kann sich nur um die Neiers Mühle handeln! da die Römer dort wohnten, wo jetzt die Fedeles sind.) – 1852 kaufte der Maisäb Garfreschen die halbe Säge v[on] Peter Lorenz Bargehr. Hatten sie die andere

26 Laut Manfred Dönz ist ein „Schwärtling“ ein Brett mit Rinde.

Hälfte schon? Später gehörte diese Säge ganz den Garfreschnern, wurde 1910 vom Vermiel weggerissen, später wieder aufgebaut, aber 1951 wieder von einer Lawine zerstört. Jetzt hat Wilhelm Tschanz heraußen neben dem Garfreschahüsi eine Säge gebaut, die er aber mit elektr[ischer] Kraft betreibt. – Nr. 34 (Vogts) hatten 1856 eine Mühle, einen Bleuel oder Flachsreibe und eine Säge. – Auch die Neuers [sic!] Mühle hatte eine Hanfreibe, die der Vater noch wußte. (1874 geboren!) – (Aus Notizen aus dem Gemeindearchiv und eigenem Wissen, bzw. eigenem Hörensagen.)

D's Zillili auf Gant (mehr als 80 Jahre alt) weiß die Neiers Mühle noch lange im Betrieb. Zuletzt war noch Josef Bürgler dort. 1910 wurde bei der Wasserkatastrophe das [sic! – korrekt: der] Mühlenteich zerstört. – Zuletzt verarbeitete man dort Gärbhüslersteine. – (1965.)

[12.] Wassermühlen und Wassersägen:

Sie alle waren vor der Anwendung der Dampfmaschine + der Elektrizität auf die Wasserkraft angewiesen. (Oder auch auf den Wind!). Daher der Landschaft und Heimat verhaftet und in ihr verwurzelt. – Beide sind schon sehr alt.

[13.] Doppelter Müllerlohn:

In einer Tschaggunser Mühle gab es einst wenig Mehl. Befragt, warum das so sei, sagte ein Kind: „Jo, dr Ätti hot g'lohnat und d'Muater hot g'lohnat.“ (Das heißt den Lohn in Mehl weggenommenen.)

(Mündlich, Tschagguns.)

[14.] Tschaggunser Mühlen und Sägen:

Die Mühle in Mauren wurde, wie die damit verbundene Säge, von der Ill aus mit Wasser versorgt. 1910 wurde sie vom Wasser beschädigt und dann abgebrochen. – 1576 wird eine Säge in der Zelfen erwähnt, die im Besitze von Mang Zelf war. – Nr. 211 war eine Mühle am Mühlbach vom Tilisunabach. Nr. 232 hatte eine Sägemühle, zeitweilig im Besitze von Tschofen. – Nr. 131 Sägemühle, wurde durch das Gampadelswerk abgelöst. – Am Mühlbach vom Tilisunabach stand d's Bohnerlis Mühle, 1859 verbrannt, wieder aufgebaut ohne Wohnhaus, vom Gampadelswerk abgelöst. – Mühle am Mülliegg im Tilisunabachtobel, bei einer Wasserkatastrophe (1762 oder 1764) zerstört worden. – Die Badmühle und Badsäge am Lederbach. Die Mühle steht noch, doch ist sie natürlich nicht mehr in Betrieb; die Säge ist 1928 verbrannt. (Brandstiftung.) – Nr. 124 war einmal eine Kornmühle, später dann eine Krauthobelwerkstätte. – Die untere Franza Mühle wurde 1868 vom Rasafei unterspült. – Die obere Franza Mühle auf der anderen Bachseite wurde 1910 beschädigt und durch Pioniere abgebrochen. – Die Engstlers Säge, erbaut von Kaspar Tschofen, heute noch Vollbetrieb. Hatte auch eine Knochenstampfe. – Bei Nr. 53 die Bachla Säge besteht ebenfalls heute noch; sie stand früher bei der Lochmühle oben, dann am Rasafeibach, dann bei der heutigen Lochmühle Nr. 60, wurde dort abgebrochen. – Nr. 113 Mühle und Säge beim Mühletomas [sic!] im Tobel drinnen, die Mühle wurde 1910 zerstört, die Säge ist heute noch in Betrieb! – Die Säge auf Gadafiet wurde 1868 zerstört; sie stand auf der Vollspornner Seite.

(Mitgeteilt v[on] Altbürgermeister Anton Brugger, Stand vom 1.1.1970.)

[15.] Schrunser Mühlen und Sägen:

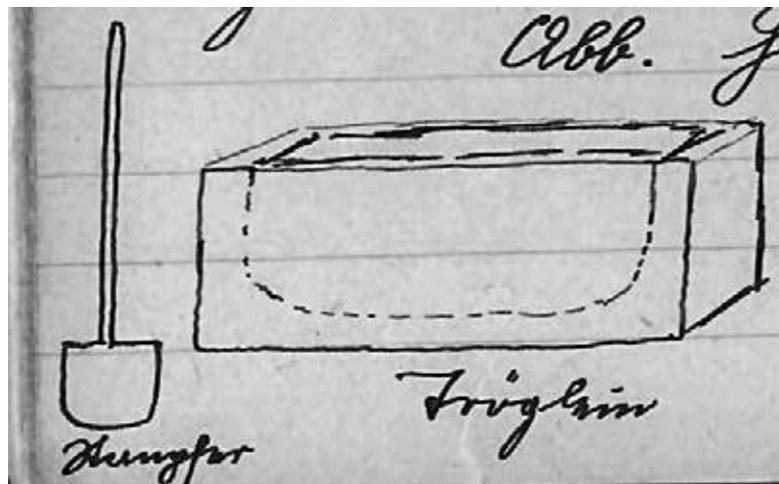
1. Kiebers Mühle in Gamprätz
2. Mangenga Mühle in Gamprätz, 1914 abgebrannt, Brandlegung durch die Besitzerin.
3. Stemers Mühle und Säge stand dort, wo heute die Buchhandlung Schiestl ist, Stemer war auch Vorsteher von Schruns.
4. Die Tobelmühle – Zuderell.
5. Eine Kornmühle wo heute die Bäckerei Krone ist.
6. Zottels Mühle war dort, wo jetzt Friseur Tomaselli ist.
7. Mühle am oberen Kohlplatz hatte auch einen Kernagang (Spelz) (Ährenleserinnen!) und eine Gerstenstampfe. (Gerstenstampfe, Schallner betrieben sie; es war auch eine Säge dabei.)
8. Gantschierer Mühle – besaß Großvater.
9. Wassersäge in Kaltenbrunnen, heute noch im Betriebe.
10. Lenza Säge (Durig) noch im Betriebe.

(Angaben Anton Bruggers.)

Gerstenstampferei.

[Heft 17, S 121 – 125: Transkription von Andrea Brugger]

Die Gerste wird bei uns „Korn“ genannt. Sie war und ist die Hauptgetreideart, die bei uns [an]gebaut wird. Neben ihrer Verwendung zu Brotmehl wurde sie auch zu andern Zwecken verwendet; zu Gerstenschleim und bes[onders] auch zur bekannten Rollgerste für versch[iedene] Gerstensuppen (Fleischsuppe, Birnsuppe u. a.) Diese Rollgerste ist nichts anderes als das auf mechanischem Wege entschälte Gerstenkorn. Weil man schon lange Jahre diese Rollgerste kaufen kann, ging die Herstellung hier verloren. Einstmals war wohl bei jeder Mühle eine Gerstenstampfanlage, in der der Kunde des betreffenden Müllers seinen Bedarf an Rollgerste stampfen lies [sic!]. Gekauft wurde früher natürlich keine Rollgerste. Im Winter 1918/19 als noch große Not war und man natürlich auch keine Rollgerste zu kaufen bekam, stellte uns der Vater selber eine ganz primitive Gerstenstampfe her. Es war dies ein mittleres Tröglein, wie ein kleines Schweinetröglein und dazu einen passenden Stampfklotz aus Buchenholz nach neb[enstehender] Abb[ildung] her.

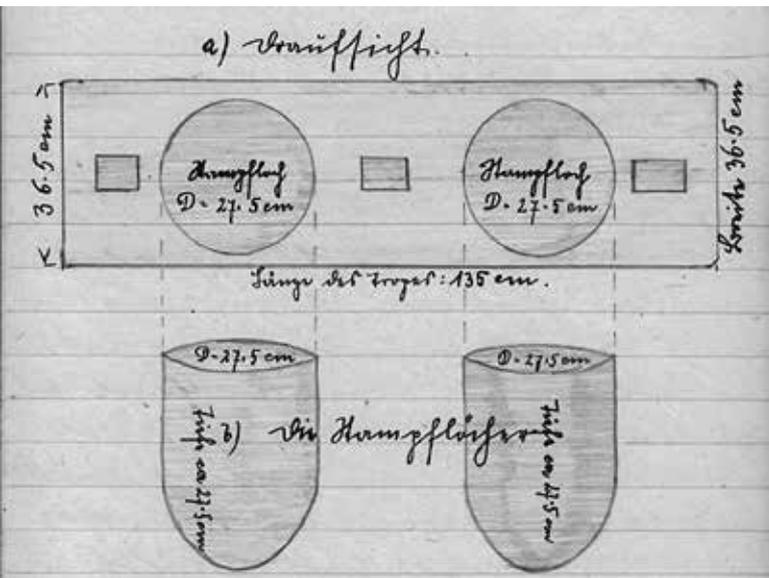


Tröglein mit Stampfer



Da wurde etwa $\frac{1}{3}$ voll Korn hineingetan und mit etwas Wasser befeuchtet. Dann stampften wir stundenlang in der Stube bei kaltem Winterwetter. Die Spreu wurde dann im Wasser (nicht im Trog) abgeschwemmt. – Besser und leistungsfähiger waren die Stampfanlagen bei den Mühlen, die mit Wasserkraft betrieben [wurden], 2 Stampfer hatten und erfahrene Bediener. Eine solche Anlage (sie sind jedoch sicher nicht alle genau gleich gewesen) sah ich im Jahre 1942 zufällig in Netzers Mühle und Säge, anlässlich des dortigen Umbaus in Wohnräume, auf dem Sägeplatz heraußen liegen. Der Müller und Säger Franz Netzer (Vater des jetzigen Besitzers) lies [sic!] mich genau Maß nehmen und erklärte mir die Anlage.

Umstehend das Bild im Maßstabe 1:10.



a) Draufsicht und b) Stampflöcher

Der Stampfklotz ist aus Buchenholz wie mir Netzer sagt. Er ist ebenso hoch (tief) als breit, nämlich auch 36,5 cm. Die 3 viereckigen Löcher sind ungleich und so angeordnet wie oben im Bilde angegeben. Sie sind nicht tief und dienen wohl der Befestigung der Stampferführung.

Bezeichnend ist auch der Kindergesang „Gigagampfa – Gärschtstampa“ – wenn sie z. B. schaukelnd auf und nieder sich bewegen. – Man hört diesen Reim bei schaukelnden Kindern auch heute noch öfters.

Siehe auch die Bemerkungen Seite 87 und 88 in diesem Heft!

Gerstenstampfe in Gaschurn.

Auch in Gaschurn gab es bei unserer dortigen Mühle eine Gerstenstampfe, die viel beansprucht wurde. Alle Leute hatten damals Rollgerste für die Gerstensuppen.

(Erzählt von Kath. Wittwer, geb. Klehenz, 1890 geboren; 13.1.1968.)

Gerstenstampfen waren eigentlich Pochwerke, die, meist mit Mühlen verbunden, die in einen hölzernen Trog geschütteten, etwas angefeuchteten Gerstenkörner durch niederfallende Stöbel enthülsten.

Gerberei.

[Heft 17, S 131: Transkription von Andrea Brugger]

Ob uns droben heißt eine Flur „das Gerbhaus“ Da muß einmal ein Haus für Gerberei gewesen sein. – In einem alten Aufschreibebuch lese ich folgende Stelle: „Den 21. Feber 1860 gib ich dem Jos. Ant. Nuderscher oder Gärber [sic!] auf Gant einen Tschoppen [sic!] zu kaufen um 3 fl [Gulden] 20 Kr[euzer]“. Gerber in Schruns: In Schruns werden mehrfach Gerber erwähnt, so am 27.12.1821 ein Johann Martin Tschofen, Gerber in Schruns. Der Gerberlohn betrug lt. Rechnung 2 fl [Gulden] 45 X [Kreuzer].

Knochenstampfen.

[Heft 17, S 136: Transkription von Andrea Brugger]

(Vgl. die Gerstenstampfen S. 121 in diesem Heft!) Während des 1. Weltkrieges gab es noch eine solche Knochenstampfe in Tschagguns. In der Innerfratte muß es damals keine gegeben haben, denn meine Mutter und ich führten die Knochensäcke auf einem Karren in die Knochenstampfe am Rasafeibach in Tschagguns und dann das Knochenmehl wieder zurück. Das Knochenmehl verwendete man bes[onders] für Hühnerfutter.

Stickerei im Montafon.

[Heft 17, S 141: Transkription von Andrea Brugger]

1. Allgemeines: Auch im Mo[ntafon] wurde zeitweilig nicht wenig gestickt. Als Beleg dafür folgen hier eine Reihe von Beispielen.

2. Beispiele: Im Hause Nr. 128 am Berg stickten um 1890 herum 3 Schwestern. Auch die Mutter meiner Frau auf B[artholomä]berg stickte vor dem 1. Weltkriege. Sie bezog die Stücke, die sehr lang waren, von Ganahl Sofie in den Böden, pol[itische] Gemeinde B[artholomä]berg, die damals Fergerin war. Man mußte die feinen Tüllstücke nach den vorgezeichneten Mustern mit Pariser Maschinen besticken. Man stickte mit Baumwollgarn.

Heugeschirr.

[Heft 17, S 181: Transkription von Andrea Brugger]

Noch heute gibt es in [sic!] Mo[ntafon] einige kleinere Betriebe, die sich mit der Herstellung v[on] Heugeschirr, insbes[ondere] der Rechenherstellung befassen. Früher wurde im Mo[ntafon] aber nicht nur der eigene Bedarf gedeckt, sondern es wurde auch viel Heugeschirr nach auswärts verkauft. – So machten die Montavoner [sic!] nach Angabe v[on] Schuldirektor Wittwer v[on] Gaschurn sehr viele Rechen für die Schweizer. Die Gaschurner trugen z. B. jeden Sommer viele Traglasten von Rechen in das Engadin hinüber.

(Mündlich, Gaschurn.)

Anhang



Heimatschutzverein Montafon

Montafoner Museen

Kirchplatz 15
6780 Schruns
T 05556/74723
F 05556/74723-24
E info@montafoner-museen.at
I www.montafoner-museen.at

Vorstand:

MMag. Dr. Michael Kasper (Obmann)
Mag. Wilfried Dür (Stv. Obmann)
Judith Ganahl (Kassierin)
Mag. Dr. Andreas Brugger (Schriftführer)

Als Mitglied des Heimatschutzvereins Montafon genießen Sie folgende Vorteile:

- Freier Eintritt für Sie in alle Montafoner Museen
- Sie erhalten kostenlos die aktuelle Kulturinfo Montafon mit dem Veranstaltungsprogramm und Beiträgen zu den Aktivitäten der Montafoner Museen.
- Im Rahmen der Generalversammlung des Heimatschutzvereins Montafon erhalten Sie kostenlos den umfassenden Jahresbericht mit Beiträgen zur Geschichte und Gegenwart des Montafons.
- Freier bzw. reduzierter Eintritt zu Veranstaltungen des Heimatschutzvereins Montafon inkl. septimo (Vorträge, Exkursionen, Wanderungen, Lesungen u.v.m.).
- Kostenlose Beratung bei historischen Fragen durch die Mitarbeiter der Montafoner Museen (Voranmeldung erforderlich).
- Deutlich reduzierter Bezugspreis für die Montafoner Schriftenreihe und alle weiteren vom Heimatschutzverein herausgegebenen Publikationen.
- Kostenlose Inanspruchnahme des Montafon Archivs und der Fachbibliothek des Vereins
- Kostenlose Inanspruchnahme des Services der Außenstelle der Vorarlberger Landesbibliothek

Ausschuss:

DDr. Heiner Bertle (Schruns)
Friedrich Juen (St. Gallenkirch-Gargellen)
Mag. Bernhard Maier (Stand Montafon)
Mag. Désirée Mangard, MSc (Gaschurn)
Hans Netzer (Silbortal)
MMag. Dr. Andreas Rudigier (Schruns)
Katharina Stocker, MSc (St. Gallenkirch)
Mag. Ruth Swoboda (Vandans)
Mag. Christoph Walser (Lorüns)
Dr. Leo Walser (Lorüns)
Marianne Werle (Bartholomäberg)

Kassaprüfer:

Guntram Juen
Peter Vergud

Mit der Bezahlung des Mitgliedsbeitrages unterstützen Sie die Arbeit des Vereines und der Museen!

Bildnachweis

Für den Jahresbericht wurden Bilder von den Montafoner Museen und aus dem Montafon Archiv, vom Stand Montafon (u.a. Meznar Media) sowie von Montafon Tourismus, den Autorinnen und Autoren und den Fotografen Bertram Frei, Walter Kegele und Manfred Schlatter verwendet. Aus Platzgründen konnte nicht bei jedem Bild der Bildnachweis angeführt werden.

Jahresabschluss 2019

Schuldenstand per 1.1.2019 € -13.157,51

Einnahmen 2019 € 268.380,48

I Verein / Museum	€ 73.752,30
Mitgliedsbeiträge / Spenden	
Eintritte Schruns, Bartholomäberg, Gaschurn, Silbertal	
Museumsshop Schruns, Bartholomäberg, Gaschurn, Silbertal	
II Förderungen	€ 179.147,19
Stand Montafon	
Bund	
Land Vorarlberg	
Gemeinden, Montafon Tourismus	
Vbg. Kulturhäuser	
III Sponsoren	€ 15.480,99

Ausgaben 2019 € -232.778,15

1 Verein	€ 29.824,19
Mitgliederinfo, Kulturinfo	
Vorträge / Exkursionen	
Sonstiges (Jahresbericht, Repräsentation, Archivrecherchen ...)	
2 Museen	€ 153.349,47
Personal u. lfd. Ausgaben Schruns, Silbertal, Gaschurn, Bartholomäberg	
Strom	
Versicherung, Miete	
Telefon / Porto	
Ankäufe, Restaurierungen (Büro, Shop, Bibliothek ...)	
3 Ausstellungen	€ 49.604,49
Silbertal, Bartholomäberg, Schruns, Gaschurn u. Septimo	

Ertrag 2019 € 35.602,33

Stand per 31.12.2019 € 22.444,82



Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

- 
- Heinrike Bargehr (Bergbaumuseum Silbertal)
Mag. Helge Bartsch (Heimatschutzverein)
Dr. Klaus Beitzl (Heimatschutzverein)
Regina Bergauer (Montafon Archiv)
Anna Bertle (Heimatmuseum Schruns)
DDr. Heiner Bertle (Heimatschutzverein)
Karoline Bertle (Heimatmuseum Schruns)
Klaus Bertle (Montafoner Museen)
Judith Biermeier (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Tanja Bitsche (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Natalie Bitschnau (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Mag. Martin Borger (Montafon Archiv)
Georg Breuß (Heimatmuseum Schruns)
Andrea Brugger (Bergbaumuseum Silbertal)
Mag. Dr. Andreas Brugger (Montafon Archiv)
Marie-Luise Brugger (Bergbaumuseum Silbertal)
Elia Cornali (Zivildienster/Gedenkdiener)
Mag. Wilfried Dür (Heimatschutzverein)
Petra Essig (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Markus Felbermayer (Montafoner Resonanzen)
Eva Galehr (Heimatmuseum Schruns)
Katharina Galehr (Heimatmuseum Schruns)
Erna Ganahl (Heimatmuseum Schruns)
Judith Ganahl (Heimatschutzverein)
Franz Haag (Heimatschutzverein)
Verena Habit (Heimatmuseum Schruns)
Reinhard Häfele (Montafoner Museen)
DI Alexander Haumer (Heimatschutzverein)
Prof. Martin Heini (Heimatschutzverein)
Ing. Horst Hefel (Heimatschutzverein)
MMag. Dr. Edith Hessenberger (Montafon Archiv)
Mag. Claus-Stephan Holdermann (Heimatschutzverein)
Christina Juen (Montafon Archiv)
Friedrich Juen (Heimatschutzverein)
Marco Juen (Zivildienster/Gedenkdiener)
MMag. Dr. Michael Kasper (Montafoner Museen)
Sandra Kraft (Montafoner Museen)
Mag. Christian Kuehs (Heimatschutzverein)
Astrid Kuster (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Klaus Kuster (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Marlies Kuster (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Maria Lehner (Heimatmuseum Schruns)
Hubert Loretz (Heimatschutzverein)
Margret Loretz (Heimatmuseum Schruns)
Mag. Bernhard Maier (Heimatschutzverein)
Mag. Désirée Mangard, BA (Heimatschutzverein)
Gerhard Mangeng (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Anita Mathies (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Erich Mathies (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Klaudia Mathies (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Lorenz Mathies (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Markus Mathies (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Rosmarie Mathies (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Toni Mezner (Öffentlichkeitsarbeit)
Hans Netzer (Bergbaumuseum Silbertal)
Stefan Netzer (Montafon Archiv)
Prof. Dr. Bruno Oberhammer (Heimatschutzverein)
Mag. Beatrice Pfeifer (Heimatschutzverein)
Dr. Klaus Pfeifer (Heimatschutzverein)
em. Univ.-Prof. Dr. Guntram Plangg (Heimatschutzverein)
Dr. Sophie Röder (Montafoner Museen)
MMag. Dr. Andreas Rudigier (Heimatschutzverein)
Gerlinde Rudigier (Bergbaumuseum Silbertal)
Stefan Rudigier (Montafon Archiv)
Franz Rüdissler (Heimatschutzverein)
Helene Rüdissler (Heimatschutzverein)
Rudolf Sagmeister (Heimatschutzverein)
Franz Saler (Bergbaumuseum Silbertal)
Willi Säly (Bergbaumuseum Silbertal)
Manfred Schlatter (Heimatmuseum Schruns)
Karl-Volker Schmidt (Heimatschutzverein)
Edith Schuchter (Heimatmuseum Schruns)
Gerd Spratler (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Christa Stilgenbauer (Heimatschutzverein)
Hans Stilgenbauer (Heimatschutzverein)
Katharina Stocker, MSc (Heimatschutzverein)
Mag. Ruth Swoboda (Heimatschutzverein)
Mag. Christof Thöny (Heimatschutzverein)
Heinz Tschabrun (Heimatmuseum Schruns)
Univ.-Doz. Dr. Manfred Tschalkner (Heimatschutzverein)
Peter Tschernegg (Heimatmuseum Schruns)
Dagmar Vergud (Heimatmuseum Schruns)
Peter Vergud (Heimatschutzverein)
Daniela Vogt-Marent (Heimatschutzverein)
Angela Vonier (Heimatmuseum Schruns)
Constantin Vonier (Montafoner Museen)
Monika Vonier (Montafoner Museen)
Elisabeth Walch (Montafoner Museen)
Maximilian Walch (Heimatmuseum Schruns)
Mag. Christoph Walser (Heimatschutzverein)
Dr. Leo Walser (Heimatschutzverein)
Marianne Werle (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Otto Werle (Frühmesshaus Bartholomäberg)
Bruno Winkler (Montafoner Museen)
Regina Wittwer (Alpin- und Tourismuseum Gaschurn)
Adolf Zudrell (Bergbaumuseum Silbertal)
Johanna Zudrell (Bergbaumuseum Silbertal)



Autorinnen und Autoren

DI Valentina Bolter
Stand Montafon
Montafonerstraße 21, 6780 Schruns

Andrea Brugger
Schulweg 5, 6782 Silbertal

Mag. Dr. Andreas Brugger
Montafon Archiv
Kirchplatz 15, 6780 Schruns

Christine Dügler
Silvrettastraße 46, 6780 Schruns

Teresa Galehr
Innerkoflerstraße 6, 6020 Innsbruck

Mag. Michael Fliri
Diözesanarchiv Feldkirch
Bahnhofstraße 13, 6800 Feldkirch

Judith Ganahl
Batloggstraße 91b, 6780 Schruns

Mag. art. Arno Gehr
Bregenzer Atelier für Konservierung - Restaurierung
Belruptstr. 29, 6900 Bregenz

MMag. Dr. Michael Kasper
Montafoner Museen
Kirchplatz 15, 6780 Schruns

Dipl.Rest. Angela Kaufmann
Bregenzer Atelier für Konservierung - Restaurierung
Belruptstr. 29, 6900 Bregenz

Hansjörg Klotz
6700 Stallehr 4

Sandra Kraft
Montafoner Museen
Kirchplatz 15, 6780 Schruns

Mag. Dr. Ulrike Längle
Klausmühle 5, 6900 Bregenz

Josef Manahl
Kronenwiese 4b/13, 6780 Schruns

Prof. MMag. Dr. Bruno Oberhammer,
Zehentstraße 3, 6973 Höchst

Mag. Dr. Klaus Pfeifer
Labor für Dendrochronologie
Pfister 1243, 6863 Egg

em. Univ.-Prof. Dr. Guntram Plangg
Föhrenweg 8, 6063 Rum

Dr. Sophie Röder
Montafoner Museen
Kirchplatz 15, 6780 Schruns

MMag. Dr. Andreas Rudigier
vorarlberg museum
Kornmarkt 1, 6900 Bregenz

Franz Rüdisser
Gstüdweg 13, 6780 Schruns

Helene Rüdisser
Gstüdweg 13, 6780 Schruns

Christa Stilgenbauer
Plattaweg 12 a
6781 Bartholomäberg

Hans Stilgenbauer
Plattaweg 12 a
6781 Bartholomäberg

Prof. Dr. Christfried Tögel
Chemin de Combes 2
CH-1009 Pully

Univ.-Doz. Dr. Manfred Tschakner
Vorarlberger Landesarchiv
Kirchstraße 28, 6900 Bregenz

Elisabeth Walch
Montafoner Museen
Kirchplatz 15, 6780 Schruns

Dr. Leo Walser
6700 Lorüns 56

Bruno Winkler
Rath & Winkler OG/Projekte für Museum und Bildung
Marktgraben 25, 6020 Innsbruck



Publikationen

Montafoner Geschichte

- 1 Rollinger/Rollinger: Montafon 1. Mensch – Geschichte – Naturraum. Die lebensweltlichen Grundlagen. 2005 (€ 29,-)
- 2 Rollinger: Montafon 2. Besiedlung - Bergbau - Relikte. Von der Steinzeit bis zum Ende des Mittelalters. 2009 (€ 29,-)
- 3 Tschalkner: Montafon 3. Gesellschaft – Ökonomie – Mentalitäten. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. 2018 (€ 29,-)
- 4 Schnetzer/Weber: Montafon 4. Bevölkerung – Wirtschaft. Das lange 20. Jahrhundert. 2012 (€ 29,-)

Die komplette Reihe Band 1 bis 4 ist um € 98,- erhältlich.

Montafoner Schriftenreihe

- 1 Moosbrugger: Maisäckkultur und Maisäcklandschaft im Montafon. 2001 (vergriffen)
- 2 Keiler/Pfeifer (Hg.): Plazadels und Wachers Dieja. 2001 (€ 10,90/8,70)
- 3 Haas: Das Montafonerhaus und sein Stall. 2001 (vergriffen)
- 4 Dönz: Muntafuner Wärter, Spröch und Spröchli. (€ 20,-/16,50)
- 5 Rudigier/Zamora (Hg.): Das romanische Vortragekreuz von Bartholomäberg. 2002 (€ 13,-/10,-)
- 6 Keiler/Pfeifer/Rudigier: Gweil – Maisäck und Alpen. 2002 (€ 20,-/16,50)
- 7 Beitzl: Die Motivbilder aus den Montafoner Gnadenstätten. 2002 (€ 16,-/13,-)
- 8 Netzer: Silbertaler Soldaten im Zweiten Weltkrieg. 2003 (€ 16,-/13,-)
- 9 Keiler/Pfeifer/Rudigier: Die Maisäcke auf Tafamunt. 2003 (€ 22,-/18,-)
- 10 Strasser: Montafoner Reisebilder. 2003 (€ 20,-/16,50)
- 11 Nesensohn-Vallaster: Der Lawinenwinter 1954. 2004 (€ 16,-/13,-)
- 12 Keiler/Pfeifer/Rudigier: Der Maisäck Montiel. 2004 (€ 22,-/18,-)
- 13 Nachbaur/Strasser: Die Markterhebung von Schruns. 2004 (€ 22,-/18,-)
- 14 Wink (Hg.): Ausgrabungen im Montafon. Diebschlössle und Valkastiel (2 Bde). 2005 (€ 22,-/18,-)
- 15 Keiler/Pfeifer/Rudigier: Der Maisäck Valschaviel. 2005 (€ 22,-/18,-)
- 16 Hachfeld/Vossebürger/Pfeifer: Die „Alpe“ Bofa. 2005 (€ 10,90/8,70)
- 17 Hessenberger/Kasper: Lebenswelten junger Menschen im Montafon. 2006 (€ 13,-/10,-)

- 18 Malin/Maier/Dönz-Breuß: Standeswald Montafon. 2007 (€ 22,-/18,-)
- 19 Ohneberg: Märzengerichtsprotokoll. 2007 (€ 28,-/22,-)
- 20 Bußjäger: Die „Montafon“-Krise. 2007 (€ 13,-/10,-)
- 21 Beitzl/Strasser: Richard Beitzl. 2009 (€ 25,-/20,-)
- 22 Kasper: Röbi und Rongg. 2009 (€ 25,-/20,-)
- 23 Kasper/Pfeifer: Netza, Monigg und Sasarscha. 2011 (€ 25,-/20,-)
- 24 Hofmann/Wolkersdorfer: Der historische Bergbau im Montafon. 2013 (€ 19,-/16,-)
- 25 Ohneberg: Die Frevelbücher der Herrschaft Bludenz (1544-1599). 2014 (€ 25,-/20,-)
- 26 Netzer: Silbertal im Ersten Weltkrieg. 2015 (€ 19,-/14,-)
- 27 Dür/Kasper: Geschichte der Gerichtsbarkeit im Montafon 1775-2017. 2017 (€ 14,90)
- 28 Feurstein/Kasper: Vom Montafon zum Himalaya. 2018 (€ 14,90)
- 29 Hessenberger/Beitzl: Das Tschagggunser Mirakelbuch. 2018 (€ 17,90/14,90)
- 30 Kasper/Müller/Pfanner/Pfanner: Volksschule Galgenul 1818 - 2018. 2018 (€ 19,90/16,90)

Sonderbände zur Montafoner Schriftenreihe

- SB 1 Strasser/Rudigier: montafon.1906_2006 – Eine Zeitreise in Bildern. 2006 (vergriffen)
- SB 2 Truschneegg: Lorüns. Dorfgeschichte in Schrift und Erzählung. 2006 (€ 35,-/30,-)
- SB 3 Brugger: 100 Jahre Skisport im Montafon. 2006 (€ 33,-/27,-)
- SB 4 Rudigier: Heimat Montafon. Eine Annäherung. 2007 (€ 22,-/18,-)
- SB 5 Hessenberger: Grenzüberschreitungen. 2008 (vergriffen)
- SB 6 Arnold: Montafonerin. 2008 (vergriffen)
- SB 7 Rudigier: Kulturgeschichte Montafon. 2009 (€ 9,50/7,50)
- SB 8 Hessenberger/Rudigier/Strasser/Winkler: Mensch & Berg im Montafon. 2009 (€ 28,-/22,-)
- SB 9 Strasser: Schruns um 1920 (Adele Maklott). 2009 (€ 18,90/16,90)
- SB 10 Philp/Rudigier: Philipp Schönborn Montafon. 2010 (€ 22,-/18,-)
- SB 11 Trippolt/Bertle: Hannes Bertle. 2010 (€ 23,-/18,-)
- SB 12 Hessenberger/Kasper/Rudigier/Winkler: Jahre der Heimsuchung. 2010 (€ 28,-/22,-)
- SB 13 Strasser: Entlang der Montafonerbahn. 2010 (€ 18,90/16,90)
- SB 14 Strasser: Urlaubsgrüße aus dem Montafon. 2011 (€ 19,90/17,90)
- SB 15 Netzer/Jenny: Johann Bitschnau. 2011 (€ 13,-/10,-)
- SB 16 Juen/Kasper/Rudigier: ViaValtellina. Montafon. 2012 (€ 9,-/7,-)
- SB 17 Zink: Im Kurhotel. 2012 (€ 25,-/23,-)



- SB 18 Trippolt/Kasper: Max Alwin und Christian Lucas von Cranach. 2013 (€ 25,-/20,-)
- SB 19 Pichler: Aus dem Montafon an den Mississippi. 2013 (€ 18,-/15,-)
- SB 20 Kasper: Zeitreise durch die Silvretta. 2013 (€ 24,-/19,-)
- SB 21 Plangg: Alte Montafoner Flurnamen 1, Bartholomäberg, Schruns, Silbertal, 2014 (€ 24,-/19,-)
- SB 22 Kasper/Rudigier/Trippolt/Winkler: Berg.Werke – Piz Buin & Co. 2015 (€ 12,-/9,-)
- SB 23 Kasper/Thöny: 14/45. Der Süden Vorarlbergs im Zeitalter der Extreme. 2016 (€ 24,-/19,-)
- SB 24 Oberhammer: Montafoner Orgellandschaft. 2016 (€ 22,-/18,- Kombipreis mit CD € 35,-/30,-)
- SB 25 Brugger/Juen/Kasper: Kindheit und Jugend im Montafon. 2017 (€ 19,99)
- SB 26 Schlatter: Stillstand. 2016 (€ 29,-/26,-)
- SB 27 Kasper/Rudigier: Der Kristberger Flügelaltar. 2017 (€ 14,90)
- SB 28 Pfeifer Steiner: Rastlos. Architekt Werner Pfeifer 1919 – 1972. 2018 (€ 39,-)
- SB 29 Plangg: Alte Montafoner Flurnamen 2, Gaschurn und St. Gallenkirch, 2019 (€ 29,-/25,-)

Erzähl mir von Früher – Historische Kinderlebenswelten

- 1 Hessenberger: Auf der Geißenhut. 2013 (€ 18,-/15,-)
- 2 Hessenberger: Abschied von den Bergen. Der Weg der Schwabenkinder. 2017 (€ 18,-/15,-)

Kataloge und Führer

Zwetti/Rudigier: Maklott – Jehly – Schmid. Sommerausstellung 2004 im Montafoner Heimatmuseum Schruns (€ 10,-/8,-)

Rudigier/Strasser: Ein kleiner Führer durch das Montafoner Heimatmuseum. 2008 (gratis)

Brugger: Museum Guide of the Montafon Folk Museum Schruns. 2008 (vergriffen)

NS-Erinnerungsorte im Montafon. 2015 (€ 5,-/3,-)

Sagenumwobene Orte im Montafon. 2017 (€ 5,-/3,-)

Röder/Dür: Konrad Honold. Werke im öffentlichen Raum im Montafon. 2018 (€ 5,-/3,-)

Filme und andere Medien

Plazadels und Wachers Dieja. DVD, 2001 (€ 15,-/12,-)

Montafon. Filmarchiv Austria, DVD, 2004 (€ 24,90)

Die prähistorische Besiedlung des Montafons. Interaktive CD, 2005 (gratis)

Außergweil. Alpe ohne Straße. DVD, 2014 (€ 15,-)

„Zimba - ein Zweitälerberg“. DVD, 2015 (vergriffen)

Scheibenschlagen. Altes Brauchtum aus Vorarlberg. DVD, 2019 (€ 15,-)

Kulturhistorische Wanderwege Montafon

Bertle: Geologischer Lehrwanderweg
Bartholomäberg. 1978 (gratis)

Rudigier: Gaschurn-Dorf. 2003 (€ 2,-)

Ebster: Sagenweg Vandans. 2007 (€ 2,-)

Holdermann: Diebschlossleweg. 2014 (€ 5,-)

Jahresberichte der Montafoner Museen

2001 – 2019

Externe Publikationen in Kooperation mit den Montafoner Museen

Rudigier/Thöny: Zeit des Umbruchs. 2010 (€ 13,90)

Kasper/Rudigier: Montafon Lesebuch. 2012 (€ 22,-)

Zimmermann/Brugger: Die Schwabenkinder.
2012 (€ 14,90)

Hessenberger: Erzählen vom Leben im 20. Jahrhundert.
2013 (€ 34,90)

Ruff/Bundschuh: Minderjährige Gefangene des Faschismus.
2014 (€ 24,90)

Kasper/Korenjak/Rollinger/Rudigier: Alltag – Albtraum –
Abenteurer, 2015 (€ 44,90)

Kasper: Mythos Piz Buin. 2015 (€ 24,90)

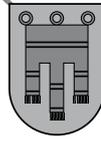
Kasper/Korenjak/Rollinger/Rudigier: Entdeckungen der
Landschaft, 2017 (€ 45,-)

Kasper/Rollinger/Rudigier: Sterben in den Bergen, 2018
(€ 40,-)

Museen/Heimatschutzverein/Archiv

Wir danken unseren Förderern und Sponsoren:

Stand Montafon



Vorarlberg
unser Land

BUNDESKANZLERAMT ■ ÖSTERREICH



Marktgemeinde
Schruns



Gemeinde
Bartholomäberg



Gemeinde
Gaschurn



Gemeinde
Silbertal





illwerke vkw

**Raiffeisenbank
Bludenz-Montafon**



SPARKASSE 
Bludenz

Was zählt, sind die Menschen.



Vital-Zentrum
Felbermayer
★★★★

mbs

www.montafonerbahn.at

 **interreg**
Alpenrhein | Bodensee | Hochrhein



